

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen

J. W. Bruinier

Das deutsche Volkslied

Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges

Vierte Auflage



Verlag von B. G. Teubner in Leipzig



Ein vollständiges Verzeichnis der Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" befindet sich am Schluß dieses Bandes.

ANuG



Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
7. Bändchen

Das deutsche Volkslied

Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges

Von
J. W. Bruinier

Vierte, umgearbeitete
und verbesserte Auflage



Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1911



Aus Natur und Geisteswelt
Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen
7. Bändchen

Das deutsche Volkslied

Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges

Von

J. W. Bruinier

Vierte, umgearbeitete
und verbesserte Auflage

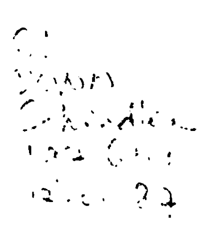


Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1911

Die zwîvelære sprechent, ez sî allez tôt,
ezn lebe nû nieman der iht singe.
nû mugen si doch bedenken die gemeinen nôt,
wie al diu welt mit sorgen ringe.
kumt sanges tac, man hœret singen unde sagen;
man kan noch wunder.
ich hôrte ein kleine vogellîn daz selbe klagen,
daz tet sich under:
'ich singe niht, ez welle tagen.'

Walther von der Vogelweide.

Schwarzseher, Zweifler sagen, nun sei alles tot,
Es lebe niemand, der noch singe.
Bedenken sie denn nicht, wie allgemein die Not,
Wie alle Welt mit Sorgen ringe?
Kommt zum Gesang der Tag, dann singt man wohl und sagt!
Ihr hört es schon!
Ein kleines Vöglein hört' ich, wie es auch so klagt
Beim Schlafengehen:
„Ich sing' erst wieder, wenn es tagt!"



Herrn Geheimen Regierungsrat

Dr. Karl Kromayer zu Straßburg

früher Direktor des Gymnaſiums zu Weißenburg im Elſaß

in Treue und Dankbarkeit

der Dürnge bluome ſchînet dur den ſnê:
ſumer und winter blüet ſîn lop als in den êrſten jâren
Walther von der Vogelweide

Aus dem Vorwort zur dritten Auflage.

Die 3. Auflage ist gegen früher bedeutend verändert und in bester Absicht verbessert. Ich habe mich bemüht, den an Inhalt und Form gemachten Ausstellungen Gehör zu geben, soweit sie mir bekannt geworden sind und berechtigt erschienen. Mir selbst mißfiel an den älteren Auflagen im allgemeinen die Unruhe des Tones und die Neigung zum Hader, im besonderen die unklare Ordnung des ersten Hauptstücks, eine Folge der zahlreich eingestreuten Auslassungen über allgemeine Fragen. In beiden Beziehungen ist jetzt sehr viel anders geworden. Die Stoffverteilung wird nunmehr klarer sein, das Entwicklungsbild deutlicher hervortreten . . .

Greifswald, Reminiszere 1908.

Vorwort zur vierten Auflage.

Schneller, als zu erwarten war, hat sich das Bedürfnis nach einer neuen Auflage gezeigt. Auch diese ist, besonders im zweiten Hauptstücke, gegen früher stark verändert. Dankbar gedenke ich der Anregungen, die ich der Besprechung des Büchleins durch Wackernell (Anzeiger für deutsches Altertum XXXIII 188 ff.) verdanke.

Anklam, Michaelis 1910.

Dr. J. W. Bruinier.

Inhaltsverzeichnis.



I. Der deutsche Volksgesang in der Gegenwart.

Über das weltferne Gebirgstal ist der Abend hereingebrochen. Die Schatten klimmen den Berg empor, nur auf den höchsten Gipfeln liegt noch der Abglanz des Tages. Von dem hellen Blaugrün des Himmels hebt sich scharf der schwarze Wald auf dem niedrigeren Bergriegel im Norden ab. Im Talgrunde webt schon der Nebel über Bach und Wiese; denn bereits ist das Korn eingefahren, doch Obst und Ohmet[1]) harren noch der Ernte. An den zerstreuten Erlenbüschen am Bache steigt der Nebelschleier hinauf und hüllt Kronen und Äste in duftigen Schimmer, Unterholz und Fuß ganz verbergend, so daß die Bäume in der Luft zu schweben scheinen; sie sehen größer aus als sonst, und von geheimnisvollem Leben erfüllt neigen und beugen sie sich. Und dort, wo die beiden hohen Spitzfelsen, wie stehengebliebene Pfeiler eines zerfallenen Riesentores, den Eingang zur Mulde des Seitentälchens, der „Delle", bewachen: da stürmt auf den leichteren Nebel vom Talgrunde der schwere, dichte aus der Delle ein, bald ihn überflutend, bald wieder von ihm in sein am Tage so lauschiges Waldgeheimnis zurückwogend. Die Felsen sind schon beim Lachen der Sonne wie steingewordene Riesenfrauen anzusehen; unwillkürlich zuckt der landfremde Wandersmann zusammen, wenn er bei der Kehre der Straße plötzlich die dräuenden, schwarzen Maidesteine erblickt. Jetzt geben ihnen die ringenden Nebelschwaden langhinschleppende, weiße Prunkgewänder und wallende Schleier, Leben und Kampf, Sehnen und Zorn. Nur ungern geht der Bauer jetzt durchs Tal, an ihnen vorbei; es ist die Zeit, wo die Ritter im Stöckelgarten mit goldenen Kegeln um die verzauberte Jungfrau vom Maidesteine spielen und den Wandrer zum Schiedspruche zwingen können.

Doch nun, wo sich das Tal mehr weitet, wird's heimlicher. Hinter uns lassen wir die brauenden Nebel. Zwar scheint alles Leben eingeschlafen; nur daß aus der Ferne ein kurzer Hundebell herübertönt oder das Ächzen eines schweren Wagens mit Langholz die Nähe des Menschen verrät. Am Königsweiher halte ich einen Augenblick

1) Wie wir in der Pfalz für 'Grummet' sagen.

im Gehen inne. Den dunkelglänzenden Wasserspiegel verzerrt keine sich kräuselnde Welle. Leise treibt, nur einen kurzen Silberblink hinterlassend, ein Kahn dem Abendfrieden des Dorfes entgegen, das am Ende des Weihers vom Tage ausruht. Hier und da blitzt schon ein Licht auf, und nur dem Schornsteine des stattlichen Herrenhauses entsteigt noch bläulicher Rauchdunst, den kein Luftzug erzittern macht. Wie stille ringsum, wie ferne die Welt, wie weich das Herz!

Ich lehne auf der Brücke am Weiherdamme, um den Frieden in mich einziehen zu lassen, ehe ich mein Dorf, ein Fremdgewordener, betrete. Aber ganz will der süße Friede nicht in meine Brust. Zwar du bliebst dieselbe, ewige Natur! Aber an dieser Stätte kannst du allein mir nicht alles schenken, wonach mich dürstet. Du allein lösest meine Seele nicht . . . Ach! Wandle ich hier nicht überall auf eingesunkenen Gräbern? Und in der Heimat faßt mich das Heimweh. Aber wie ich so, traumverloren, mehr fühle als denke, zieht der Zug der lieben Zerstreuten und Toten an mir vorüber, umwittert vom Hauche der Kinderzeit. Und nun tönt auch in mir, den Widerstreit der Empfindungen zum Einklange des süßen Friedens verschmelzend, das ewige Lied auf vom Troste im Gedenken. Klinge weiter, ungeschriebene Weise!

Aber war es nur Traum, was in mir sang? Jetzt, wo ich, zur Wirklichkeit erwacht, weiter schreiten will, höre ich es, wie aus weiter Ferne zwar, aber deutlich, herübertönen. O, ich kenne dich, wie du sehnsüchtig hinausklingst in das stille Tal! Wie einst! Und nun sehe ich sie in Reihen kommen im Rundgange. Arm in Arm erst die Mädchen, dahinter einige Schritte zurück die Burschen: so schreiten sie singend daher. Bald müssen sie an mir vorbei. Unbestimmt, zögernd kam erst die Weise aus der Ferne. Wie sie näher kommen, unterscheide ich deutlich die Leitweise und die Unterstimmen. Die Weise schwillt an, als wollte die Muse in ihr aufjauchzen vor Lust; aber kaum sind die Sänger an mir vorüber, da senkt sich wieder die Kraft der Töne, ohne daß ihre eben noch anschwellende Woge ganz zum Ziele gelangt zu sein schiene, und in der Ferne verhallt es, wie es in der Ferne anhob, Sehnsucht im Hörer zurücklassend.

Wenn ich nachher das Dorf betrete, muß ich die Sänger wieder treffen. An der Linde beim ersten Hause endet der Rundgang, das Singen aber hebt dort erst recht an. Ich will das ganze Lied noch einmal auf mich wirken lassen, dessen Anfang und Ende ich am Damme nur aus der Ferne vernommen. Aber auch jetzt noch hinterläßt die Weise in mir den Eindruck von vorhin. Immer noch

klingt sie, als ob der Sänger des Weges käme, der Hörer aber, am Raine ruhend, Anfang und Ende nur wie aus der Ferne vernehmen dürfte. Wohl liegt, wie duftiger Hauch über der Landschaft an sommerwarmen Tagen, so auch ein Schwermutahnen über der deutschen Volksweise, ohne aber daß sie sich so ganz davon bannen ließe wie ihre slawische Genossin. Unbestimmt, zögernd hebt sie an; dann ansteigend scheint sie entschlossen, in Lust aufgehen zu wollen; aber ehe diese überquillt, schwillt sie wieder ab und endet, vor einem eigentlichen Abschlusse verhallend und nur im Herzen des Hörers ungehört ausklingend, wie ein Gedicht aus germanischer Brust. Die Weise, wie sie sich dir ins Ohr stiehlt, erfüllt deine Seele ganz mit jenem unsagbaren Gefühle, das, aus Wehmut und süßem Genügen zusammengesetzt, allein den Widerstreit in der Brust ganz löst.

Als Laie in musikalischen Dingen konnte ich nur den Eindruck vorzuführen versuchen, den die deutsche Volksweise im empfänglichen Hörer hinterläßt. Sie nach ihrer musikalischen Stellung und Bedeutung, nach ihrer geschichtlichen Entwicklung, nach ihrer volklichen Eigenart zu würdigen, steht mir nicht zu. Daß die deutsche Volksweise sich, dem Eindrucke auf den Hörer nach, außerordentlich scharf von der slawischen, litauischen, finnischen, weniger stark, aber doch deutlich genug, von der italienischen, französischen, spanischen, wenig von der skandinavischen, fast nicht von der niederländischen unterscheidet, das hört auch der musikalisch Ungeschulte sofort heraus. Er wird auch den Grundton der deutschen Volksseele vernehmen können: die mit dem Eigensten keusch zurückhaltende, sinnige und unverkünstelte, aber gerade und starke Einfachheit des Fühlens. Aber worin eigentlich die Unterscheidungsmerkmale liegen, das wird nur der erfahrene vergleichende Tonforscher sagen können, wenn er es versteht, auf den Atem des Volkes zu lauschen.

Wir fanden die Sänger um die Dorflinde versammelt, wie es die Regel bildet an schönen Sommerabenden. Doch singt hier nicht etwa die gesamte erwachsene Jugend, sondern nur eine Gruppe; andere Gruppen würden wir im 'Herrenhofe' oder im 'Sandgraben', in der 'Pfaffendelle' oder an der 'Schmelze' antreffen. Diese Gruppen finden sich nicht zufällig zusammen. Ihre Bildung beruht auf der sozusagen gesetzmäßigen Ordnung der Altersverhältnisse, die bis zur Hochzeit andauert. So räumt das gepflogene Übereinkommen einem jeden Jahrgange der heranwachsenden Jugend seine besondere Bank in der Kirche ein, in die nächste Ostern sich setzen zu dürfen, wenn dann neue „junge Christen" auf die erste Bank vorm Gottes-

tische kommen, der stille Stolz des Jüngeren ist; so bilden die Jahrgänge den festen Kern der gesellschaftlichen Rangordnung unter der Dorfjugend allerorten. Nach diesen „Kameradschaften" oder „Schulvereinen" wird auf der Kirchweihe das Tanzbodenrecht, im Wirtshause das auf bestimmte Tische geregelt. Besonders hängt das weibliche Geschlecht fest an dieser Altersordnung; sie vor allem bedingt die Freundschaft, nicht die Freundschaft den Verkehr. Die Mädchenkameradschaften und die Burschen, die mit diesen Mädchen 'gehn', bilden die einzelnen Gruppen; in ihnen lebt als feste Sitte der Brauch, gemeinschaftlich zu singen.

Im Winter wird wohl der nach den Kameradschaften geregelte Rundgang durchs Dorf noch geübt; dagegen ist der Zauber der Spinnstube leider meist dahin. An bestimmten Tagen kam die Kameradschaft bei einer Freundin abends zum Spinnen zusammen, und zwar war es den ganzen Winter hindurch dasselbe Haus, im folgenden ein anderes, in das man ging. Wie zum Rundgange und dem sommerlichen Gesange im Freien fanden sich nun auch hier die Burschen ein, und bald erhob sich der Gesang. Mehr als beim Singen im Freien bot sich hier in der Stube Gelegenheit zum Einzelvortrage und damit zur Bereicherung des bisherigen Liederschatzes. Daß man in der Spinnstube am besten singen lerne, war allgemeine Ansicht. Wenn beim „Lichtvertrinken" — so hieß der letzte, besonders gefeierte Abend, weil an ihm, zur Lichtmeßzeit, die ersehnte Stunde begrüßt wurde, von der ab man künstlichen Lichtes zur Arbeit nicht mehr bedurfte[1]) — wenn da der ganze im Winter vorgetragene Schatz an alten und neuen Liedern zur Wiederholung kam, da hatten alle neues gelernt und altes befestigt. Diese Spinnstubengeselligkeit ist im 19. Jahrhunderte erstorben, nicht allein infolge der wirtschaftlichen Entwicklung, der Rocken und Rad zum Opfer fielen, sondern auch durch das Eingreifen der Obrigkeit. Für die zum weitüberwiegenden Teile gewiß mehr nützenden als schadenden Vergnügungen des Landvolkes haben die Behörden früher weniger Verständnis gezeigt denn jetzt. Gegen die Spinnstube brachte man den überaus billigen Grund vor, sie untergrübe die Sittsamkeit; da die damalige öffentliche Meinung keine Gegengründe vorzubringen wußte, so erfolgte, kaum beachtet, der Tod dieser stärksten Stütze deutschen Volksgesanges. Besonders in der

1) „Lichtmesse, Spinnen vergessen, Große Herren bei Tag zu Nacht essen" sagt der Volksreim. Der Wiederkehr des Lichtes harrt unser Volk zu allen Zeiten mit sehnendem Herzen.

Zeit zwischen 1850 und 1880 wurde dieser Kampf gegen die 'Brutstätten der Unzucht' mit erbitterter Heftigkeit geführt; die kirchlichen Gewalten gaben den Ton an, die staatlichen fielen ein. Die gerade in diesem Falle sehr notwendige Verteidigung seitens der Zeitung fiel sehr schwächlich aus oder unterblieb ganz. Die wenigen Stimmen verhallten ungehört, die da meinten, man sollte diese uralte und dem Volke überaus teure Einrichtung doch nicht einzig und allein vom Standpunkte der Weltentfremdung aus betrachten; denn die damalige öffentliche Meinung hatte gar kein Verständnis für die vielen guten, ja geradezu erzieherischen Seiten der Spinnstubengeselligkeit. Da keine Frage des Geldes, keine des Verkehrs oder bürgerlicher Freiheit sich mit erhob, als die Spinnstube erwürgt wurde, so ließen wir uns ruhig um eine der wertvollsten Seiten des volkstümlichen Lebens betrügen.

Mit der fast allerorten gewaltsam erstickten Spinnstube ist die bisherige Singschule eingegangen. Was an ihre Stelle getreten ist, besitzt nicht diesen Anstrich einer Lern- und Lehrstätte, der sie in ausnehmendem Grade auszeichnete. Vielfach ist auf das trauliche Untersich der Spinnstubendämmerung die ungemütliche Öffentlichkeit der ländlichen Wirtsstube gefolgt. Hier trinkt man nun allerdings nicht mehr als dort, wo man keineswegs auf einen deutschen Trunk verzichtet hatte, und darin sehe ich den Nachteil dieser Stätte nicht; eher in dem Hauskobolde, der dem Ernste des Vortrags schadet. Aber die Sänger, besonders die lehrenden unter ihnen, aber auch die lernenden, gehen hier natürlich viel weniger aus sich heraus als dort; ein fremdes Gesicht im Zimmer — und wo träfe man das in unserer Zeit des Verkehrs nicht an? — reicht hin, um die Stimmung zu verscheuchen; schon die Anwesenheit eines Dorfgenossen, der nicht zur Kameradschaft gehört, verbietet vielfach dem Burschen mit seiner deutschen Scheu vor dem öffentlichen Auftreten den Einzelvortrag. So wird denn im Wirtshause wohl auch noch viel gesungen, aber ohne daß sich der Liederhort bereicherte oder befestigte. Natürlich verfällt man in dieser Öffentlichkeit immer am liebsten auf die bekanntesten Lieder, weil diese am besten sitzen; die Folge ist die Verarmung der Kenntnisse an Worten und Weisen, die wohl allgemein festgestellt werden dürfte. Wo man früher Dutzende von Liedern am Leben finden konnte, da hört man jetzt immer nur wieder dieselben drei, vier; die anderen sind vorläufig noch nicht vergessen, aber sie leben nur noch im Verborgenen. Bessere Ansätze zu einer Singschule der Zukunft liegen in den ungezwungenen abend-



lichen Besuchen, dem „Maiengehn". [Wenn sich beim Maien ein einigermaßen ausreichender Chor zusammenfindet, so singt man immer, und von selbst ergibt sich, bei der großen Liebe zum Gesange, dann auch Lehren und Lernen. Aber diese Abendbesuche sind nicht geregelt nach Ort und Zeit, weil nur der Einfall des Augenblicks, keine regelnde Sitte sie eingibt; und so zersplittern sich vielfach, ohne sich zusammen zu finden, Lehreifer und Lernbegier.

Die Lust zum Gesange, die Grundbedingung gesanglichen Lebens, ist dort, wo Bauern wohnen — in Landarbeitergegenden und Hausgewerbebezirken steht es wesentlich anders, wenn auch glücklicherweise nicht überall —, noch immer in wünschenswert hohem Maße vorhanden. Der Bauer liebt sein Lied — wie er es immer nennt; der Ausdruck „Volkslied" dünkt ihn herabsetzend — mit den keuschen Gefühlen, die man einer persönlich teuer gewordenen, an sich vielleicht wertlosen Sache entgegenbringt, einem welken Sträußchen, das an einen entschwundenen glücklichen Augenblick mahnt, oder einem Stücke Hausrat aus der Einrichtung des Vaterhauses. Er entschuldigt vielleicht dem Städter gegenüber die Einfachheit des Stoffes oder die ihm recht wohl bewußte, so häufige Sinnlosigkeit der Handlung; er spottet vielleicht auch darüber mit gutmütigem Scherze; eine ähnliche Äußerung aus dem Munde des Städters kränkt ihn allerdings tief: er fühlt sich mit guter Witterung dadurch persönlich getroffen. Selten ist er in Gegenwart eines Städters zum Singen zu bringen. Zeigt aber der Fremde wohlwollenden Anteil an Wort und Weise, dann kann er sicher sein, ein gutes Andenken zu hinterlassen. Nur darf dieses Wohlwollen nicht mit gönnerhafter Herablassung gepaart sein, die das Selbstgefühl des Bauern nur dem Vertreter der Obrigkeit verzeiht. Auch spreche man die Mundart nur, wenn man sie beherrscht; sie gefälscht zu hören, macht den Bauer stets stutzig. Er setzt voraus, daß der landfremde Stadtherr so spricht, 'wie der Herr Pfarrer'.

Ist unsere Sängerschar unter sich, dann gibt sie sich der Sangeslust ohne zu ermüden hin, mit jener großen und guten deutschen Tugend, die auch im Spiele eine Art von Pflicht erkennt. Wenn auch immer als Erholung, so wird doch das Singen im Chore viel weniger als bloßer Zeitvertreib denn als ernsthafte Sache betrachtet. Es mag sich darin dem alten Meistergesange vergleichen, oder, um einen näherliegenden Vergleich anzuwenden, den Pflichten, die man seinem Vereine gegenüber zu erfüllen hat. Etwas vom Vereinsgeiste liegt ja in dem Wesen der Kameradschaften. Nur wenn die

Burschen unter sich sind, im Wirtshause oder auf der Landstraße, dann bricht wohl der bäuerliche Überschwang durch, der sich in zerdrücktem Basse oder überschrienem Fisteltone, in Juchzern und absichtlichem Falschsingen äußert; aber solches Gröhlen ist niemals ernsthaft als Gesang gemeint, es ist nur Ausfluß angeregter Stimmung, aufquellenden Kraftgefühls. Sind aber die Mädchen dabei, dann braucht keine ihrem Schatze zu wehren: er besinnt sich dann von selbst auf sein bestes Können. Selbst der Übermütigste fügt sich, zumal unter der Linde, willig den strengen Vorschriften des dörflichen Anstandes, der allerdings dort, wo das Wirtshaus die Spinnstube ersetzt hat, vielfach dem Geiste dieser Stätte hat nachgeben müssen. Unter der Linde und wo sonst an Sommerabenden der Volksgesang zum Himmel steigt, finden wir ja auch — eine sehr erfreuliche Erscheinung — die kundigen Mahner. Die älteren Bäuerinnen zumal gesellen sich, ihrer eigenen Jugend gedenkend, gern den Sängern zu, um dem Gesange zu lauschen, und wehren ihm, wo es nötig sein sollte, die Unart der Burschen oder die allzu schrille Höhe, in welche die Mädchen gern verfallen. Sorgsam wacht die Alte, die soviel Lieder weiß, aber mit der Jugend nicht mehr selbst mitsingt, über die richtige Pflege von Weise und Vortrag. Da hört man Lob und Tadel, aber mehr ist des Lobes, denn ein jedes nimmt sich zusammen. Die besten Sänger genießen im Dorfe den Ruhm, den anderwärts weniger werte Eigenschaften verleihen; besonders geschätzt wird das Vermögen, eine gute zweite oder dritte Stimme nach dem Gehöre frei zu bilden. Zwischen Nachbardörfern herrscht oft Streit, wo besser gesungen werde, und mit Stolz hört man aus dem Munde des vielgewanderten Genossen den Preis des Heimatdorfes. Vielfach begegnet man auch einer Art von wissenschaftlicher Anteilnahme an Wort und Weise: in Steinbach singe man den Schluß anders, und in Fischbach hätten sie noch ein Gesetz mehr. Die eigene Fassung aber der fremden bewußt anzugleichen, verbietet das allerorten sehr lebhafte Eigendorfgefühl. Besonderen Wert legt man auf solche Lieder, die in den Nachbardörfern nicht gesungen werden. Dankbar wird jede Vermehrung des Liederschatzes begrüßt; nur darf es sich nicht um Sonderlieder aus den Nachbardörfern handeln. Wer viel Lieder auswendig kann, ist hochangesehen. Das Mädchen verwahrt ihr sauber geschriebenes Liederheft bei Schmuck und Getüch, und die größte Sammlung zu haben, ist stiller Ehrgeiz. Besonders in den Backfischjahren vergißt das Mädchen vielfach so oft alles über dem Liede, daß die Mutter über die Vernachlässigung der Arbeit schelten

muß. Aber auch der Bursche schreibt seine Lieder ein und bittet wohl den Herrn Lehrer, ihm mit schönen gotischen Buchstaben die Aufschrift aufs Buch zu setzen.

Das Lied gefällt dem Landvolke so recht nur, wenn es ernsthaft ist: die beste Bürgschaft dafür, daß den lüsternschlüpfrigen, zweideutigen Tingeltangelliedern oder den sinnlosen Ausgeburten großstädtischen Janhagelwitzes hier keine dauernde Stätte gewährt ist. Zwar kennt der Bauer diese Erzeugnisse der Aftermuse recht wohl und nimmt sie auch in den Mund, niemals aber anders als zum scherzhaften Zeitvertreibe und mit einem sehr feinen Gefühle für ihre Minderwertigkeit. Die oft gehörte Klage, daß diese Janhagelweise das Volkslied verdränge, ist nach aller meiner Erfahrung unberechtigt. Sie gilt nur für die sowieso augenblicklich vom Volkstume abgekehrten städtischen und halbstädtischen Volkskreise, die wiederzugewinnen die keineswegs aussichtslose Aufgabe des wahren Freundes des Volkes ist. Weniger Widerstand zeigt sich gegenüber den ernsten, wenn auch vielfach ungesundsüßlichen, tränenseligen und nach Wort und Weise oft minderwertigen Liedern, die von der Bühne des Tingeltangels aus dem Munde der 'weißen Dame' ins Volk flattern; auch das singbare, dem Volke liegende Kunstgedicht hat sich vielfach vollständig eingebürgert, wenn auch in Wort und Weise dem Empfinden des Volkes angeglichen.[1]) Es ist aber auffällig, wie wenig das bodenständige Volk von dem reichen, für den Städter so gesunden Gesangunterrichte aus der Schule ins Leben mit hinübernimmt. Das Schulmädchen weidet seine Gedanken an der Zeit, wo ihm das Mitgehen im Rundgange

1) Hierher gehören z. B., um nur die häufigsten zu nennen, Goethes Heideröslein und 'Mit einem gemalten Band' (sehr verändert), Schillers Reiter- und Räuberlied, Uhlands Guter Kamerad und Hirtenknabe, Hauffs Morgenrot und Treue Wacht (die vielleicht, wie das Heideröslein, ähnliche 'echte' Volkslieder verdrängten), Eichendorffs Zerbrochenes Ringelein und Abschied vom Walde, Kerners Reichster Fürst, Heines Loreley, Müllers Lindenbaum, Kuglers 'An des „Rheines" kühlem Strande', Scheffels Abschiedslied aus dem 'Trompeter', der Jungfernkranz aus dem 'Freischütz'; aus neuerer Zeit 'Wie die Blümlein draußen zittern', 'Es war ein Sonntag hell und klar', 'Mein Schatz hat mich verlassen', 'Müde kehrt ein Wanderer zurück', 'Wenn ich den Wandrer frage', 'Ich weiß mir etwas Liebes' ('Vaterhaus'), 'Auf der Alm da gibt's kein' Sünd', 'Verlassen bin i', 'Zerdrück die Träne nicht', 'Sonnenlicht, Sonnenschein', 'Still ruht der See'; aus jüngster Zeit: 'Zieh hinaus' beim Morgengraun', 'Ein Vöglein sang im Lindenbaum', 'Tief im Böhmerwald' usw.

gestattet wird, und gibt, einmal so weit, stets die in der Schule erlernte Weise auf, um die, oft sehr abweichende, volksmäßige zu üben; und viele, in der Schule unendlich oft wiederholte Lieder singt der ihr Entwachsene, im Chore wenigstens, überhaupt nicht mehr.

Im Vordergrunde der Wertschätzung steht unbedingt das erzählende Lied, sei es die Märe, das verhältnismäßig sehr seltene geschichtliche Lied, oder das berichtende Liebeslied; ihm reiht sich das mehr betrachtende Liebeslied an. Lieder mit überwiegend vaterländischem oder frommem Anstriche werden nur zu besonderen Anlässen gesungen: so kann man auf Wallfahrten eigentümliche, seltene fromme Lieder vernehmen, während das Vaterlandsgefühl sich mit dem landläufigen Liederbestande begnügt und sonst nur gelegentlich in Liedern mit anderem Grundtone durchbricht. Die Lieder der Freiheitskriege, der Grundstock des studentischen Liederbuches, sind kaum irgendwo ins Volk gedrungen. Das neckische Spottgedicht, den vielfach gewandten Stoff vom betrogenen Liebhaber behandelnd, oder dem Stande, der Herkunft, dem Ursprunge, einem sittlichen Fehler geltend, vernimmt man meist aus dem Munde des älteren Bauern, der solche Sachen gern, sozusagen als Nachtisch, zum besten gibt, des witzigen Inhaltes wegen, aber ohne dabei persönliche Spitzen zu schleifen. Mit stichelnden Liedern andere herauszufordern, ohne dabei auf deutlicher Unterlage zu fußen, ist nur in den Alpenländern gang und gäbe; anderwärts beschränkt sich der Spott auf den, der ihn verdient. Der gaubekannte Trunkenbold, der 'seine Sache die Gurgel hinablaufen' läßt, der Pantoffelheld, der Ehedrache, die herzlose Stiefmutter, die Hochnäsige, die Nasführerin, die Gefallene: sie müssen ihre Schande im Chorgesange hören, und mancher mißliebige Dorfkönig hat aus einem auf ihn gemünzten Liede die Veranlassung gewonnen, das Straßensingen zu verbieten. Sonst wird gerade er viel angesungen: Gesang begrüßt den neugewählten Bürgermeister, Gesang bittet ihn um Gunst und dankt ihm für gewährte Wünsche. Den Brotherrn singt der ihm Erntende an, mit Liedern suchen Bettelkinder des Mildtätigen Herz und Beutel zu öffnen, besonders wenn die Erwartung eines hohen Festes die Zeit verklärt; der alte Bettler spricht aber lieber ein Gebet in Versen. Mit Liedern bittet die Jugend um Holz zum Johannisfeuer, um Eier und Bretzeln zu den Osterspielen, um Beiträge zur Kerze der Lichtmesse und zum Schmucke des Maibaumes. Mit Gesang und Tanz begrüßt man zu Ostern und Pfingsten von hohem Berge die aufgehende Sonne; Lieder durchtönen die funkensprühende

Johannisnacht wie die Winterstille des Weihnachtabends und der Jahreswende. Das gemeinsame Lied begleitet den Landmann in Heu und Herbst, zu Schur und Schnitt, wie zu jeder in größerer Gesellschaft vorgenommenen Arbeit. Reiche Veranlassung zum Singen geben der „Handschlag"[1]), die Hochzeit, die Kindtaufe, und kaum kann es etwas Rührenderes geben, trotzdem äußere Anzeigen der Rührung fehlen, als wenn das bäuerliche Geleit den scheidenden Kameraden wegsingt, zur Gestellung, in einen anderen Dienst, beim Wegzuge in die Ferne, wohl gar übers weite Meer; vielleicht das letzte Mal, wo ihn seine Weisen umtönen außer im schwülen, heimwehgeborenen Traume. Ein wahrer Hort des Volksgesanges ist das Heer, wo so mancher seinem Volkstume entfremdete Bursche wieder singen lernt. 'Soldatenlieder' sind ihm diese Weisen, aber nur wenige von ihnen sind eigens für den Wehrstand bestimmt und entnehmen ihren Stoff dem soldatischen Leben in Krieg und Frieden oder der Reservistenfreude. Mit Ausnahme der eigentlichen Soldaten- und Seemannslieder und einiger Bergmannsweisen — das Stromerlied kann man nicht zum Volksliede zählen — ist das Standeslied als solches, früher sehr häufig, fast verklungen, wenn auch vielleicht dem Wortlaute nach noch bekannt; wie es überhaupt auffällig ist zu bemerken, wie ganz ungebräuchlich gewordene Lieder sich dem Wortlaute nach fortzuerben vermögen.

Dieser Untergang einer einst reichhaltigen Liedgattung ist die Folge der Abwendung des städtischen Kleinbürgertumes vom Volksgesange. Der Zug der Lehrlinge und Junggesellen — den überhaupt wohl meist nur noch Metzger und Bäcker üben — bringt beim Quartale dem Innungsmeister keine Lieder mehr dar: der Altgeselle fordert zum Hoch auf ihn auf oder gar schon zum Hurra. Beim Richtfeste spricht wohl der Polier hie und da noch seinen Spruch und begleitet das vom Firste geworfene Weinglas noch mit seinem, wenn es unten nicht zerschellt, für die Jungfrauen des Ortes wenig schmeichelhaften Verspaare; Lieder aber, eigens dem Augenblicke geltend, habe ich nirgends mehr vernommen. In der Stadt ist eben wohl ganz allgemein der Volksgesang entwurzelt, wenn auch der, falls ihm nicht Hilfe wird, dem Tode verfallene Baum noch lange nicht so in allen seinen Zweigen verdorrt ist wie in England und leider auch dem Norden der einst so liederreichen Niederlande. Der Gründe sind viele.

---

1) Die öffentliche Verlobung.

Zunächst die Auflösung des Sängerchores, den das vielzerspaltene städtische Leben zerweht hat. Volksgesang muß aber Chorgesang sein, wie wir nachher genauer erfahren werden. Wohl hört man auch in der Stadt noch vielfach von Vereinzelten, besonders den Dienstmädchen, Volkslieder singen; bald aber gesellen sich die so leicht ins Ohr fallenden Janhagelliedchen hinzu und überwuchern das mitgebrachte Gut. Damit läßt es sich ja so schön brüsten, wenn man, wieder einmal daheim, vor den neidischen Genossinnen die städtischen Vergnügungen preisen kann. Wo in der Stadt sich auch heute noch, bestellt oder eingeladen, ein Chor zusammenfindet, da singt man auch hier, mehr aber in den 'besseren' Kreisen als beim Volke. Dem Fremden erscheint unser studentischer und Vereinsgesang, das allgemeine Lied ohne Leitung und Einübung, eigentümlich deutsch. Doch unterscheidet er sich in vielen Wesenszügen vom Volksgesange. Die nichtstudentischen Vereine hatten bislang nur bei besonderen Anlässen nach gedruckten Vorlagen geregelten Gesang; in neuester Zeit wird aber hier, besonders wenn der junge Kaufmann oder Beamte im Vereine überwiegt, mit dem studentischen Kneipwesen auch das studentische allgemeine Lied mehr und mehr üblich. Der Nichtstudent singt immer noch ausschließlich nach gedruckten Vorlagen; der Fuchs eines Studentenvereins muß zwar seine Singschule durchmachen und könnte dann seine Lieder jederzeit frei anstimmen; doch beherrscht trotzdem das Kommersbuch wohl die meisten Kneipen. Erinnert nun auch die Sitte zu singen und wenigstens die bei vielen bestehende Möglichkeit gedächtnismäßigen Gesanges an den Volksgesang, so ist doch der Hauptinhalt des Kommersbuches eng auf die Gedanken und Gefühle der dem Empfinden und Wissen des singenden Landvolkes längst entwachsenen Sänger zugeschnitten; er ist deshalb nicht mehr volkstümlich (S. 23) genug, um noch zum Volksliede gerechnet werden zu können. Auch die vom Studenten gesungenen echten Volkslieder weichen von den im Volksgesange erklingenden in den Weisen sehr stark ab, da diese kunstmäßig geregelt sind. Und da auch die Worte nicht mehr das Gepräge mündlicher Überlieferung tragen, fehlt auch dem Volksliede im Munde des Studenten die eigentümliche Färbung, die ihm nur der richtige Volksgesang geben könnte.

Dann der Vornehmheitkitzel des städtischen Kleinbürgertums, der auch dem Deutschtume in den Städten Böhmens, Mährens, Nordungarns und Preußisch-Polens so verhängnisvoll geworden. Gilt doch fast allgemein der ehrenwerte Stand des Vaters nur als

Zwischenstufe auf der gesellschaftlichen Treppe, die das Geschlecht ersteigen möchte, nicht mehr, außer im Notfalle, als Ziel. Und wie die Bürgertochter in Hut und Schleier und abgetragenen Feinlederhandschuhen sich so vielfach ihrer einfachen Herkunft schämt, so dünkt sie sich auch zu fein, um das geringgeschätzte Bauernlied in den Mund zu nehmen. Sie kennt die häufigsten Lieder wohl noch, treibt aber ihren billigen Spott damit und findet das volkstümliche Lied stets zu einfach. Herzlose Mißachtung aber ist der Anfang vom Ende. Hier, wenn auch nicht den Volksgesang, so doch wenigstens das Volkslied zu halten, wäre nur dann nicht verlorene Mühe, wenn man den allgemeinen Glauben an den gesellschaftlichen Minderwert einfacher Lieder zerstören könnte. Vom Volksgesange kann in diesen Kreisen schon deswegen keine Rede mehr sein, weil sie fast nur noch in der Vereinzelung singen, im Chore, wenn man vom Gesangvereine, wie billig, absieht, fast nie. Des Bürgermädchens Lied ist stets das höhere Kunstgedicht, das tränenselige Leierkastenlied, die Singspielweise. Dem widerwärtigen Machwerke großstädtischer Volkssänger gegenüber mit seiner oft sehr gefälligen, wiegenden Tanzweise verhält sie sich sehr empfänglich. Dieses ist auch leider das eigentliche Lied des städtischen Arbeiters. Der nur für die Männer in Betracht kommende Gesangverein läßt das dort geübte Kunstgedicht mit der allzuschwierigen mehrstimmigen Vertonung doch nicht tief genug ins Herz dringen, daß man bei überquellender Stimmung danach langte. Doch gibt der Gesangunterricht in der Schule der Arbeitertochter oft Lieder fürs Leben mit.

Den hauptsächlichsten Grund aber für die Gesangesunlust weiter städtischer Kreise sehe ich darin, daß das Volk der Städte, infolge der wirtschaftlichen Entwicklung und ihrer seelischen Begleiterscheinungen, den Abendfrieden mit seinem Stimmungzauber nicht mehr voll auf sich wirken lassen kann; der triebe es von selbst zum Liede, mit dem es sich des Tages Staub vom Halse sänge. Zwei Seelen wohnen, ach, in seiner Brust! Mehr und mehr zerfällt die Persönlichkeit auch des Handwerkers, Kaufmanns und Angestellten, wie schon längst die des Fabriklers, in eine nur noch arbeitende und eine nur noch lebenwollende Hälfte, wodurch sowohl das Werk wie die Erholung ihr persönliches Wesen verlieren. Unsere Zeit der Arbeitsteilung hat Millionen die geistige Herrschaft über das Werk und damit die innerliche Befriedigung durch die Arbeit genommen. Die verzeihliche Unzufriedenheit des Hand-

werkers mit dem wenig lohnenden, unsicheren Berufe nährt wohl alle Triebe, nicht aber das Gemüt. So kann unter tausend Kleinbürgern kaum noch einer auch bei der Arbeit ganz fühlender Mensch sein, der dann nach Feierabend, im Bewußtsein eines guten Tagewerkes, mit müdem Körper aber frischer Seele, ohne Bitternis und Sorge den süßen Frieden in seine Brust ließe. Die neunhundertneunzigundneun anderen müssen abends den tagüber unbefriedigten, unstet hin und her getriebenen, zagenden und träumenden, sorgenden und hastenden Geist zerstreuen. Und wie dem Werke der Reiz des Unmittelbaren, der in ihm ausgedrückten Eigenart des Schaffenden verloren gegangen, so verrät auch die Erholung nicht mehr, daß sich der ganze Mensch ihr hingibt, wie Abstammung, Leben, Beruf ihn bildeten; sie ist auf das flache Wässerchen geeicht, das in der Seele übrig bleibt, wenn ihr der persönliche Gehalt abgeschöpft wird. Darum kann das Kleinbürgertum nicht mehr fröhlich singen, darum muß es die Vergnügungstätten aufsuchen, wo wohl Hinz und Kunz aus Welschland oder Polen, aus dem nahen Osten und dem fernen Westen ihre Triebe weiden, des Deutschen schönstes Erbteil aber, sein Gemüt, verdorrt.

Und wie ein Krake mit tausend Armen, so greift die Stadt täglich weiter ins Land hinein, die Persönlichkeit auflösend und damit das Volkstum erstickend, wo sie sich ihm ansaugt. Wo der Bauer zum Handarbeiter wird in Werk und Haus; wo er im 'Akkord' auch säet und erntet, ohne daß seine Gedanken dabei Hoffnung und Dank begleiten; wo er tagaus tagein nur immer wieder denselben Span zu einem, nie in der Vollendung geschauten, unverstandenen Ganzen schnitzt, ein 'Erzeuger von Werten', wie der erste beste chinesische Kuli auch, nicht mehr ein deutscher Bauer, der sein Werk mit sinnigen und klugen Gedanken durchdringt; wo ihm der Acker nur noch ein Blatt aus einem von anderen geschriebenen Buche ist, das ihm zufällig die Natur aufschlägt, wenn er Sonntags einmal hinauskommt, jetzt eine Brache oder ein keimendes Saatfeld, dann ein wogendes Getreidemeer oder Garben und Stoppel; wo sich ihm diese Blätter nicht mehr zu einem selbstverfaßten Werke vereinen, von dem es ihn anweht wie jeden Künstler von seiner Arbeit, mit tausend Stimmungen, mit Zagen und Hoffen, Dank und Demut, Stolz und Reue; wo er nicht mehr eins ist mit der Natur, sondern, aus ihr herausgerissen, ihr gegenübersteht mit dem überlegenen Hohnlächeln, dem unbescheidenen, dummen Stolze des Bildungspießers auf den alleinseligmachenden Menschenverstand; wo ihm

der Nebel um Baum und Fels nur noch körperliches Unbehagen schafft, er aber nicht mehr überall Leben sieht und sucht, so sein eigenes inneres Leben stets tränkend im Quelle der Natur, das dem städtischen Volke verschmachtet unter Sinneskitzel und ödem Wortschwalle: dort überall liegt das Volkstum im Sterben, dort kreisen die Raben, der Beute froh.

Wird auch der Bauer seine Persönlichkeit verlieren? Wird des Volkes liederreicher Mund verstummen, und das schwarzbraune Mägdelein vergessen werden ob einer geschminkten Allerweltsdirne? Ich müßte es glauben, wenn ich Zeuge bin, wie in so vielen Gegenden der Volksgesang erstorben, weil das Volk verdorben. Kann man doch hier, auf dem einst liederreichen pommerschen Boden, meilenweit gehen, ohne deutsches Lied zu hören. Aber allerorten vernimmst du die schwermütige polnische Weise; klingt sie dir nicht wie der Schrei beutefroher Raben? Doch ich mag es nicht glauben, weil dann unser Volk einen Riesenschritt näher käme dem ungestalten, geistlosen, wesenlosen Völkerurbreie, aus dem ehrliche Einfalt und einfältiger Schwarmgeist ein vollkommenes Geschlecht bilden möchte. Ich kann es nicht glauben, bedenke ich die rührende Liebe, die der Bauer seinem Liede entgegenträgt. Der Bauer hat noch seine Persönlichkeit, seine Arbeitsfreude, seinen Abendfrieden. Er wird sie bewahren bis in die besseren Tage hinein, wo auch das Volk außer ihm seine Persönlichkeit wiedergewinnen wird. An der Zukunft unserer volklichen Eigenart, an der Wiedergewinnung der jetzt ihr Entfremdeten darf der Deutsche nicht feige verzagen, er muß an sie glauben. Denn noch gilt die gute Botschaft, die Fichte seinen Deutschen verkündete: 'Wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung!' Unser Volk kann nicht verwehen in alle Winde.

Wir lassen hinter uns die brauenden Nebel. Nein, der Wolf aus der Hölle wird deine Sonne nicht verschlingen, o du mein deutsches Leben!

II. Wesen des deutschen Volksgesanges.

Als das wesentlichste äußere Merkmal des heutigen deutschen Volksgesanges habe ich das Singen in einem Chore hervorgehoben. Wir erkennen deutlich, daß dem von Anbeginne an so gewesen sein muß. Schon die ältesten Zeugnisse lassen keinen Zweifel darüber Gesang bei den Deutschen anfänglich Chorgesang war.

So wird solcher für anrückende Krieger von Tacitus an mehreren Stellen seiner 'Annalen' und 'Historien' bezeugt: die unter dem römischen Kaiser Vitellius dienenden Deutschen stürmen, den Schild auf dem Rücken, mit ungeschütztem Leibe, unter herausforderndem, wildem Gesang gegen Othos Scharen vor, und ebenso nützt im Thrakeraufstande die sugambrische Kohorte den Römern durch den Schrecken, den ihr wilder Gesang und Waffenlärm den Feinden einflößt Im Bataverkriege ertönt die deutsche Schlachtordnung vom Gesange der Männer und dem Geschreie (ululatus) der Frauen, während die Römer schweigend vorrücken. Ammianus Marcellinus berichtet, daß die Westgoten, als sie im Jahre 378 in Thrakien den Römern zur Schlacht gegenübertraten, den Ruhm der Vorfahren 'in ungefügen Tönen' besangen.

Die Baiern, die dreisten,
Scharfe Schwerter in den Fäusten
Gegen den König sie drangen,
Ihr Kampflied sie sangen

heißt es in der frühmittelhochdeutschen 'Kaiserchronik', einer Weltgeschichte in Reimen, und so stürmt auch der Landsknecht, wie der preußische Soldat Friedrichs des Großen und der Befreiungskriege und der deutsche der Zeit Wilhelms I. singend hinein in den blitzenden Regen. Auch bei der Siegesfeier finden wir den Gesang der Massen. Von den Batawern berichtet Tacitus, daß sie die Nacht nach dem Siege mit Gesang und Jubelgeschrei zubrachten, und Gregor der Große bezeugt, daß die Langobarden, als sie im Jahre 579 bei einer Siegesfeier dem 'Teufel' einen Ziegenkopf zum Opfer darbrachten, diesen im Kreise umtanzten und mit einem 'verabscheuungswürdigen' Liede ihrem 'Teufel' weihten. Bei der Eheschließung stimmten die den „Ring" Bildenden wohl Gesänge an, und wurden die Neuvermählten unter Gesang und Tanz der Brautführer in das Haus des Gatten geführt, wonach die ganze Festlichkeit im althochdeutschen hîleih „Hochzeitreigengesang" heißt.[1]) Nach altfriesischem Rechte gilt die Ehe erst dann für gesetzmäßig, 'wenn die freie Friesin gekommen ist in des freien Friesen Gewalt mit Hornes Laute und der Dorfgenossen festlichem Schalle, mit der Feuer Brande und mit Wonnesange'. Der römische Dichter Apollinaris Sidonius bezeugt im

1) Niederländisch huwelijk, angelsächsisch brydlâc, mittelhochdeutsch brûtleichen „sich vermählen", eigentlich „die Braut mit Reigentanzgesange feiern".

5. Jahrhunderte Hochzeitgesänge und Tänze bei den Franken. Die mittelalterlichen deutschen Dichter erwähnen den Hochzeitgesang häufig. Im Gedichte 'die Hochzeit' (12. Jh.) heißt es: „hei, wie man tät singen, als man sie heim tät bringen"; in Wernhers zweitem Marienliede (1172) von der Vermählung Mariens mit Joseph:

Es hatte der Alte
Einen Mahlschatz noch behalten,
Ein goldnes Ringelein.
Das erhielt von ihm das Mägdelein,
Wie sie stand im Ringe.
Das Volk hub an zu singen
Allmächtigen Gottes Größe;

woraus wir die vom Dichter für den besonderen Fall abgeänderte Sitte noch deutlich entnehmen können; in 'Athis und Prophilias' (Anfang des 13. Jhs.): „so gingen die Jungen hüpfend und springend, vor den Bräuten singend", und einige Jahrzehnte später in der 'Tochter Syon' von Lamprecht von Regensburg:

Mit süßem Liebesſange —
Man nennt das „Epithalamika"—,
Mit dem Brautreigen ward sie da
Ins Palais eskortieret.

So heißt es auch im 'Meier Helmbrecht' (Mitte des 13. Jhs.):

Aufstund ein greiser Alter,
Der war der Worte Walter,
Verstand sich auch auf solche Ding'.
Er stellte sie beide in den Ring.
Er sprach zu Friß-die-Schafe:
„Wollt Ihr Gotlind, die brave,
Zum Weibe nehmen, so sagt ja.
„Willig" sprach der Geselle da.
Wiederum tat er die Frage kund,
„Willig" sprach des Gesellen Mund.
Zum dritten Male er dann fragt:
„Nehmt Ihr sie willig?" Jener sagt:
„Bei meiner Seel und meinem Leib,
Willig nehm ich dieses Weib."
Da fragt er Gotlind, die brave:
„Wollt Ihr Friß-die-Schafe
Willig nehmen zum Gemahl?"
„Ja, Herr; wenn Gott mich ihm befahl."
„Nehmt Ihr ihn willig?" sprach wiederum er:
„Willig, Herr; gebt mir ihn her"
Zum dritten Male: „Wollt Ihr'n?"
„Willig, Herr; nun gebt mir'n!"
Da gab er Gotlind, die brave,
Zum Weib dem Friß-die Schafe
Und gab Friß-die-Schafen
Zum Mann Gotlind, der braven.
Sie fingen alle zu singen an,
Auf den Fuß trat ihr ihr Mann.

Die uralten Sterbelieder waren ursprünglich Zaubersprüche, bei der Totenwacht und der Bestattung vorgetragen; aber schon für die Zeit unserer ältesten Zeugnisse scheint es hier im Chore gesungene Lieder gegeben zu haben. Burchard von Worms läßt (11. Jh.) folgende Beichtfrage stellen: 'du hast eine „Leiche" mitgefeiert, das heißt, du hast der Totenwache beigewohnt, wo die Leichen von Christen nach heidnischer Sitte bewacht werden, hast

dort teuflische Lieder gesungen und Tänze aufgeführt, die die Heiden vom Teufel gelernt haben, hast dort getrunken und hast laut gelacht.' An einer anderen Stelle heißt es: 'Laien, welche die Totenwache halten, sollen das mit Furcht, Angst und Scheu tun. Keiner soll sich herausnehmen, teuflische Gesänge zu singen, Späße und Sprünge zu treiben, was die Heiden vom Teufel gelernt haben. Jeder weiß ja, daß es teuflisch ist und nicht nur dem christlichen Glauben fremd, sondern auch der menschlichen Art zuwider, dort zu singen, froh zu sein, sich voll zu trinken und laut zu lachen .. Deshalb ist eine solche unpassende Ausgelassenheit und solch' pestbringendes Gesinge durchaus zu untersagen. Wenn einer singen will, soll er Kyrie eleison singen oder ganz still sein.' Zwanzig Tage Buße wurden über den verhängt, der 'teuflische Lieder' an der Leiche sang.[1])

Leise Kunde von den Vorläufern der späteren Spinnstuben und Rundgänge tönt aus einigen dieser alten Berichte, so wenn König Childebert I. nach seiner S. 38 zu erwähnenden Verfügung vernommen hat, daß man die Nächte trinkend, singend und Unsinn treibend verbringe, oder wenn Abt Pirminius seinen geistlichen Mündeln einschärft: „das Tanzen und Springen, die schändlichen und üppigen Lieder sollt ihr fliehen wie die Pfeile des Teufels, weder an den Kirchen noch in den Häusern, noch auf den Straßen und Kreuzwegen oder sonstwo sollt ihr sie üben, denn das ist ein Rest heidnischer Sitte."

Aus diesen Berichten geht nicht hervor, ob diese altdeutschen Chöre allgemein waren, oder ob sie sich spalteten. Vom 11. Jahrhunderte ab aber sind uns derartige Abarten des Chores bezeugt, und sie haben wahrscheinlich noch auf ein viel höheres Alter Anspruch, wie das Folgende dartun wird. Es handelt sich wesentlich um drei weitere Arten volkstümlicher Sangesübung: um den Wechselsang, den Ringelreihen und das Kranzsingen. Allen dreien eigentümlich war die Mischung von Teil- oder Einzel- und Massengesang.

Heutzutage kommt von diesen drei weiteren Chorarten nur noch der Wechselgesang zwischen Mädchen und Burschen vor. Wir finden ihn wesentlich beim Rundgange, wenn auch nur zerstreut und nicht als feste Sitte. Er ist sehr alt; wenn auch unmittelbare Zeugnisse nicht vorliegen, können wir das doch aus höchst altertüm-

1) Diese Lieder und Tänze haben zur Heidenzeit jedenfalls einen ganz bestimmten gottesdienstlichen Zweck gehabt, wahrscheinlich den, die gefürchtete Wiederkehr der entflohenen Seele in den Leichnam zu verhindern.

lichen Gedichten erschließen. Schon aus dem Anfange des 11. Jahrhunderts haben wir ein — leider sehr verstümmeltes — halb lateinisches, halb deutsches Gedicht, das in eigentümlicher Weise die weltliche Liebe verwendet, um die geistliche zum himmlischen Bräutigam zu preisen. Es benutzt unzweifelhaft ein echt weltliches Wechsellied zwischen einem Burschen und einem Mädchen als Muster: in diesem Muster trug der Bursche mit dem Hinweise auf die Rückkehr des Sommers dem Mädchen seine Liebe an, sie wies ihn mit der Begründung ab, sie habe schon einen besseren Liebhaber — genau wie in so vielen noch lebenden Liedern. Und so alt auch dieses mit Sicherheit zu erschließende Streitgedicht ist, so mag es doch nicht einmal die älteste vorauszusetzende Gestalt dieser Wechsellieder bieten, sondern ist wahrscheinlich nur ein jüngerer Trieb aus einer noch älteren Wurzel. Denn daß die Chöre, wie hier und später allgemein, in ihren Liedern die Gefühle von Einzelpersonen wiedergeben, ist jedenfalls der jüngere Zustand; zunächst müssen sie noch ihre gemeinsamen Gefühle ausgedrückt haben. Leider führt uns nur ein einziges abgerissenes Gesetzlein, dem aber allseitig höchstes Alter zugesprochen wird, recht in den ursprünglichen Inhalt eines solchen Wechselgesanges ein:

Was hier herumgeht, das sind alles Mädchen;
Die wollen ohne Mann alle diesen Sommer gahn.

Die Burschen werden die Antwort auf diese Herausforderung nicht schuldig geblieben sein; leider ist diese aber nicht erhalten.

Die älteste Nachricht über den Ringelreihen stammt aus dem Jahre 1021, wo die Einwohner von Kölbigk von einer Tanzwut befallen wurden. Der Berichterstatter schildert den Vorgang folgendermaßen: der Reigenführer — ductor — singt das Lied, die übrigen sechzehn Leute — dreizehn Männer und drei Frauen — führen dazu, sich an den Händen fassend, den Ringelreihen auf, singen aber nur den Rundreim mit. Nach der Vermutung Edward Schröders, der diese Nachricht ausgegraben hat[1]), war das Lied erzählend oder jedenfalls in Erzählung gekleidet und entweder für den bevorstehenden Zweck neu gedichtet oder aus dem Stegreife gesungen. Über diese Reigentänze und das sie begleitende Singen liegen aus den späteren Jahrhunderten zahlreiche Zeugnisse vor. Seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts weichen sie den jetzt üblichen Rundtänzen, die man vergebens als 'welsch' zu bekämpfen

1) Zeitschrift für Kirchengeschichte 17 S. 94ff.

sucht; mit ihren heftigen Bewegungen, aber auch weil sie den gemeinsamen Chor auflösen, wirken sie dem gleichzeitigen Singen entgegen. Seit weit über 100 Jahren wohl sind sie so gut wie ganz verdrängt, nur daß ein dürftiger Rest dieser uralten Sitte noch in den Ringelreihen unserer Kinder nachlebt. Heutzutage hört man auf dem Tanzboden nur noch sehr selten und zerstreut solchen Gesang, der zum Tanze in engerer Beziehung stände, höchstens beim 'Kissenwalzer' oder ähnlichen 'Solotänzen'. Einzelvorträge vor einer Hörerschar — aber ohne jeden Zusammenhang mit dem Tanzen — sind nicht selten; sie vermitteln dem Chore die Kenntnis neuer Lieder, nie gehen sie auf ein Lied, das dem Chore selbst schon geläufig wäre.

Auch das Kranzsingen ist längst nicht mehr gebräuchlich. Der Chor der Mädchen ließ die Burschen um den von ihnen gewundenen Kranz als Preis wettsingen:

. . . Blümlein rot und weiß die brechen Jungfraun mit ganzem Fleiß
Und machen daraus einen Kranz und tragen ihn an den Abendtanz
Und lahn die Gesellen darum singen, bis einer das Kränzlein tut gewinnen.

Reste dieser Sitte haben sich, wie beim Ringelreihen, in die kindlichen Spiele hinübergerettet.

Ob nun der Chor ein allgemeiner ist oder sich nach den einander antwortenden Geschlechtern spaltete, ob er das Lied eines Vorsängers im Rundreime aufnahm oder endlich ob er Einzelwettgesang einleitete und begleitete: stets ist der Chor vom Volksgesange untrennbar. Volksgesang muß Chorgesang in einer dieser vier Hinsichten sein. Das sonst im Chore gesungene Lied verliert natürlich im Munde des Vereinzelten ebensowenig sein Volksliedwesen wie etwa in der gedruckten Sammlung, die den Sänger ganz ausschaltet; aber sein Vortrag ist kein Volksgesang mehr, man kann dann nur noch vom Singen eines Volksliedes reden.[1])

Den Volkschor führt die Sitte zusammen, nicht also der Zufall, der Zwang oder die Regelung durch andere Begriffe als eben die Sitte. Solche von der Sitte eingegebenen Gelegenheiten stellen der Rundgang mit seiner Fortsetzung unter der Linde oder an

1) Im Anzeiger für deutsches Altertum 33 (1909) S. 189 bin ich mißverstanden worden. Daran bin ich schuld, weil ich früher die notwendige Unterscheidung von Volksgesang und Volkslied nicht scharf genug durchgeführt habe.

sonstigen bestimmten Plätzen, dann Spinnstube und Weggeleite dar; von fester Sitte bedingt ist weiter das Singen an kirchlichen, volkstümlichen und häuslichen Feiertagen. Auf die hier übliche Art nun singen die an die Sitte des gemeinschaftlichen Gesanges Gewöhnten auch stets bei solchen Anlässen, wo der Zufall sie zusammenführt, wie bei gemeinschaftlichen Arbeiten in Haus und Feld oder beim Maiengehn, so daß sie überall dort, wo sie nach ihrem eigenen Willen zum gemeinsamen Singen kommen, auch richtigen Volksgesang üben. Dem Zwange und der Regelung dagegen unterliegen heutzutage der Gesang in Kirche und Verein, so daß diese beiden Veranlassungen zum Chorgesange hier ausscheiden; weder in den Worten, noch, und zwar ganz besonders, in den Weisen trägt dieser Vereins- und Kirchengesang die Kennzeichen des Volksgesanges an sich. Außerhalb des Bauernstandes kennt den Chorgesang als Sitte nur noch die studentische Kneipe und das Heer, die Zunftstube zählt nicht mehr mit. Aber nach dem S. 11 Ausgeführten kann man nur beim Heere von Volksgesang reden. Hier legen die Vorgesetzten viel Gewicht auf die Sangespflege, ohne aber durch Verordnungen viel in das selbständige Wollen der Sänger einzugreifen. Der Liederschatz des Soldaten wird von der Behörde gesammelt, und wohl darf man es eine richtige Sitte nennen, wenn auf dem Marsche das Lied aus hundert frischen Kehlen erschallt. Wohl die Hälfte der Soldaten kennt die Lieder vom Heimatdorfe her, und die übrigen haben sie bald inne. Es heißt nicht übertreiben, wenn ich das Heer für die stärkste Stütze des Volksgesanges in unserer Zeit erkläre. Hätten wir nur für die weibliche Jugend etwas Ähnliches! Wo aber keine Sitte mehr den Sängern in einem zufällig entstandenen Chore die Kenntnis von Worten und Weisen vermittelt, da bringt solcher Zufallschor keinen richtigen Volksgesang mehr heraus. Denn in den seltensten Fällen werden da Volkslieder gesungen, also die Lieder, die von den Volkschören draußen im Lande geprüft, für gut befunden und in liebevoller, langdauernder Pflege immer wieder gesungen worden sind. Auch die Weisen werden nicht mehr die Züge ungestörten Eigenlebens an sich tragen, sondern die Erstarrung der schulmäßigen Gestalt aufweisen.

Heutzutage, wo Ringelreihen und Kranzsingen vergessen sind, hört man im Volksgesange nur solche Lieder, deren Worte und Weisen den Sängern von früher her genau bekannt sind. So ergibt sich als ein unzweifelhaftes Wesensmerkmal des heutigen Volksgesanges, daß das Lied in ihm aus dem Gedächtnisse und

frei, ohne Regelung durch den Taktstock, erklingt. Die Kenntnis neuer Lieder vermittelt wohl meist der S. 19 erwähnte Einzelvortrag eines zufälligen Lehrmeisters. Nichts steht im Grunde dem entgegen, daß dies eigene Gedichte dieses Vorsängers sind, wenn das auch in der Tat nur sehr selten vorkommen wird. Findet das Lied Beifall, so daß der Chor es in seinen Liederschatz aufnimmt, so wird es damit, aber nur damit, zum Volksliede. In früheren Zeiten, wo die beiden anderen Chorarten noch lebten, kamen im Volksgesange neben den Volksliedern noch eigene Stegreif- und vorbereitete Dichtungen des Vorsängers oder Wettsingers vor. Da dieses Vor- und Wettsingen einen nötigen Bestandteil der betreffenden Arten des Volksgesanges ausmachte, gehört solche Dichtung zum Volksgesange, zum Volksliede aber ist sie nur dann zu zählen, wenn der Chor die Lieder annahm und damit für ihr Weiterleben sorgte; dasselbe gilt heute von den Einzelvorträgen der zufälligen Vorsänger. Etwas zu eng könnte meine Behauptung, daß Volksgesang notwendigerweise Chorgesang sei, erscheinen, wenn man an die Frage herantritt, wie denn das Schnaderhüpfel zum Volksgesange stehe. Es ist seinem Wesen nach Einzellied, meist Streitlied, das eine Antwort, auch im Einzelliede, herausfordert. Vorgetragen wird es nur vor einer Hörerschar, die aber selbst nicht singend eingreift. Es ist ferner im Grunde Stegreifdichtung, wenn auch das ganze Lied oft, einzelne Teile meist überliefert, daher allgemein bekannt sind und so zum Begriffe des Volksliedes hinüberleiten. Es ist weiter unzweifelhaft Volksdichtung; denn wenn auch viele Schnaderhüpfel unserer Sammlungen von bekannten Namen — v. Kobell, Castelli, Seidl — herrühren, so sind diese Dichter doch 'jeweilig und nach dieser Richtung hin wieder Männer aus dem Volke geworden'.[1]) Schließlich ist das Schnaderhüpfelsingen in den Alpenländern Sitte. Nun tritt beim Schnaderhüpfel im Gegensatze zu den anderen Liedern, die das Volk singt, die Weise hinter den Worten ganz zurück; es ist viel mehr Dichtung als Gesang. Nur wenn ein Schnaderhüpfel allgemein bekannt ist und gesungen wird, ist es Volkslied; zum Volksgesange rechne ich es nur, wenn es — was von vielen seiner Art gilt — auch im Chore gesungen wird; im allgemeinen ist es aber Volksdichtung, meinetwegen, zur Unterscheidung von anderen Arten, lyrische Volksdichtung mit Tonbegleitung, und deshalb hier ebensowenig zu be-

---

1) Wackernell, Anzeiger für deutsches Altertum 33, 205.

trachten, wie die Volksspruchdichtung, die gereimten Inschriften, Abschiedwünsche und Nachrufe in den Zeitungen, das Volksschauspiel und die anderen Kinder der ländlichen Muse. Ein bedeutender innerer Unterschied zwischen vielen Schnaderhüpfeln und dem eigentlichen Volkslied ist der, daß sie oft persönliche, die Volkslieder aber stets allgemeine Empfindungen wiedergeben.

Eine einigermaßen genügende Angabe über die Verbreitung des Volksgesanges nach Zeit, Ort und Ständen kann ich, so wünschenswert sie auch wäre, aus Mangel an ausreichenden sicheren Belegen nicht geben und muß mich auf Vermutungen beschränken. Bis zu der Zeit, wo unsere Städte ihre Mauern sprengten und mehr und mehr auf Kosten des Landvolkes sich zu vergrößern begannen, wo anderseits das städtische Leben aufs Land hinüberzugreifen begann, also bis etwa zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hin ist der Volksgesang wahrscheinlich überall in Deutschland mit Ausnahme der größeren Städte verbreitet gewesen. Heutzutage hat er sich ausgesprochenermaßen auf das Land zurückgezogen und ist auch hier durch äußere und innere Gründe schwer bedroht. Am lebensfähigsten hat er sich bei Baiern und Alemannen gehalten. Von den Franken haben ihn die Niederfranken größtenteils aufgegeben. Die Sangesfreudigkeit des thüringisch-obersächsisch-schlesischen Mischstammes verbürgt der alten Sitte Bestand auch in vielen Gegenden, wo der Bauer längst nur noch nebenbei ein Äckerchen bestellt, in der Hauptsache aber zu Hausgewerbe oder Fabrikarbeit übergegangen ist. Die Niedersachsen endlich üben Volksgesang wohl nur noch in abgelegenen Gegenden Westfalens, Hannovers, der Mark und Hinterpommerns. So halten die Hochdeutschen an der alten Sitte am zähesten fest; sie sind die Stämme, unter denen der kleine Bauer und sein Gesinde noch am häufigsten vertreten ist. Auf diese Kreise beschränkt sich heute der Volksgesang fast ausschließlich, aber diese Beschränkung ist nur ein zufälliges Kennzeichen, kein Wesenszug an ihm, da ihn ja früher der städtische Kleinbürger ebensogern übte wie der Bauer. Allerdings gehört zur genauen Bestimmung des Begriffes 'Volksgesang' eine Beschränkung derart, den naturgemäßen Maßstab dafür liefert aber nicht der Stand der Sänger, auch nicht die Stufe ihrer schulmäßigen Bildung, sondern ihr Verhältnis zum Volkstume. Unter dem Volkstume hat man die Äußerung der Volksart zu verstehen. Diese beruht auf stammhafter, unverrückbarer Grundlage, tritt aber nach den Zeiten und damit sowohl den Gesittungsstufen wie den Anschauungen

verschieden im Volkstume in Erscheinung. Lebendes Volkstum setzt einheitliches, einfaches und ursprüngliches Empfinden und Denken im Sinne der angeborenen Volksart voraus. Diese ist für jedes Volk eine besondere, für alle Angehörigen eines Volkes aber in der Anlage dieselbe, wenn auch in der Entfaltung das gemeinsame seelische Gut nicht so stark in die Augen fällt wegen der mannigfachen Verschiedenheit der Einzelseelen, die auf die Bevorzugung dieses oder jenes, bei anderen nur angedeuteten Zuges zurückgeht. Je weniger solche Sondertriebe die allgemeine Gleichheit der seelischen Zustände stören, um so stärker ist das Volkstum; umgekehrt um so schwächer, je mehr sich die seelischen Besonderheiten ausdehnen. Und während die Gemeinsamkeit des Empfindens noch verhältnismäßig weit reichen kann, ist es besonders die Sonderentwicklung des Denkens und des dazu verwandten Schatzes an Vorstellungen, die dem Volkstume weite Kreise ganz entfremden kann. Denn diese bewegen ihre Gedanken dann meist in Geleisen, die ihnen Fremde ausgetreten haben, von denen ein neuzeitliches Volk ja leider alle höhere Bildung ableiten zu müssen wähnt, und bei der Eigenart unseres Volkes geht damit geflissentliche Nichtachtung einfachen und ursprünglichen Denkens gepaart. Eigentümlich ist ja unsere Sucht, mit sprachlichen und anderen Unverständlichkeiten aufzufallen, nichts gerade heraus zu sagen, sondern alles mit Flitter zu verbrämen. Das erscheint dann als Bildung und findet deswegen in allen Kreisen begeisterte Anhänger. Höhere Bildung braucht dem Volkstume nicht entgegen zu sein, ist es aber wenigstens bei uns immer, wegen des von ihr untrennbaren, sie völlig durchsetzenden Fremden, das für die einfachen und ursprünglichen Verhältnisse, die das Volkstum voraussetzen muß, unverständlich ist; Scheinbildung ist des Volkstumes Todfeind, weil die ihr Verfallenen ihren Bildungsstand durch Verachtung alles Einfachen und Ursprünglichen, durch Ziererei und Verschnörkelung betonen zu müssen glauben. So kann sich das Volkstum, dieses Grundwasser unseres Wesens, zu Zeiten auf seinen tiefsten Stand zurückziehen, so daß es nur noch beim unverrückbaren Grunde des Volkes, beim bodenständigen Bauern, zu finden ist. Zu Zeiten aber, wenn die fremden Götzen fallen, steigt es wieder an und tränkt das Volksganze.

Volksgesang nun kann nur in Kreisen leben, die dem Volkstume treu geblieben sind, die also durch ein einheitliches, einfaches und ursprüngliches, der angeborenen Volksart gemäßes Empfinden und

Denken sich von den übrigen absondern. Denn nur diese Kreise sichern ihm seine Wesenszüge.

Nach meinen Ausführungen würde sich nun der Begriff 'Volksgesang' folgendermaßen bestimmen lassen:

Volksgesang ist derjenige Gesang der in volkstümlichen Anschauungen lebenden Kreise, der in einem der von der Sitte zusammengeführten (vier) Chorarten frei, d. h. ohne Regelung durch den Taktstock, erklang oder noch in den (beiden allein) erhaltenen Chorarten und dann immer aus dem Gedächtnisse erklingt. Nur wo feste Sitte dieses gemeinsame freie Singen aus dem Gedächtnisse beibehalten hat, lebt noch der Volksgesang, und wo der im Brause des Lebens verhallte wiedererklingen soll, da muß vor allem das gemeinsame freie Singen aus dem Gedächtnisse wieder zur festen Sitte werden.

Vom Volksgesange muß man das Volkslied und die lyrische Volksdichtung unterscheiden. Der Volksgesang erstreckt sich heute nur noch auf das Volkslied, früher auch auf lyrische Volksdichtung; das Volkslied entstammt immer dem Volksgesange, erklingt aber auch im Munde des Vereinzelten und solcher, die den Volksgesang nicht mehr als Sitte üben, bleibt dann zwar Volkslied, sein Vortrag ist aber kein Volksgesang mehr. Mit der lyrischen Volksdichtung hat das Volkslied im Grunde nichts zu tun, wenigstens keinen nötigen Zusammenhang; heutzutage liefert sie nur noch sehr wenige Volkslieder, und zu jeder Zeit hat sie, um zum Volksliede aufsteigen zu können, die scharfe Prüfung durch den Chor bestehen müssen.

Das einzige sichere Kennzeichen eines Volksliedes ist, daß es im Volksgesange erklingt. Damit gewinnen wir für unsere Betrachtung die erwünschte Festigkeit scharf gezogener Grenzen. Jedes Lied ist Volkslied, von dem nachgewiesen werden kann, daß es vom Volkschore angenommen wurde, gleichviel welchen Inhaltes und Ursprungs es selbst sein, gleichviel welchem Bildungstande sein Verfasser angehören mag; umgekehrt ist kein Lied Volkslied, das erweislich nicht im Volksgesange erklingt oder erklungen ist, mag es auch in Ton, Kunstmaß, Empfindung und Inhalt sich noch so sehr dem angleichen, was man sonst für Eigentümlichkeiten des Volksliedes zu halten gewöhnt ist.

So fällt der Heldensang natürlich in den Kreis des von mir zu betrachtenden Stoffes, da ihm im Mittelalter das singende Volk in erster Reihe seine Liebe zuwandte. Dagegen gehören weite

Kreise der lyrischen Volksdichtung nicht zum Volksliede. So darf man ihm auch die so tief im Volkstume wurzelnden Zauberlieder nicht zuzählen, die mit die ältesten dichterischen Erzeugnisse in unserem Volke sind, aber nur sehr selten, wie z. B. die S. 16 erwähnten Sterbelieder, zu Chorliedern wurden, leichtbegreiflich, da das Volk sie bis in unsere Tage mit großer Scheu betrachtet.

Damit ist der Umfang des hier zu betrachtenden Stoffes festgestellt. Allerdings ist in jedem Einzelfalle philologische Prüfung notwendig. Durchaus nicht von allen Liedern in unseren zahlreichen heutigen Sammlungen ist ausgemacht, daß sie wirklich gesungen werden; leider fehlt eine ausdrückliche Angabe dieses so wichtigen Punktes bei den meisten Liedern, wie fast stets bei den älteren. Die philologische Prüfung kann sich in der Mehrzahl der Fälle auf äußere Merkmale beschränken, da aus der Fassung eines Liedes meist ohne weiteres hervorgeht, daß es im Volksmunde lebt oder gelebt hat. Nur in wenigen Fällen, besonders dort, wo nur eine Fassung des Liedes vorliegt, muß man nach inneren Kennzeichen suchen und an die schwierigen Fragen herantreten, ob Inhalt, Ton, Sprache und Kunstmaß den Schluß gestatten, daß es im Volksgesange seinerzeit einen Platz gefunden haben kann; daß es wirklich gesungen worden ist, kann in solchen Fällen mit Sicherheit nie ausgemacht werden.

Die Beantwortung dieser Fragen ist ohne Zweifel von großer Bedeutung, aber weniger für die Entscheidung darüber, ob ein Lied Volkslied ist oder nicht — denn diese kann ja in den allermeisten Fällen viel einfacher gefunden werden —, als für die Kenntnis der Geschichte des Geschmackes der den Volksgesang bedingenden Kreise. Davon wissen wir heutzutage noch sehr wenig Sicheres. Allzuwenig hat man bisher bedacht, daß dieser Geschmack der Entwicklung und damit Veränderung unterliegt, also keineswegs immer und ewig derselbe gewesen ist. Niemand badet in demselben Flusse zweimal. Es war daher ein grundsätzlicher Fehler, den Liedern der Blütezeit des deutschen Volksgesanges im 14. bis 16. Jahrhunderte einen festen Maßstab für Ton und Sprache des Volksliedes aller Zeiten zu entnehmen und nun alle Lieder, gleichviel welcher Zeit, die sich diesem Maßstabe fügten, für echte, die sich ihm nicht fügten, für unechte Volkslieder auszugeben. Einen solchen sich immer gleichen Maßstab für Begriffe zu schaffen, die wie der Volkston allem Wandel der Entwicklung ausgesetzt sind, führt von selbst zu den verhängnis-

vollsten Schlüssen. Aber wohl wäre eine nach geschichtlichen Gesichtspunkten vorgehende und räumlich Getrenntes vergleichende Untersuchung der Lieder, die unzweifelhaft Volkslieder waren oder sind, nach ihren inneren Merkmalen bedeutungsvoll für unsere Erkenntnis des deutschen Volksgesanges und eine wertvolle Vorarbeit für eine Geschichte der deutschen Dichtung vom Standpunkte der Hörer und Leser aus, die heute noch nicht geschrieben werden kann. Dann könnten wir auch für jede Zeit mit großer Bestimmtheit sagen, den und den Geschmack habe der Volksgesang damals gehabt und mit diesem stimme ein Lied so überein, daß es damals ein Volkslied sein konnte.

Heutzutage ist es, wie gesagt, noch nicht zu empfehlen, die Frage, ob ein Lied Volkslied sei oder nicht, hauptsächlich nach den inneren Merkmalen entscheiden zu wollen. Für gänzlich verfehlt aber muß ich es halten, die Antwort darauf von der Erkundigung nach dem Verfasser oder der sonstigen Herkunft des Liedes abhängig zu machen und nun einerseits zu sagen, jedes Gedicht, das von 'einem Manne aus dem Volke' herzurühren oder das für das 'Volk' bestimmt erscheint, sei ein Volkslied, anderseits zu meinen, Lieder, deren Verfasser Größen des Schrifttums sind, seien, auch wenn sie noch so gerne vom Volke gesungen würden, keine Volkslieder. Beide Meinungen verdienen hier eine eingehendere Widerlegung.

Die erste hat lange Zeit unbestritten geherrscht. Man ist schließlich so weit gekommen, jede Moritat, jedes Bänkelsängerlied und jedes auf einem fliegenden Blatte stehende Gedicht zum 'Volksliede' zu stempeln. Nichts führt mehr irre, nichts ist verkehrter und für das Volk beleidigender als dieses Urteil. Wir sehen, daß das Volk es beim Chorgesange durchaus ernst meint: was es singt, ist ihm mitempfundene Wahrheit. Natürlich lacht sein Lied auch, aber dann lacht's aus vollstem Herzen. Dem verbildeten Hörer allerdings, dessen Empfindung auf ganz andere Töne gestimmt ist, aber selten auf bessere, dem erscheint das Lied des Bauern in ganz anderem Lichte als diesem selbst. Ihm kommt der allerdings meist schon zersungene Inhalt abgedroschen und flach, die Form tölpelhaft und ungereimt, die Sprache lächerlich und derb vor. Und nun glaubt er auch, all' das sei Absicht des Liedes. Daß das Tölpelhaft-lächerliche der richtige Volkston sei und alles, was irgendwie diese Züge trage, deswegen schon volksmäßig sei, ist eine uralte Ansicht all der dem Volksleben Entfremdeten und auf ihre eigene herrliche Aufgeklärtheit Stolzen.

Wir finden diese aus Unkenntnis und hochmütiger Mißachtung des Volkes geborene Gesinnung schon im Mittelalter: Neidhart stimmt seine Dorfdichtung auf diese Töne, des Beifalls der Ritter gewiß, und Walther sagt, die unfuoge, die Roheit des Gesanges, meinend, die sein hovelîchez singen aus der Gunst der ritterbürtigen Kreise zu verdrängen drohte: 'Bei den Bauern ließe ich sie schon; dorther ist sie ja gekommen.' Aber auch dem vielgesungenen Liede vom Prinzen Eugen ist die Blässe dieser Gedanken angekränkelt, wie Vilmar nachgewiesen hat. Es scheint absichtlich im 'Volkstone' gehalten. Das bekannte Gedicht Kreuslers vom siebziger Kriege: 'König Wilhelm saß ganz heiter' zeigt noch für unsere Zeit, wie man sich über den 'Volkston' irren kann; denn der Dichter meint keine Wirkung erzielen zu können ohne die berlinernden Sprachwitze, die er sogar dem ehrwürdigen, alten Siegesfürsten in den Mund legt, damit völlig gegen das Gefühl des Volkes verstoßend. So ist denn dieses Lied, nachdem es eine Zeitlang in aller Munde gewesen, aber kaum irgendwo auf dem Lande wirklich eingebürgert war, wieder ganz verklungen: als Bänkelsängerlied getroffen, so auch vom Volke aufgefaßt und, wie sie alle, behandelt, weggeworfen und vergessen. Die 'Wacht am Rhein' dagegen bleibt ewig jung.

Am niedrigsten war die Meinung, welche die 'Gebildeten' vom Volkstone hatten, in der Zeit der 'Aufklärung', die uns durch die Sonne Lessings, Goethes und Schillers meist in ganz falscher Beleuchtung erscheint: denn wenn irgendwann, so war damals die breite Menge der Gebildeten bei uns über alle Begriffe dummstolz und in völkischer Hinsicht erbärmlich gesinnt. So fand Nicolai eine Sammlung von Volksgesängen des 16. Jahrhunderts und machte sie in einem Neudrucke bekannt, dem er den nichtsnutzigen Titel gab: 'Ein feyner kleyner ALMANACH . ., gesungen von Gabriel Wunderlich . . , herausgegeben von Daniel Säuberlich'; den einzelnen Liedern gibt er Überschriften wie 'Eyn klegliche Mordgeschichte', den Weisen Singregeln wie 'Seer kleglich vnndt stönend'. Offenbar sieht er, trotz Herder für die großen dichterischen Schönheiten gerade dieser noch nicht zersungenen Lieder völlig blind, in allem nur Scherz und dummen Spaß. Verwandten Anschauungen begegnet man auch heute noch in Kreisen, die dem Volkstümlichen doch näher stehen sollten. Mich hat es immer verdrossen, wenn ich hören mußte, wie auf studentischen Kneipen das tiefernste Lied von den drei Lilien ins Scherzhafte verzerrt wurde, oder wenn die

prächtige Märe von der ungetreuen Liebsten ins Lächerliche gezogen wurde:

„Und als er es wieder herausser zog
Das Messer von Blute so rot:
Ach Gott in dem *siebenten* Himmel, ja *Schimmel*,
Das Mägdlein war *mauselein* tot!"

wo das Volk selbst die zwei letzten Strophen singt:

„Ach reicher Gott vom Himmel, ja Himmel,
Wie bitter wird mir der Tod!"

Das Volk verlangt und verlangte von jeher, wie die alte Spielmannsdichtung verrät, von dem, der ihm was vorsingt, Scherz und Spaß, deswegen stellt es sich aber selbst beim Singen nie als Hanswurst. Gewiß, es kommen in den zersungenen Volksliedern genug Stellen vor, die wegen ihrer Ungereimtheit auf den anders Empfindenden lächerlich wirken; den Sängern selbst aber kommt diese durchaus unfreiwillige Komik gar nicht zum Bewußtsein.

Ich hoffe den Leser einigermaßen überzeugt zu haben von dem Unterschiede zwischen dem ernsthaften und wahren Empfinden des Volkstones und dem absichtlich scherzhaften Tone des moritatenleiernden Bänkelsängers. Das Bänkelsängerlied ganz allgemein zum Volksliede zu rechnen, ist durchaus *unstatthaft*: es beansprucht im Buche der Geschichte unserer Dichtung eine Stelle ganz für sich, ebenso wie die höhere Kunstdichtung; und wenn ein Bänkelsängerlied, wie so manches höhere Kunstgedicht auch, zum Volksliede geworden ist — was gewiß häufig genug vorkam —, so sind ganz andere Umstände daran schuld als der völlig nebensächliche, daß es vom Bänkchen aus zuerst erklang.

Der Bänkelsänger läßt noch heutzutage seine Dichtung auf '*fliegende*' *Blätter* drucken, um durch deren Verkauf eine größere Einnahme zu erzielen. So geschah es schon im 16. Jahrhunderte. Auf dieselbe Weise sind seit der Ausbreitung der Buchdruckerkunst stets auch andere Dichtwerke, 'Lieder', vertrieben worden. Ein heller Buchdrucker ließ z. B. 'in diesem Jahr' die gerade gangbarsten vier, sechs, acht Lieder zusammen auf schlechtes Papier drucken und auf den Jahrmärkten oder von Hausierern verkaufen. So konnte man vor zwanzig Jahren den Schunkelwalzer, Fischerin du kleine, das Flaggenlied, Strömt herbei ihr Völkerscharen, den Leutnant von der Indiafaserkompanie zusammen auf einem Blatte für einen Sechser erstehen, wie man im 16. Jahrhunderte die gangbarsten 'Volkslieder' auf genau

dieselbe Weise feil hatte. Diese Art der Veröffentlichung wählte sich naturgemäß aber auch die beginnende Zeitungschreibung. Wenn in England und den welschen Ländern die Tageszeitungen noch heutzutage hauptsächlich auf der Straße an zufällige Leser verkauft werden, so kann man in dieser Art des Vertriebes besser die ursprüngliche erkennen als in der bei uns üblichen. Die „Zeitung", wie zunächst die Nachricht selbst[1]), viel später erst die Bringerin dieser Nachricht, das Blatt, hieß, war anfangs noch sehr häufig in Liedform gehalten; unsere Moritaten und andere im Bänkelsängertone gehaltenen Berichte von 'sensationellen Begebenheiten' sind die letzten Überreste dieser ursprünglichen Zeitungschreibung und finden ihre Stelle in der Geschichte der Dichtung unter diesem Hauptstücke. Es ist dies die Folge des doppelten Berufes, den der alte Spielmann gehabt hatte: neben dem hauptsächlichen, den sein Name ankündigt, auch den des mittelalterlichen Zeitungsmannes. Der Mann kam überall hin, er konnte Geld sehr gut gebrauchen; so ward er nicht nur zu seinem eigenen Vorteile der Bringer guter oder böser neuer Märe, sondern er wurde von den Großen auch als Stimmungmacher benutzt, genau so wie die heutige Zeitung so oft das Sprachrohr für dieses oder jenes öffentliche, persönliche oder geschäftliche Interesse ist. Auch Walther von der Vogelweide ist in seinen politischen „Sprüchen" ein solcher 'Journalist', wie Weinhold und Wilhelm Scherer die alten Spielleute mit Recht nennen durften. So finden wir auf fliegenden Blättern gedruckt gereimte Nachrichten politischer Art, Leitaufsätze, Berichte über Mordtaten und andere 'Sensation' und endlich auch singbare Lieder: also eine ganze Zahl unter sich verschiedener Gegenstände, die Gemeinsames nur in der Art ihrer Veröffentlichung haben. Wie unberechtigt es nun ist, alles zum 'Volksliede' zu zählen, was in Reimen verfaßt auf solchen fliegenden Blättern gedruckt steht, wird wohl jeder einsehen. Leider aber hat man das getan, eben dadurch verführt, daß die ältesten der bekannten Volkslieder meist nur auf solchen fliegenden Blättern erhalten sind[2]), ohne nun zu prüfen, ob es sich um singbare und wirklich gesungene Lieder handelte, um bloße Zeitungsnachrichten

1) Z. B. 'Eine gute Zeitung aus India'. Heutzutage erlebt das Wort „Nachrichten" eine ähnliche Erweiterung.

2) Außerdem gibt es schon aus sehr früher Zeit ganze gedruckte Sammlungen, die wohl auch auf fliegenden Blättern als ihren Vorlagen fußen, und dann auch die Vorläufer jener geschriebenen Liederhefte, die wir noch jetzt ganz allgemein auf dem Dorfe antreffen.

und Stimmungmachereien, die, wie wir sehen werden, höchstens vom Verfasser, aber nicht vom Volke selbst gesungen wurden, oder um wirkliche, dem Volksmunde erst nachgeschriebene Lieder. So ist z. B. ein ganz elendes Bänkelsängerlied, das mit den für diese Dichtung durchaus kennzeichnenden Worten beginnt: „Hört ihr Christen mit Verlangen etwas Neues, ohne Graus", zu dem völlig unverdienten und den Nichteingeweihten zu ganz irrigen Meinungen verführenden Ehrennamen eines Volksliedes vom Doktor Faust gekommen und sogar in 'des Knaben Wunderhorn' aufgenommen worden, obwohl es ohne Zweifel niemals vom Volke gesungen worden ist.

Wenn man also das namenlose Bänkelsängerlied und fliegende Blatt nur bei vorsichtigster Prüfung, die das meiste ausmerzen wird, dem Volksliederschatze wird zusprechen können, so steht es um das Kunstgedicht, soweit es vom Volkschore gesungen wird, wesentlich anders. Früher war die Ansicht weit, wenn nicht allgemein, verbreitet, ein Lied müsse, um 'Volkslied' zu sein, namenlos sein; über seine Entstehung herrschten Meinungen, die mit aller wirklichen Erfahrung im Streite liegen mußten, sich aber durch den geheimnisvollen Ehrenschimmer empfahlen, den sie um das dichtende Volksganze verbreiteten. Am besten lernt man diese, auf die romantische Dichterschule zurückgehende Ansicht aus einer Stelle in Theodor Storms „Immensee" kennen: „Sie (diese schönen Lieder) werden gar nicht gemacht; sie wachsen, sie fallen aus der Luft, sie fliegen über Land wie Mariengarn, hierhin und dorthin, und werden an tausend Stellen zugleich gesungen. Unser eigenstes Tun und Leiden finden wir in diesen Liedern; es ist, als ob wir alle an ihnen mitgeholfen hätten."

Befangen von dieser romantischen Meinung hat man in dem Eindringen des volkstümlichen Kunstgedichtes der Neuzeit in den Liederschatz des Volkes den Tod des 'Volksliedes' sehen wollen. Das ist eine ganz unberechtigte und von geringer Einsicht in das Wesen des Volksgesanges zeugende Klage. Die weitüberwiegende Mehrzahl unserer Volkslieder und die kennzeichnendsten und trefflichsten wohl samt und sonders sind nämlich ebensogut Kunstgedichte wie die neuzeitlichen vom Volke gesungenen Lieder Goethes, Uhlands und Hauffs. Wenn man von den Schnaderhüpfeln der Alpenländer und den diesen sehr nahestehenden, vielfach die alpenländische Herkunft an der Stirne tragenden Vierzeilern der anderen Gaue absieht, sowie von den ähnlichen, zum Teile sinnlosen, lustigen 'Schwänzchen', die

einem zu Ende gesungenen Liede willkürlich angehängt werden, in denen, noch ab und zu wenigstens, der Singende selbst dichtet und singt in demselben Augenblicke, ohne dabei aber ganz sein Eigenstes zu geben, weil er in Inhalt, Gedanken, Wort und Weise an gegebene Vorbilder anknüpft, wenn man davon absieht, so singt das Volk auf dem weiten deutschen Boden nur ihm überlieferte Lieder. Und nur ein verhältnismäßig kleiner Teil dieser eigentlichen Volkslieder ist dem Augenblicksdichtertriebe eines noch ganz ursprünglichen 'Mannes aus dem Volke' zu verdanken, der nicht nach Dichterlorbeer geizt und auch nicht geizen darf, weil, was an seinem Liede schön sein mag, nicht sein Verdienst ist, sondern das der Luft, die er atmet, der Art, die ihn wie alle seine Brüder gebar. Nur diese Lieder könnte man Volkslieder in dem alten Verstande nennen: die Persönlichkeit des Verfassers tritt in dem Anteile an dem Werke hinter dem Wesen des Volkes ganz zurück. An Zahl und vor allem an Wert aber überwiegt im Liederschatze der Deutschen weitaus, was von wirklichen Dichtern herrührt, also von Persönlichkeiten, die als solche durch ihre Begabung und ihren eigenen Stil aus der Menge hervorragen. Nun ist es im Grunde ein Ding, ob dieses nur Naturdichter sind, 'Männer aus dem Volke', deren Lied zwar, wie das aller wahren Dichter, die im Herzen schlafenden dunkeln Gefühle mächtig weckt, aber die äußere Kunstfertigkeit vermissen läßt, oder ob es berufsmäßige Dichter sind, Skope im 6. und 7., Spielleute im 11. und 12., Schreiber im 15. und 16., Schriftsteller im 19. Jahrhunderte, vertraut mit allen künstlerischen Handgriffen ihrer Tage und ausgerüstet mit der Bildung ihrer Zeit. Aber ich will den Unterschied noch gelten lassen; unter den Urhebern älterer Volkslieder haben wir gewiß eine ziemliche Anzahl von Naturdichtern anzunehmen (s. S. 18), in unserer Zeit können sie naturgemäß nur noch sehr selten sein, wenn sie auch gerade nicht auszusterben brauchen; jedenfalls ist ihnen heutzutage immer die Blässe der auf sie eindringenden äußerlichen, nicht aber innerlich erlebten Bildung angekränkelt, und verfallen sie darum leicht dem Fehler, daß sie ihre gesunde Empfindung verkünsteln. Aber völlig ein Ding ist es, ob die Kunstdichter nach Nam' und Art bei Goedeke und Kürschner verzeichnet stehen, oder ob sie fahrende Sänger sind, von niemand gekannt. Nur Kleinigkeitskrämer können einen wesentlichen Unterschied zwischen dem vom Volkschore angenommenen Kunstliede unserer Tage und dem des 15. oder 12. oder 6. Jahrhunderts in der für das singende Volk ganz gleichgültigen

Sache erkennen wollen, ob der Name des Verfassers bekannt ist oder nicht. Ebensowenig wie die meisten 'Gebildeten' — ich erinnere nur an die Studenten, von denen doch die allerwenigsten sich um den Namen des Verfassers kümmern, dessen Lied sie gerade steigen lassen — fragt das Volk beim Singen eines Liedes, von wem es ist, sondern nimmt, was ihm gefällt; es ist jedenfalls der unbefangenste Verleger. Die Unterschiede zwischen alten und neuen im Volksgesange lebenden Kunstliedern sind nirgends grundsätzlich, sondern nur, wo sie bestehen, die Folgeerscheinung der jeweiligen Zeitverhältnisse und der dadurch hervorgerufenen engeren oder weiteren Auffassung des Begriffes „volkstümliches, singbares Lied". So ist heutzutage die Art der Veröffentlichung eine andere als ehedem. Berufsdichter und Volk haben jetzt fast überall Vermittler: den Druck erst und dann den Berufssänger oder dessen Vertreter in Schule, Haus und Gesellschaft. Nur noch sehr selten ist der Dichter zugleich auch der erste, der sein Lied öffentlich singt: Hoffmann von Fallersleben verstand es und traf deshalb so prächtig den singbaren Ton, und mancher Student versteht es auch. Früher war aber Skop, Spielmann und Schreiber zugleich fast immer auch Berufssänger. Sie traten vor die Hörer wie jener Ritter, den die Edelfrau hört:

vil wol singen	gar schön singen
in Kürenberges wîse	auf Kürnbergs Liedweise
al ûz der menigîn.	hervor aus dichter Schar.

Daraus ergibt sich nun zwar ein anscheinend gewaltiger Unterschied zwischen der neuen und der alten Kunstliederdichtung: der alte Sängerdichter konnte grundsätzlich seine Lieder nur fürs Ohr bestimmen, weil sonst sein Werk eitel gewesen wäre; die heutigen Goldschnittbändchen werden immer für das Auge geschrieben, so daß, bei dem Mangel an Erfahrung hinsichtlich der Wirkung des Gesanges, der Dichter unserer Zeit viel weniger Geschick in der Herstellung singbarer Lieder besitzt. Aber dieser Unterschied ist ein Trugschluß, hervorgerufen durch unsere falsche Verallgemeinerung des Begriffes „Lyrik", in den wir alles hineinstecken, was nicht Drama oder Epos ist. Denn was an der unendlichen Zahl von 'Liedern', die der Tag gebiert, nicht singbar ist, ist eben kein Lied, und was singbar ist, ist ebensogut Lied wie das alte. Durch die unverhältnismäßig stärkere Erzeugung von 'Liedern' in unserer an Dichtern so reichen Zeit ist dafür gesorgt, daß, trotz mangelnder Erfahrung, der Zufall und die gute Begabung auch heute noch mindestens ebensoviel Singstoff liefert, wie früher Absicht und gutes Geschick.

Ein anderer, größerer, aber das Wesen der Sache ebenfalls nicht berührender Unterschied liegt darin, daß die heutige Kunstdichtung vielfach nicht 'volkstümlich' genug ist, um ins Volk dringen zu können, während man anzunehmen geneigt ist, daß die alten Kunstdichter von selbst immer nur 'volkstümlich' hätten dichten können. Das trifft allerdings für einige Zeiten der Vergangenheit zu, durchaus aber nicht für alle.

Wenn die Kunstdichtung im wirklichen Sinne volkstümlich ist, wird sie immer ins Volk dringen können; wenn sie es nicht ist, wird es ihr unmöglich sein. So drang wohl der Gesang der Spielleute ins Volk, aber nicht der von Opitz und den Anakreontikern; wohl der von Uhland und Müller, aber nicht der unserer Moderne. Der Schreibersang des 15. und 16. Jahrhunderts drang ins Volk, weil seine Urheber gar nicht anders als volkstümlich dichten konnten; wenn die Dichter aber, wie leider so viele in unseren Tagen, ihren Stolz darin sehen, auf der Menschheit Höhen, wie sie das auffassen, zu wandeln, dann dürfen sie sich nicht darüber wundern, wenn sie, die nicht „volkstümlich" sind, auch nicht 'volkstümlich' werden und damit auf Zeit und Ewigkeit verschwinden. Einen grundsätzlichen Unterschied zu machen zwischen dem 'Kunstvolksliede' der Schreiber und dem 'volkstümlichen Kunstgedichte' von Goethe und Scheffel geht durchaus nicht an. Von Vorläufern der Goethe, Uhland, Eichendorff, Hauff, Müller, Scheffel, Baumbach rühren, wie wir sehen werden, die weitaus besten und für die Art des deutschen Volksgesanges kennzeichnendsten unserer 'Volkslieder' her. So gehen jene von Vilmar so schön gewürdigten Liebeslieder des 16. Jahrhunderts auf die Schreiber zurück[1]):

„Das hat ein Schreiber gesungen,
Wie's einem Fräulein ging."

Von ihresgleichen, den Spielleuten, stammen die schönsten und eigentümlichsten Mären und die in das Nibelungenlied hineingewobenen 'zwanzig' Lieder von den Nibelungen ebensogut, wie deren Vorläufer, die außerordentlich kunstgemäßen Gesänge der germanischen Skope, von denen einer, das Hildebrandslied, auf unsere Tage gekommen ist.

1) Ich wähle diesen in der Tat etwas engen Ausdruck, um für den Kunstdichter des 15. und 16. Jahrhunderts einen ähnlich kurzen Namen gebrauchen zu können, wie für die anderer Zeiten.

So kann ich mich nicht mit der neuerdings so sehr empfohlenen Begriffsbestimmung von Josef Pommer befreunden, der unter Volkslied im strengen, eigentlichen Sinne des Wortes nur jene Lieder versteht, welche vom Volke, d. h. in dessen unteren und mittleren Schichten ersonnen worden sind.[1]) Wohl kommt man dem Richtigen nahe, wenn für 'ersonnen' gesetzt wird 'für den Volksgesang — in meinem Verstande — ausgewählt.' Der Anteil des Volkes an seinem Liede erstreckt sich nicht grundsätzlich auf dessen Erzeugung, grundsätzlich aber auf dessen Wahl in den Liederhort des Volksgesanges und auf dessen Weiterleben im Volksgesange.

So gehören zum Volksliede alle diejenigen Lieder, die — mit Wackernells[2]) Worten — 'von Dichtern und Komponisten in literarischer Absicht kunstgemäß erzeugt in das Volk gelangen'. Man stellt diese Gedichte gewöhnlich unter dem Begriffe 'volkstümliche Lieder' dem 'Volksliede' gegenüber; wir konnten einen wesentlichen Unterschied zwischen dem volkstümlichen und dem Volksliede nicht finden, da die bedeutendsten und zahlreichsten Volkslieder ohne Zweifel ursprünglich ebenfalls 'von Dichtern kunstmäßig erzeugt' worden sind. Die 'literarische Absicht' mag bei Spielleuten und Schreibern nicht so augenfällig sein, wie bei Skopen und Schriftstellern, ihr Vorhandensein oder Fehlen berechtigt aber nicht zu begründeten Unterscheidungen, wie denn auch Wackernell mit Recht betont, 'daß der Dichter des volkstümlichen Liedes aus sich selbst heraus und ohne besondere Absicht' singt. Daß unter den Volksliedern viele, allerdings die weniger bedeutsamen, von Naturdichtern herrühren und über die Stufen des Wett- und Vorsingens in den Volksgesang drangen, berechtigt nicht zur Aufstellung einer besonderen, vom Kunstvolksliede wesentlich verschiedenen Liedgattung; dem singenden Volke sind alle seine Lieder in dieser Richtung gleich. Dem 'eigentlichen Volksliede' und dem 'volkstümlichen Liede' stellt Wackernell gegenüber noch Lieder für das Volk, 'welche in der Absicht, ihnen im Volke Verbreitung zu schaffen, kunstmäßig hervorgebracht werden', und Lieder im Volkstone, 'einfache Kunstlieder, welche den Ton des Volksliedes zu treffen suchen'. Die einen sind von Dichtern aus der 'Sphäre bewußter Bildung' für das Volk berechnet, die

1) Wenig verschlägt es, wenn Wackernell diese Begriffsbestimmung noch dahin erweitert, daß als Ersinner des Volksliedes auch die Dichter gelten dürfen, die dem Volke nahe stehen, denn dieses 'Nahe stehn' wird nur in dem engen Sinne verstanden, der S. 21 angedeutet ist.

2) AzfdA 33, 195.

anderen 'von herumziehenden Sängergesellschaften, sogenannten 'Nationalsängern' und verwandten Naturen für die Städter, um ihnen das Volkslied vorzutäuschen. Diese Lieder werden gewerbsmäßig hervorgebracht und verbreitet (seit Ende des 18. Jhs.); in ihnen findet man namentlich das Gesuchtalpine mit den Alm: Kalm- und Bua: Kua-Reimen, das übertriebene Eisenfresserische wilder Bergmenschen („Auf Dornen schlief ich wie auf Flaum") und anderseits das Rührseligempfindsame in Lederhosen.[1]) Aus beiden Gruppen dringt das eine oder andere Lied ebenfalls in den Volksgesang, wie reine Tingeltangel- und Bänkelsängerlieder auch.

Das Volk ist nach alledem dem Volksliede gegenüber kein Dichter, wohl aber Verleger und Schriftleiter. Und das Volk ist ein rücksichtsloser Verleger. Kaum hat es ein Lied angenommen, so fängt seine schriftleitende Beschäftigung mit ihm an. Es feilt und fegt an dem Liede herum, schaltet mit der allergrößten Freiheit Einzelzeilen und ganze Gesetze ein oder aus, schweißt ein Lied aus Bruchstücken zweier, dreier zusammen, legt den Gedanken durch Wortänderung anderen Sinn unter, ersetzt ein altfränkisch gewordenes Gewand, wo es geht, durch ein 'den Ansprüchen der Neuzeit genügendes' Bauernkleid und zersingt so das Urlied vollständig in Staub und Plunder. Was so zerpflückt und zerzaust, oft ganz unverständlich geworden ist — der Wortlaut wird manchmal in geradezu haarsträubender Weise entstellt[2]) —, das wird schließlich ganz fallen gelassen, nachdem es noch einige Zeit trotz seines trümmerhaften Zustandes mitgeschleppt worden, weil der Sänger stets den Worten viel weniger Beachtung schenkt als der Weise. Es starb natürlichen Todes, und es würde jeder wissenschaftlichen Erkenntnis und wirklichen Liebe zum Volke Hohn sprechen, würde man solche erstorbenen Lieder, die in dieser Gestalt in keiner Hinsicht mehr erhaltenswert sind, tot wie sie sind, halten wollen. Eine ganze andere Sache wäre die Wiedererneuerung solcher Lieder, wie die Spielleute die zersungenen Skoplieder neu erzeugten. Unmöglich wäre das nur bei solchen Liedern, die auf einer anderen Anschauung von Welt und Weite fußen als der volkstümlichen.

Ersatz für abgestorbene Lieder bot und bietet die Kunstdichtung immer, wenn auch nicht jederzeit gleichwertigen, was z. B. dann der Fall sein wird, wenn die Kunstdichtung gerade in dem Augenblicke

1) So in Wackernells treffender Schilderung.

2) So singt man z. B. wohl in Uhlands 'Kamerad': Ihn hat sie weggerissen und noch ein Stück von mir.

vom Volkstume abgewendet ist, wo der Verfall allen offenbar geworden. So kann der Ersatz für die herrlichen, im 10. Jahrhunderte ganz zersungenen Skoplieder zunächst nur sehr kümmerlich gewesen sein, und ebenso bot die Kunstdichtung sehr wenig, als die Schreiberlieder im Absterben waren, kurz vor Goethes und Uhlands Zeit und damit einer neuen Blüte kunstgemäßen Singstoffes. Dagegen fand das Volk, als der spielmännische Heldensang zersungen war, in der Spielmannsmäre und dann in der Schreiberdichtung einen überaus reichhaltigen neuen Stoff vor.

So ersetzt sich, wie der Leib beim Stoffwechsel, im Laufe einer gewissen langen Zeit der Liederschatz immer aufs neue: doch niemals ist er ganz alt oder ganz neu. Der Volksgesang lebt wie der Urwald, in dem neben sturmverwitterten blitzgeborstenen Eichstümpfen die schlanken, kerngesunden Hochstämme stehen und fröhlich die jungen Triebe aufsprießen. Und wenn einmal der Urwald ein wohlgepflegter Hain sein sollte mit ewigen Bäumen: wenn einmal der gesamte Liederschatz auf bekannte Verfasser und deren Urlieder zurückgeführt werden könnte, deren Absterben die stete Vergleichung des gedruckten Wortlautes verhütete; wenn nur das Volk von ihm geprüfte und für gut erfundene Lieder sänge: Volksgesang wäre es trotzdem. Wenn nur das Volk sänge! Denn auf die Lust des Volkes am volkstümlichen Singen kommt es einzig und allein an, auf das, was sie am Leben hält oder bedroht, nicht auf diese oder jene erstorbene Märe. Die Lust am Gesange ist der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht. Und den soll die Ungunst der Zeit nicht verrücken!

III. Anfänge des deutschen Volksgesanges.

'Die Kunst geht nach Brot' heißt es heutzutage mit wehmütigem Augenaufschlage nach der guten alten Zeit, wo sie angeblich sich selbst nachgehen durfte. Aber schon die alten Ägypter, die die Sphinx meißelten, konnten klagen: „Ach, und hinter uns weit liegt schon die goldene Zeit"; denn stets ist die Kunst nach Brot gegangen, sonst wäre sie überhaupt nicht da. Allerdings in etwas anderem Sinne. An der Wiege des Musen standen nicht duftige Feengestalten: nicht Geschmack, Einbildungskraft, Begeisterung für das Gute, Wahre und Schöne, sondern ganz hausbackene, ehrliche Hebeammen, Bedürfnisse genannt. Auch die Kunst, mit der wir es hier zu tun haben, ist, wie jede andere, einem rein nützlichen Zwecke entsprungen. Sie diente

den Göttern. Gesang und Tanz, also eine innige Verschmelzung von Kunst in Worten, Tönen und Bewegungen, ist die älteste Gestalt der Dichtung. Die ebenso wie Töne und Worte anfangs blutnötig dazugehörenden Bewegungen sind am frühesten weggefallen, sie erscheinen aber in den Zeugnissen aus alter Zeit noch durchgängig bewahrt und sind in Spuren noch jetzt erhalten. Den Widerschein dieser Bewegungen sehen wir in der sogenannten Metrik, den Versmaßen. Jeder weiß, daß man von „Versfüßen“ redet. Ein Ausdruck, der in den meisten arischen Sprachen in derselben Bedeutung wiederkehrt und mit seiner, über die Jahrtausende reichenden Zeugniskraft beweist, daß unsere ältesten Ahnen beim Singen sich von der Stelle bewegten; jeder Versfuß entspricht einem Schritte oder Sprunge. Man tanzte nun um den Altar: vier Schritte, länger war die Altarseite nicht, dann war der Vers oder die Reihe zu Ende, und man machte eine kleine Wendung[1]), um gleich wieder „anzuheben“. War der Altar — in vier Versen ursprünglich — umtanzt, so war auch das 'Lied' zu Ende, und die Tanzenden, die sich an den Händen faßten, lösten den Reigen auf: „Lied“ bedeutet 'Auflösung', und geht ursprünglich auf die einzelne 'Strophe', oder wie ich hier in Anlehnung an unsere Volkssprache stets sage, das einzelne Gesetz. 'Da zu einem Liede in der Regel eine Mehrheit solcher Abschnitte oder Strophen erforderlich ist, so erklärt es sich, daß im Altnordischen nur der Plural ljód die Bedeutung von 'Lied' im heutigen Sinne hat'.[2])
Später ging auch die Weise verloren, und das Wort allein blieb übrig, wie in unserem Buchliede.

So scheint ursprünglich sicher jede Art von Dichtung eine geistliche gewesen zu sein, und die sogenannten rein menschlichen Stimmungen, wie die Liebe der Geschlechter, der Preis der Natur, des Weines, der Tapferen, fanden keinen Ausdruck in einem nur ihnen geltenden Liede. Man darf aber an die alten Zeiten nicht unseren Maßstab legen. Für uns ist das Göttliche, wenn man so sagen darf, ein Ding für sich, das als solches seine Verehrung heischt, außerhalb seiner aber tausend Begriffe läßt, die, wenn auch vom Odem Gottes angeweht, doch nicht Gott selbst sind. Diesen persönlichen, einigen Gott haben wir tief verinnerlicht, und wir scheuen uns, ihn mit dem, was die Welt an uns gemein und niedrig dünkenden Dingen

1) Vgl. versus von vertere 'wenden', στροφή von στρέφειν 'drehen'.
2) R. Koegel im I. Bande der 'Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgange des Mittelalters', dem ich mich in der Erklärung von „Lied“ anschließe.

und Vorgängen aufweist, zusammen zu denken. Für unsere Vorfahren aber, wie für alle ursprünglichen Naturvölker, lebte und webte die Gottheit sichtbar in allen Dingen und Vorgängen, strafend und lohnend, schadend und nützend. Von innerlichem Erfassen ist kaum die Rede. Diese Gottheit ist leicht zufriedengestellt und, wenn schädlich gedacht, leicht besänftigt. Daß sie nicht einheitlich gedacht war, brauche ich nicht zu sagen.

Nun denke man nicht an kunstvolle Psalmen, wie die alttestamentlichen oder die des indischen Rigveda. Die älteste Dichtung wird kaum etwas anderes gewesen sein als die verzückte Anrufung der Gottheit. Koegel erinnert an das altlateinische Arvallied, das 'aus lauter Anrufungen der angebeteten Gottheit besteht, von denen jede eine Verszeile füllt, die zugleich Strophe ist'. Dazu altgeprägte Formeln, die jeder kannte, wenn die erste Silbe angestimmt wurde. Dieses Urlied entstand im Augenblicke, in allen Feiernden zugleich, und konnte in derselben Gestalt immer wieder neu erstehen. Ein Licht auf derartige anfängliche Dichtung wirft manche von heutigen Naturvölkern gelieferte Gleichung. Als z. B. Ehrenreich in Brasilien bei den auf tiefster Gesittungsstufe stehenden Ipurinas weilte, hörte er auch Volksgesang: „aus dem Gesange der Männer und dem gleichzeitigen Weibergezänke tönte fortwährend das Wort **karina** „der Weiße" heraus".[1]) Dies 'Lied' entstand sicher im Augenblicke.

Späterhin wird sich der Wortlaut dieser gottesdienstlichen Lieder wohl etwas ausgewachsen haben. Denn nach der Bekehrung hat das Volk an den christlichen Festen, die ja absichtlich an die Stelle der altheidnischen gesetzt worden waren, anfangs ruhig seine alten Feste auf die alte Weise weitergefeiert, die alten Gesänge und Tänze beibehalten. Das setzt einen Wortlaut von etwas allgemeinerem Sinne voraus. Über dieses Fortleben sind wir durch allerhand Bestimmungen unterrichtet, die von den kirchlichen und weltlichen Behörden in den ersten auf die Bekehrung folgenden Jahrhunderten erlassen werden mußten. So hat z. B. der Merowingerkönig Childebert I. (511—548) Klagen darüber vernommen, daß an den heiligen Tagen, zu Ostern, Weihnachten und den sonstigen Festen, sowie in der Nacht zum Sonntage die Frauen tanzend — und gewiß dazu singend — die Dörfer durchzogen. Auf der Kirchenversammlung zu Autun (573—603), deren Bestimmungen, wie die der übrigen aus der Merowingerzeit,

---

1) Südamerikanische Stromfahrten IX, Globus 62, 329.

auch für die westgotischen, burgundischen, westfränkischen Teile und die kerndeutschen Ostgebiete des Merowingerreiches galten, wird verfügt, es sei unstatthaft, wenn in den Kirchen Laien ihre Reigen tanzten und Mädchen ihre Lieder sängen, sowie daß dort Gelage abgehalten würden; ein Verbot, das um 803 mit besonderer Rücksicht auf deutsche Verhältnisse in den 'Bestimmungen' des Bonifatius wiederholt wird. Die Kirchenversammlung zu Chalon an der Saône (639—654) stellt fest, daß an Kirchweihen und den Gedenktagen der Heiligen die Menge zusammenströme, aber anstatt zu beten und auf die Geistlichen zu achten, 'gemeine' und 'lästerliche' Liedchen sänge und daß Mädchen dazu tanzten. Auch die Mainzer Kirchenversammlung von 813 geht gegen die schändlichen und üppigen Gesänge bei den Kirchen vor und noch 826 heißt es: 'Es gibt welche, zumal Frauen, die an den Feiertagen, Sonntagen und den Gedenktagen der Heiligen nicht um derentwillen zur Kirche kommen, die man zu feiern hat, sondern um zu tanzen und schändliche Worte abzusingen, Reigen aufzuführen und so nach der Heiden Weise zu handeln.'

So dürfen wir mehr oder weniger bei allen volkstümlichen Gebräuchen an kirchlichen und jahreszeitlichen Festen, die uns im Mittelalter und bis in unsere Tage hinein, auf den ersten Blick unerklärlich, entgegentreten, Spuren ältester gottesdienstlicher Dichtung erkennen. Man kann danach eine ganze heidnischdeutsche Festzeittafel zusammenstellen, von den Frühlingsfeiern an bis zur Feier der Zwölften. Wenn z. B. im 12. Jahrhunderte am Niederrheine ein Schiff auf Rädern unter allgemeiner Beteiligung von Ort zu Ort geführt wird, unter bacchischen Gebräuchen und Absingung von Liedern, die der Geistlichkeit anstößig erschienen, und unter Reigentänzen halbnackter Frauen[1]), so haben wir darin sicher einen volkstümlich deutschen Brauch zu sehen. Denn Tacitus erwähnt ähnliche festliche Umzüge, und die rheinische „Fasenacht", 'die Zeit ausgelassener sinnlicher Freude'[2]), scheint die unmittelbare Fortsetzung davon zu sein, nicht etwa nur eine Entlehnung aus der welschen Fremde. An noch jetzt vielfach übliche Gebräuche im Frühjahre und Herbste erinnert eine dunkle Stelle im Verzeichnisse abergläubischer Gebräuche aus der Zeit der Sachsenbekehrung: 'Über den heidnischen Umzug, den man

1) Grimm, Deutsche Mythologie S. 237 ff.

2) Dies besagt das Wort vasenaht, nicht 'Fastnacht', was erst nachträglich, unter Anlehnung an die folgende Fastenzeit, daraus geworden ist.

yriae nennt, mit zerrissenen Kleidern und Schuhen'.[1]) Diese yriae waren wohl auch von Gesängen begleitet, wie heute das „Todaustragen"[2]):

Nun treiben wir den Tod aus,
Den alten Weibern in das Haus,
Den Reichen in den Kasten,
Heute ist Mittfasten.

In uralte Heidenzeit zurück führt das noch jetzt in Oberdeutschland vielfach gebräuchliche „Scheibenwerfen", die Feier der Wiederkehr der Sonne im Vorfrühlinge, worüber Sebastian Franck im 16. Jahrhunderte zu erzählen weiß: „Zu Mittfasten flechten sie ein alt Wagenrad voll Stroh, tragen's auf einen hohen, jähen Berg, haben darauf den ganzen Tag ein guten Mut, mit vielerlei Kurzweil, Singen, Springen, Tanzen und anderen Abenteuern; um die Vesperzeit zünden sie das Rad an und lassen's mit vollem Lauf ins Tal laufen, das gleich anzusehen ist, als ob die Sonne vom Himmel lief." Und wenn zur Pfingstzeit die Maibäume unter Gesang von Tür zu Tür getragen werden; wenn die „Maikönigin", blumengeschmückt, von den singenden Gefährtinnen durchs Dorf getragen oder geführt und vor jedem Hause unter dem Absingen von Liedern umtanzt wird, oder wenn der „Maikönig" oder „Maigraf", laubumhüllt, in feierlichem Zuge unter Gesang durch den Ort geführt wird; wenn zur Sommersonnenwende das Johannisfeuer singend umtanzt wird und jauchzend durchsprungen; wenn in Mecklenburg die letzte Erntegarbe auf dem Felde umtanzt wird mit dem auf Wotan zielenden Liede:

„Wode, Wode,
Hal dinem Rosse nu Foder,
Nu Distel un Dorn,
Tom Jahre weder Korn" —

so kann man hierin überall uralte Singsitte zu heidnischen Feiern erkennen, wenn auch dem jetzigen Wortlaute der Lieder meist keine besonders alte Zeugniskraft zugeschrieben werden darf. Ein Erntefest scheint auch das von den Deutschen im Jahre 14 in der Nacht vor dem Siege des Germanikus über Arminius gefeierte gewesen zu sein, von dem Tacitus in den Annalen berichtet: 'Die Barbaren erfüllten bei festlichem Gelage die Täler und die widerhallenden

1) Indiculus superstitionum cap. XXIV: De pagano cursu.
2) Eine mit zerrissenen Kleidern angetane Strohpuppe, den Tod darstellend, ursprünglich auf den im Frühjahre sterbenden Winter zielend, wird von Kindern unter Gesang herumgetragen und schließlich verbrannt. In ganz ähnlicher Weise wird von den Burschen „die Kirchweihe begraben", ursprünglich die Klage über den Tod des Sommers.

Berge mit frohem Gesange und lautem, wildem Lärme.' Auf die altheidnische Neujahrsfeier zielt eine Bemerkung in einem Briefe des Bonifatius an den Papst Zacharias vom Jahre 742, er müsse seinen Deutschen, Alemannen, Baiern und Franken, den heidnischen Brauch untersagen, am Tage vor Neujahr Umzüge mit Gesang zu veranstalten. Noch im Anfange des 11. Jahrhunderts belegt Burchard von Worms dieselbe Neujahrsfeier mit Buße: 'Du hast Neujahr nach der Heiden Weise begangen, indem du mit Gesang und Tanz durch Fluren und Straßen zogest.' Und noch im 17. Jahrhunderte wurde auf Sylt das neue Jahr vor der Kirchpforte von den Jungfrauen eingetanzt[1]), und eingesungen wird es noch vielerorten von bettelnden Kindern:

„Wir wünschen dem Hausherrn
Einen goldenen Tisch,
Auf allen vier Ecken
Einen gebratenen Fisch.
In der Mitte soll sein
Eine Kanne voll Wein,
Das soll ja dem Hausherrn
Seine Neujahrsgab sein.

Wir wünschen der Hausfrau
Eine goldene Kron',
Zum künftigen Neujahr
Einen junghübschen Sohn.
Wir wünschen dem Sohne
Ein gesatteltes Pferd,
Zum künftigen Neujahr
In der Rechten ein Schwert." usw.[2])

IV. Der Priestersänger.

Den ersten Fortschritt auf der Entwicklungsbahn stellt die allmählich eintretende Scheidung von Priester und Gemeinde dar, die schon lange vor der Zeit, aus der die ältesten Nachrichten stammen, vollzogen gewesen sein muß. War früher der Laie zugleich auch Priester gewesen, so steht er diesem jetzt gegenüber als der Nichteingeweihte. Das Göttliche rückt ihm mehr in die Ferne, er läßt den Priester dafür sorgen. Es zieht sich allmählich von den menschlichen Dingen und Verrichtungen aus seiner Allgegenwart auf seine eigenen Kreise zurück, in welche die Einbildungskraft es bannt. Eine Umwälzung von weittragender Bedeutung, zumal auch für die Dichtung. Denn der Gottesglaube verinnerlicht sich mit der Erhebung des Göttlichen aus dem täglichen Staube; diese neue, tiefere Anschauung ringt nach Ausdruck und macht den Priester zugleich zum Dichter. Zum ersten Male weist die Geschichte der Dichtung Einzelsang eigener Kunstlieder auf; ihr Gegenstand ist der Mythus.

1) Müllenhoff, Sagen, S. XXI. 2) So in Greifswald.

Die älteste Gestalt mythischer Lieder scheint das Rätselgedicht zu sein, das in der Edda und bei den Indern begegnet und als Gattung wahrscheinlich von arischem Alter ist. Bei gottesdienstlichen Handlungen muß die Gemeinde über den Festmythus und die dazu gehörigen Gebräuche vom Priester aufgeklärt werden; das geschieht durch Frage und Antwort: 'Wer sind die zwei, die zum Thinge fahren? Drei Augen haben sie zusammen, zehn Füße und einen Schwanz, und so fahren sie durch das Land.' Es ist Odinn auf dem achtfüßigen Sleipnir. Oder: 'Vier gehen, vier hängen, zwei weisen den Weg, zwei wehren den Hunden, einer trollt hinterdrein allezeit, der ist immer schmutzig.' Die Kuh. Bis in den Ausgang des Mittelalters hat sich ein solches Rätselgedicht bei uns erhalten, das Traugemundslied. Der Priester ist, wie wir sehen werden, der Wirklichkeit gemäß, hier zum fahrenden Manne geworden, zum Meister Traugemund:

Nun sag mir, Meister Traugemund,
Zweiundsiebzig Länder sind dir kund:
Welcher Baum trägt ohne Bluft?
Welcher Vogel säugt die Jungen?
Welche Vögel sind ohne Zungen?
Welche Vögel ohne Magen und Schlund?
Kannst du mir das jetzt tun kund,
Als tücht'gen Gesellen preist dich mein Mund.

Danach fragt Ihr einen Mann,
Der Euch gut antworten kann:
Wacholderbaum trägt ohne Bluft:
Den Störchen fehlt's an Zungen,
Die Fledermaus säugt die Jungen,
Ohne Magen ist der Kormoran.
Die Wahrheit zeige ich dir an.
Und wollt Ihr mich nach mehr noch fragen,
Ew. Ehren kann ich auch weitres sagen.

Und so Frage und Antwort, immer vier zusammen in je einem Gesetze, im ganzen zwanzig Rätsel. Nur die Art des Fragens und Antwortens, nicht Begriffe oder Worte — wenigstens die meisten nicht — sind alt überliefert, genau so wie bei den S. 40 erwähnten Liedchen beim Todaustragen und zu Neujahr. Und wie so vielfach diese alten gottesdienstlichen Handlungen zum Kinderspiele geworden sind, so sind auch viele dieser Rätsel in verkümmerter Form als Kinderfragen auf unsere Zeit gekommen. Allgemein bekannt ist das vom Schnee, allerdings bereits in die gleich nachher zu betrach-

tende Gattung hinüberspielend, weil nicht mehr in Frageform gekleidet:

„Flog der Vogel federlos,
Setzte sich auf den Baum blattlos,
Kam die Jungfrau fußlos,
Fing ihn armlos,
Aß ihn mundlos."

Auch vom Reiter, der natürlich nicht mehr Odinn auf Sleipnir ist, heißt es noch in Holstein: „Kam ein Tier aus Norden, hat vier Ohren, sechs Füße und einen langen Schwanz", und von der Kuh in Schwaben: „Viere ganget und viere hanget, zwei spitzige, zwei glitzige und einer zottelt hinten nach."

Wird in diesen Rätselgedichten die Laienschaft noch mit hineingezogen, so ist sie anfangs nur stille Hörerin bei dem Vortrage schildernder Lieder mythischen Inhaltes, Preis der Götter, Schöpfungsgeschichten von Welt und Menschen. Von solchen letzteren bezeugt Tacitus im zweiten Hauptstücke der Germania damals schon 'alte' Gesänge, welche die Abkunft der Deutschen von dem erdgeborenen Gotte Twisto und seinem Sohne Mannus feierten. Ein Bruchstück einer altheidnischen Weltschöpfung bietet noch der Anfang des althochdeutschen (ursprünglich sächsischen) Wessobrunner Gebetes:

„Das erfuhr ich unter Menschen als der Wunder größtes,
Daß die Erde nicht war, noch der hohe Himmel,
Noch Baum, noch Berg war,
Noch der Sterne einer, noch daß die Sonne schien,
Noch der Mond leuchtete, noch das herrliche Meer."

Preislieder auf Donar oder Ziu mögen wohl in den erwähnten Fällen erklungen sein, wo die Krieger in die Schlacht stürzen. Daß diese Einzelgesänge priesterlichen Ursprunges bald zu Massengesängen des Volkes wurden, ist kaum zu bezweifeln.

Und in dieser Zeit tritt nun auch die Dichtung aus dem Banne des Gottesdienstes heraus; es entsteht der Heldengesang. Zunächst ist er sehr wahrscheinlich als Einzelgesang des Priestersängers, vielleicht, was ja sehr nahe liegt, als Preis des Verstorbenen aufzufassen. Denn wenn solche Preislieder bei der Bestattung auch nur spät und nur für Goten und Angelsachsen bezeugt werden, nicht für uns, so braucht man aus dem wahrscheinlich zufälligen Fehlen eines Zeugnisses dafür nicht anzunehmen, daß wir solche Lieder nicht gehabt hätten, da sie doch fast überall erklingen. Besingen doch auch die Kosakaffern ihren Fürsten Narabe im Tode:

„Ein kleiner Mond — zerbrochen,
Der Ratsplatz trauert, [draußen.
Er wohnt daheim, sieht nicht was
Der Rabe, der für Fütter sorgt,
Der Habicht, der nach Raub verlangt,
Das Gras, das auf dem Felsen
Verzehren Hase und Dachs,
Ist der Vater der Ntutse und Kote.“[1])

Nach Tacitus stellten Lieder die einzige Art geschichtlicher Überlieferung bei den Deutschen dar. Er bezeugt Lieder zum Preise des Arminius, des Retters deutscher Freiheit. Auch der Bataverheld Claudius Civilis heißt 'sagenberühmt', und aus späterer Zeit liegen häufige Zeugnisse für den Heldensang vor.

Weiter entsteht das Sprichwort. Der Priester war nicht nur Gottes Diener, sondern auch Pfleger des Gesetzes und Erzieher zur Lebensweisheit. In die Dichtung werden sprichwörtliche Gedanken häufig eingeschoben gewesen sein. Die Folgezeit läßt auf ihre Vorgängerin schließen.

Das Volk selbst beginnt bei Tanz und Gesang den ursächlichen Zusammenhang dieser Übungen mit dem Gottesdienste zu vergessen. Das Mailied hilft die Lust am Dasein schlechthin ausdrücken, ohne den bewußten Hintergedanken einzuschließen, damit einer Gottheit wohlgefällig zu sein. Das Spottlied scheint anfänglich ein weltliches Tanzlied gewesen zu sein; im Nordischen heißt es danz. Auch bei uns knüpft der Spott gern an den Tanz an. Als der wohlgezogene Knecht über die breite Aue ging, sah er einen schönen Tanz von Männern und Frauen:

Da sprach der wohlgezogene Knecht:
'Gott grüß' Euch, Jungfrauen alle!'
Da sprach die Maid vom Rosental:
'Dir soll ein Ohr abfallen,
Mit Nase und mit allem!'

Ob endlich das Volk damals schon richtige Liebeslieder sang, ist sehr fraglich. In unserem Sinne Lieder zum Ausdrucke persönlicher Liebesempfindung hat es unbedingt noch keine gehabt. Die Geschlechtsliebe kam allerdings schon früh genug in der Dichtung zum Ausdrucke: die Hochzeitleiche und Mailieder, die Mythen und Heldengesänge werden von derb sinnlichen Anspielungen nicht frei gewesen sein; aber betrachtende persönliche Liebeslieder muß man für eine verhältnismäßig sehr junge Art der Dichtung halten.

Denn durchaus irrig ist die weitverbreitete und naheliegende Meinung, in der Menschenseele hätten immer dieselben Töne geklungen, deren Anstimmung wir vom Dichter verlangen. Gewiß: der Reichtum an Seelentönen, bedingt durch ursprüngliche Stammes-

---

1) Kropf, Das Volk der Xosakaffern, S. 41.

anlagen, ist unendlich groß. Aber die Seele ist einem Bergwerke zu vergleichen. Ihre Schätze liegen nicht von Anfang an zutage; sie müssen erst gehoben werden, indem man allmählich nach unten hin abteuft. Je weiter wir im Fortschreiten der Zeit graben, um so mehr Schätze finden wir zu den alten hinzu. Wohl türmt sich oben ein Schlackenberg an, denn viele Seelentöne, die früher entzückten, finden in unserer Brust keinen Widerhall mehr. Doch vieles ist unvergänglich, ein Schatz, den weder Motten noch Rost fressen. Aber manchmal flimmert es herauf aus der Tiefe, und ein Sonntagskind sieht wohl schon unten den Schatz, den erst die Zeit heraufbringt. Und ein Abglanz dieser künftigen Herrlichkeit huscht wohl über den oben Schürfenden hin wie ein flüchtiger Sonnenblick an einem Regenmorgen. In der Dichtung erscheinen solche, an die späteren Gefühlsäußerungen anklingenden Töne wie Goldfäden in schweren seidenen Gewändern; sie schmücken sie, aber sie bilden sie nicht. So ist unsere Dichtung auf den reichen Schacht, der die Liebe birgt, erst spät, um die Mitte des 12. Jahrhunderts, gestoßen. Vor dem flimmert es nur unstet herauf aus der unerforschten Tiefe.

So stellt sich der älteste Liederschatz des deutschen Volkes dar als wesentlich aus gottesdienstlichen Liedern bestehend, von einfachen Anrufungen an bis zu breit ausgeführten mythischen Schilderungen, dann aus Heldenliedern, Sprichwörtern, Mai- und Spottliedchen: alles noch ganz ursprünglich und gewiß ohne Anwendung von viel Kunst entstanden. Diese, auch den höchsten Ansprüchen genügend, dämmert aber am Morgenhimmel auf in dem Augenblicke, wo der junge deutsche Riese die Arme reckt, um die Welt in Trümmer zu schlagen. Die Völkerwanderung beginnt, und bei dem edelsten deutschen Stamme, bei den Goten, wird der Priestersänger zum harfenschlagenden Skope.

V. Der Skop.

„Vates ('Seher', 'Dichter') scof" steht in einer jener für die Erkenntnis der Geschichte unserer Sprache so überaus wichtigen althochdeutschen „Glossen", um deren Sammlung sich Graff und Steinmeyer ein unvergängliches Verdienst erwarben. Das der Hauptsache nach auf den **Berufssänger** zielende Wort angelsächsisch skop, skeop, hochdeutsch scopf, scof, das übrigens nur im Westgermanischen, nicht aber auch im Skandinavischen und Gotischen be-

legt ist, wird ursprünglich dem Priestersänger gebührt haben, den wir vorhin als den ersten deutschen Kunstdichter kennen lernten. Einst war in diesem Doppelwesen der Priester der Berufsträger gewesen, dem sich der Sänger unterordnete. Jetzt wird der Sänger in ihm zum maßgebenden Teile, und schließlich löst er sich von seinem Ursprunge ganz ab. Die Dichtkunst verliert den Zusammenhang mit ihrem anfänglichen, sie erzeugenden Zwecke.

Doch vollzieht sich dieser folgenschwere Wandel zunächst nicht überall, und nicht für alle Stämme gleichzeitig und auf dieselbe Weise. Die Voraussetzungen für die Ausbildung eines besonderen Berufssängerstandes treffen zunächst nur für die Goten zu. Die übrigen Germanen entbehrten der Grundlagen, auf denen eine Höherentwicklung der Dichtkunst, diese erste Voraussetzung der Entstehung eines Sängerstandes, allein eintreten konnte: der seelischen Anregungen, der großen Stoffe. Ariowists Ansturm gegen die Kelten war von heldenhaftem Wollen getragen gewesen; damals drang die märchenhafte Kunde von der römischen Welt ins Herz des deutschen Landes. Aber seitdem diese Sturmtage der Geschichte angehörten, waren die Kämpfe der Germanen des Westens und Nordens mehr Abwehr als Angriff gewesen, mehr Unterbrechung des Alltaglebens als selbst Alltagleben. Die raubenden Hirten, die Cäsar uns vorführt, werden in dieser Zeit seßhafte Bauern. Das deutsche Dorf entsteht, ein Spiegel deutschen Wesens: der Gedanke, der es gründet, eigenartig, von Rechtsgefühl durchtränkt, das dem Bestehenden, wie man es in den altkeltischen Landen links der Weser vorfand, Erhaltung verbürgt, weil dem deutschen Sinne das Gewordene heiliger ist als das Gemachte; die Ausführung scheinbar regellos. Freiheit des Einzelnen, Zwang des Verbandes; wie so ganz deutsch ist dieses Haufendorf mit seiner strenggeregelten Flureinteilung und seinem wirren Besitzrechte an den einzelnen Flurstücken! Eine neue Sorge, die am tiefsten greifende von allen, wird bekannt: die Sorge um Heim und Haus, um die werdende Ernte. Mit ihr gewinnt der Götterglaube in Tiefe und Breite. Ein neues Recht zieht ein. Überall bereichert sich das Leben um friedliche Züge, es ist jedenfalls viel mehr Idylle als Epos. Die Geschichte dieser Zeit, in der erst das Land zwischen Rhein und Elbe in Wahrheit unser Vaterland wird, steht unter dem mildstrahlenden Sterne der Arbeit an der Gesittung, nicht dem blutigroten des Krieges. Eine solche Zeit befruchtet aber weder die Einbildungskraft, noch schlägt sie den Born auf, der vom Leben kommt, allein mit Leben füllet: die Begeisterung. Und damit

fehlen der Dichtung die vorwärtstreibenden Kräfte. Nur ein wildbewegtes Meer wirft Schätze aus.

Die Goten aber bilden eine Ausnahme. Sie waren vielleicht nie so recht zur Ruhe gekommen; ihre Sprache verrät, daß sie auf anderem Wege und ohne Zusammenhang mit den hier noch, wenigstens zumeist, gemeinsam vorgehenden Germanen des Westens und Nordens den Weg von der Trift zum Acker fanden.[1]) Sicher lagen sie schon um 200 wieder zu Felde, wie einst Ariowists Scharen, die in 14 Jahren kein Dach über ihrem Haupte gesehen hatten. Bis tief nach Kleinasien hinein machten sie ihren Namen furchtbar; Wulfila, der gotische Luther, ist der Enkel von Kriegsgefangenen aus Kappadocien. Das Will, nicht mehr das Muß zeugte hier Helden. Das mußte zurückwirken auf die Seele. Das Vorbild des Helden verliert an Wunderzügen, aber auch an seelischem Adel. Denn für den Bauern ist der Held dem Körper nach nicht seinesgleichen; er muß ihm ein Riese sein, der mit Felsen Ball spielt und Drachen und Teufel niederringt. Aber er gibt ihm ein friedliches Herz, sein eigenes. Den Riesen Siegfried mit seiner weichen Seele erdenkt sich der sorgende Bauer. Ebenso hat der Spießbürger des ausgehenden Mittelalters die alten recken, die an Körper klein sein konnten, zu „Recken" in unserem Sinne werden lassen, zu angestaunten aber nicht nachgeahmten Riesen. In einer Zeit aber, wo der Mensch selbst immer ein Held ist, schrumpft zwar des Helden Körpermaß auf das menschliche ein, aber dessen Seele wird groß und stark, weil reich und hart das Leben ist. Die Tragik, die in friedlichen Zeiten die Seele nur mit traurigem Leide erfüllt, gewinnt jetzt eine heldischere Art der Anempfindung. So sind Siegfried und Balder, um deren Tod die weite Erde klagt, Schöpfungen idyllischer Zeiten; den Boden zum selbsterfahrenen Verständnisse und zur Wertschätzung solch eisenharter, aber nicht riesiger Gestalten wie Ermenrich, Hagen, Kriemhilt findet erst die Zeit unausgesetzten Kriegslebens. Die Goten lasen zuerst im Buche des Lebens weiter; sie schürften zuerst tiefer im Bergwerke der Seele: ein Grund, der vollauf genügt, um bei ihnen gerade die Heimat der höheren Dichtkunst zu suchen. Dazu kam ihre anerkannt hohe geistige Begabung. 'An Weisheit übertreffen die Goten alle Barbaren, sie sind fast den Griechen zu vergleichen', sagt Jordanes von ihnen, zwar selbst ein Gote, der aber so ohne Überhebung sprechen

1) Das „Haus" heißt got. nicht, wie sonst, hûs, sondern gards 'Umzäunung', die „Tür" nicht so, sondern haurds 'Hürde', das „Feld" haithi 'Heide'.

durfte. Und endlich darf auch ein anderer Punkt nicht gering angeschlagen werden, wenn er auch nur das Leben, nicht grundsätzlich auch das Dichten des Sängers angeht. Der Wandel vom Priestersänger zum Berufssänger ohne priesterlichen Beigeschmack — und solche sind für Goten und Angelsachsen bezeugt, für die anderen doch eine sehr naheliegende Annahme — beraubt den von ihm zuerst Betroffenen des Strahlenkranzes, den bei allen unverdorbenen Völkern der Verkünder des volkstümlichen Glaubens trägt; unter allen Umständen ein Gut, das man nicht ohne schwerwiegenden Grund aufgibt. So wird es naturgemäß dort am frühesten Berufssänger gegeben haben, wo sich der heidnische Priester zuerst überflüssig vorkommen mußte. Darum halte ich die Bekehrung wenigstens der maßgebenden Volkskreise, die einem Berufssänger Stand und Brot verbürgen, für die notwendige Voraussetzung der Entstehung eines besonderen Sängerstandes. War ein solcher einmal da, und genoß er Ansehen und Ehrfurcht, dann war der Wandel leichter und weniger empfindlich. Die Goten nun waren schon um 300 stark mit Christen durchsetzt, einige Menschenalter später werden ihre Wortführer durchweg bekehrt gewesen sein. Sie nahmen mit den übrigen Ostgermanen den verträglichen, volkstümliche Überlieferungen schonenden Ketzerglauben des Arius an.[1]) Der Bruch mit den alten Einrichtungen braucht deshalb nicht gewaltsam erfolgt zu sein, aber jedenfalls konnte der alte Glaube, wenn er auch auf die Weltanschauung des Berufssängers noch genug Einfluß ausüben mochte, nicht mehr den selbstverständlichen Hintergrund seiner Dichtung bilden. Den Wandel dürfen wir uns bei den Ostgermanen derart geschehen denken, daß das Berufssängertum, ohne Wechsel der Person und der Standes- wie Kunstüberlieferungen, unmittelbar aus dem, schon vor dem Übertritte zum Christentume mit Zweifelgedanken erfüllten Stande der Priestersänger erwuchs. Damit entrückte diesen die Entwicklung bei diesen Stämmen wie einen Henoch, ohne ihn, wie bei den meisten, alt und lebenssatt sterben oder, wie bei den Franken, verkommen zu lassen. Die einzelnen Sippenverbände — sei das nun die größere Einheit der „Marken" oder die kleinere der „Geschlechter" — hatten früher ihren oder ihre festen Priester gehabt; jetzt hatten sie ihren

1) Im 4. Jahrhunderte war das Christentum in Athanasianer (Katholiken), die unser jetziges Glaubensbekenntnis ablegten, und Arianer, die wesentliche Teile dieses Glaubens nicht anerkannten, gespalten. Unsere jetzigen Bekenntnisse gehen alle auf Athanasius zurück, Arius war auch für Luther ein gottloser Ketzer.

oder ihre festen Sänger. Aber auch außerhalb der Erbnachfolger des alten Priesterstandes konnte die Sangeskunst ihre Jünger werben und finden. Solche werden die Wandersänger zumeist gewesen sein, welche die gotische Kunst zu anderen Stämmen trugen.

Der gotische Berufssänger — wir wollen ihn und seinen Genossen bei den übrigen Stämmen von nun an Skop nennen — ist also keine Neuschöpfung, sondern ein neuer Trieb am bodenständigen Baume. Er wurde vorbildlich für die Skope der anderen Stämme, er war ihr Lehrer, bei einigen darf man sogar sagen, ihr geistiger Vater. Die Wurzel seiner Kunst brauchte der gotische Skop nicht außer Landes zu tragen, weil die sich überall hin erstreckte, wo deutsche Zunge erscholl: den Stabreim, den Formelschatz, die volkstümliche Weltanschauung, sehr wahrscheinlich auch die Begleitung des Vortrags durch die Harfe, vielleicht auch die Sitte, über Tisch zu singen. Die Harfe scheint ein eigentümlich nordischer Tonerzeuger: wir finden sie auch bei Kelten und Finnen; noch heutzutage tanzt der norwegische Gebirgsbauer zur Harfe den Springtanz, und vielleicht hat uraltes Volksbürgerrecht die Straßenharfe, die wir noch jetzt ab und zu den Moritatengesang begleiten hören können und die unseren Großeltern ein so alltägliches Tonwerkzeug war wie uns der Leierkasten. Den Welschen des frühen Mittelalters erschien die Harfe, deren Name ja auch ganz germanisch ist, als echtdeutsch, wie die Worte erweisen, mit denen sich Venantius Fortunatus (gegen Ende des 6. Jahrhunderts) an den Herzog von Aquitanien wendet:

Auf der „Lyra“ der Welsche, der Deutsche sing' dir zur „Harfe“.
„Verschen“ weihen dir wir, die deutschen Sänger dir „Lieder“.

Über Tisch sangen auch die Urgermanen schon (s. S. 41), vielleicht trug schon der Priestersänger hier zur Harfe Gesänge vor; denn das Festmahl ist die Fortsetzung des Opfers. Aber die Freuden des Mahles scheinen doch noch recht derb gewesen zu sein: Aufführungen mythischen Inhaltes, wie etwa der noch jetzt in den Alpen aufgeführte Redestreit zwischen Sommer und Winter, Bärenspiele, Mummenschanz. Bei den Goten entstand eine edlere Tischgeselligkeit. Von dem Westgotenkönige Theoderich II. (453—466) wird gerühmt, daß er bei seinen Gesellschaften nicht duldete, daß ein Gast 'durch die Galle ätzender Zunge verletzt' würde; dort habe all das welsche fahrende Gesindel, Lautenschläger, Flötenbläser, Fiedler, Paukenschlägerinnen und Zitherspielerinnen, nicht aufgespielt und gesungen, sondern er habe nur den Sang gelitten, der lieblich ins Ohr fiel und den Mut zu tapferen Taten begeisterte. Der gotische Skop wirkt auf

seine Hörer wie beim Phaiakenmahle der Rhapsode Demodokos auf den göttlichen Dulder Odysseus. Priskus schildert uns ein Festmahl bei dem ganz nach gotischer Sitte lebenden Hunnenkönige: „Als der Abend hereingebrochen war, wurden die Fackeln angezündet. Zwei Deutsche — βάρβαροι — traten vor König Etzel hin und sagten und sangen von seinen Siegen und Kriegstugenden. Auf sie schauten die Gäste. Der eine ergötzte sich an dem Liede, der andere gedachte der Kämpfe und geriet in Begeisterung; wieder andere aber, denen das Alter den Leib geschwächt und den Mut zur Ruhe gezwungen hatte, brachen aus in Tränen." Bei den gotischen Stämmen fand der höfische Sang solche Pflege, daß ihn selbst Könige übten, wie später zur Minnezeit. Nach einer Nachricht Prokops erbittet sich der Wandalenkönig Gelimer, als er in der numidischen Feste Pappua vom Heere der Griechen eingeschlossen ist, von seinem Gegner Pharas eine Harfe, 'drauf zu spielen und singen darein ein Lied von seinem Leid'.

Die Weise hatte damals noch nicht wie heute das Wort in den Hintergrund gestellt. Sie war noch keine Kunst für sich, nur unaufdringliche Begleitung. Die Harfe war, wie die Zither unter dem zupfenden Finger unseres heutigen Älplers, an sich schon nicht geeignet, allein einen vollen Eindruck hervorzurufen. Man wird sich den Vortrag des Skops zu denken haben als ein ausdrucksvolles, besonders die Stabreime herauswuchtendes Hersagen im Sprechtone, zuweilen von Harfentönen begleitet oder unterbrochen. Ob die von Prokop und Widsith (S. 53) erwähnte Zweizahl der Sänger eine weitergehende Bedeutung hatte, etwa eine Sitte darstellte — wie die Moritaten zur Aufführung zwei Personen beanspruchen — lasse ich dahingestellt. Die noch im Mittelhochdeutschen allgemein gebräuchliche Bezeichnung für diese Vortragsweise, die heute im Melodrama weiter lebt, war „singen und sagen", ein einziger Begriff: „mit singender[1]), d. h. ausdrucksvoll gehobener Stimme vortragen".

Der Skopsang bediente sich des altererbten Stabreimes mit dem gesetzmäßigen Anklange des Anlautes hervorzuhebender Wörter. Aber in einem sehr wesentlichen Punkte war der Skop über den Priestersänger hinausgegangen. Dessen Lied war in Gesetze abgeteilt gewesen und trug damit eine lästige, die Entfaltung höherer epischer Kunst hemmende Fessel. In dem Zwange, ein Gesetz von vorgeschriebener Länge unter allen Umständen ausfüllen zu müssen, liegt z. B. der Mißstand unseres Nibelungenliedes, der eine Gleichstellung

1) Im Got. bedeutet siggwan (unser „singen") 'vorlesen'.

dieses unseres, nächst Goethes Faust bedeutendsten Dichtwerkes mit Homers Ilias oder Odyssee dem gerechten Betrachter verbietet, trotz des im allgemeinen größeren Stoffgehaltes und des ohne Zweifel bedeutenderen Aufbaues. Das Gedicht der Skope aber floß in ununterbrochenem Strome dahin, so zur gebotenen Zeit Kürze und Weite des Ausdrucks ermöglichend, darin dem griechischen Heldengedichte vergleichbar, ihm unterlegen dann nur durch das, infolge des Stabreimzwanges unumgängliche Übermaß des bildlichen Ausdrucks, der die unmittelbare Wirkung auf die Hörer verhindert. Oft genug mußte eine auf kühne Umschreibungen hingewiesene Dichtung auf den Hörer etwa so wirken, wie auf uns übertriebene Fremdwörterjagd. Es ist ein eigentümliches Verhängnis, das über der deutschen Dichtung schwebt, daß ihr eine durchaus entsprechende äußere Hülle versagt scheint. Denn weder der Reim, noch griechische Maße sagen ihr ganz zu, am herrlichsten rauscht ihr Strom noch in den freien Hochgesängen, denen die Seele des Dichters ihre eigene Form gibt, wie in Goethes wunderherrlichem „Mahomets Gesang".

Diese feine gotische Sitte erobert sich nun die anderen deutschen Stämme. Mit ihr zieht der Skopsang über die Alpen. Nach einer bemerkenswerten Nachricht des gotischlateinischen Geschichtschreibers Cassiodorus erbittet sich, etwa um 500, der große Frankenkönig Chlodwig, 'angelockt durch den Ruf gotischer Tischgeselligkeit', um viel Geld einen Harfenspieler vom Ostgotenkönige Theoderich dem Großen, dem sagenberühmten Dietrich von Bern, und erhält einen solchen, 'der in seiner Kunst wohl erfahren', auch zugesandt. Die Angelsachsen üben die Tischgeselligkeit ganz nach gotischer Weise. Im Beowulf heißt es:

„Da war Schall und Sang schön vereint
Vor Halfdans Heldenmannen;
Das Lustholz ward laut, Lied erscholl,
Als der Hallenfreude Hrodgars Skop
An der Metbank Mehrer ward."

An einer anderen Stelle desselben Heldengedichts schlägt der Dänenkönig Hrodgar Schilding selbst die Harfe; er wirkt auf die Zuhörer wie Demodokos oder wie Etzels Skope:

'Da war Gesang und Frohsinn. Der alte Schilding fragte viel und erzählte von alten Zeiten. Bald schlug der Kampfeskühne der Harfe Wonne, das Freudenholz, bald trug er ein Lied vor, wahrhaft und ergreifend, bald erzählte eine wunderbare Geschichte in schlichter Weise der großmütige König. Dann begann wohl ein vom Alter gebundener, greiser Kampfesheld seine (entschwundene) Jugend

zu beklagen, die Siegeskraft; das Herz schwoll ihm in der Brust, wenn er gealtert die Zahl seiner Jahre bedachte.[1])

Die Skandinavier erfreuen sich später derselben edlen Sitte.

Uns liegt hier ob, die Frage zu beantworten, wie sich bei den übrigen Stämmen der aus der Fremde kommende Skopsang mit dem einheimischen der Priestersänger auseinandergesetzt haben mag.

Bei den allermeisten Stämmen erfolgte die Bekehrung zum Christentume viel später als die Wanderung gotischer Skope. Hier war also der Priester noch nicht überflüssig geworden und konnte dem Sänger nicht so leicht Platz machen wie dort. Ich glaube, daß hier der gotische Skop unter den Priestersängern zunächst zwar Schüler seiner Kunst, aber noch nicht Jünger seines Standes warb. Die Kunst der Priestersänger wurde skopisch, aber der sie übte, blieb in seinem alten Stande. So sicher in der ersten Zeit. Der Skop scheint hier noch ein Amt zu bekleiden, mehr als Sänger eines Geschlechtes oder einer Sippe, denn als Sänger eines Fürsten oder als Wanderskop. Der angelsächsische Dichter Deór, der Verfasser des 'Trostliedes', nennt sich 'Skop der Heodeninge', eines sippischen Verbandes also, nicht eines Fürsten.[2]) Der friesische Sänger Bernlef (S. 55) scheint noch seinen Gau als festen Sprengel zu haben, den allein er durchsingt, ohne weiter hinaus zu wandern. Aber wenn auch dieses Verhältnis für die erste Zeit das natürlichste erscheint, so kam es doch, hier früher, dort später, ins Schwanken. Das sippische Band, die Grundlage altgermanischer Gesellschaftordnung, lockert sich und macht allmählich dem Lehnwesen Platz: die königliche Gewalt setzt sich an die Stelle alter Volksherrschaft. Sie bringt einen neuen Adel auf und zieht den alten an den Hof, soweit dieser, der einst nicht durch Verdienst und Dienst, sondern nur durch Geburt bestand, nicht ausgestorben war. Ein Vorgang von tiefeinschneidender Bedeutung, der sich aber nur langsam und nicht überall gleichmäßig, am langsamsten in Norddeutschland, vollzog. Der einst bei dem sippischen Verbande beglaubigte Sänger wird unmerklich mehr und mehr einerseits zum angestellten Fürstensänger, anderseits, wenn er an keinen Hof kam, wird er in schwierigere Lebensverhältnisse geraten sein und seine Sangeskunst mehr angeboten haben, als daß nach ihr gefragt wurde. Ein fürstlicher Kammersänger aber hat unter den

1) Nach Koegels Übertragung.

2) Nur die Standesbezeichnung des Sängers ist Zeuge dieses alten Zustandes, in Wirklichkeit war dieser für Deór schon Vergangenheit, s. nachher S. 53.

Launen seines Herrn zu leiden. Deór berichtet von sich: 'Einst war ich der Skop der Heodeninge, meinem Herrn teuer. Ich hatte viele Jahre eine gute Stellung im Gefolge, einen holden Herrn, bis daß Heorrenda nun, der liedkräftige Mann, den Landbesitz erhielt, den mir der Schützer der Edlen früher zugedacht hatte'. Er lebte also schon in der Zeit der Lehen und Afterlehen, der Fürsten-Gunst und -Ungunst; die Volksgewalt schützte ihn nicht mehr vor dem Elende des von seiner Zeit überholten Dichters. Anderseits ist der Gesang auch bei diesen Stämmen nicht mehr durchgängig an die Priesterwürde gebunden. Es gab, seitdem die Kunst von ihrem ehemaligen Zwecke gelassen hatte, auch sozusagen unzünftige Sänger, und solchen stand die weite Welt offen. Die Sangeskunst wurde zur Zeit der ausschließlichen Herrschaft der Priestersänger nur von Edlen und Freien gepflegt. Jetzt konnte auch der Unfreigeborene in die Harfe greifen; wie denn wahrscheinlich doch der von Chlodwig um viel Geld erbetene Skop ein solcher war, und was die Fassung eines friesischen Gesetzes erweist, aus dem übrigens die hohe Wertschätzung hervorgeht, in welcher der Skop stand. Dort wird gesagt: 'Wer einem Harfner, der mit dem Ringe zu harfen versteht, die Hand verletzt, soll dafür eine viermal höhere Buße zahlen als für einen anderen Mann desselben Standes (d. h. je nachdem er unfrei, frei oder edel ist); gleich wie für einen Goldschmied oder für das „fresum“ webende Weib'. War der Wanderskop ein freier Mann, so hatte er in der Zeit des beginnenden Lehnwesens zwar seinen festen Herrn, zu dem er zurückkehren konnte, wenn er die Welt durchsungen; seine Haupttätigkeit entfaltete er aber doch in der Fremde, im Gegensatze zu dem Rechtsnachfolger des Priestersängers. Anfangs stand auch dieser fahrende Skop noch in sehr hoher Achtung. Ein solcher ist der angelsächsische Skop Widsith, „der Weitfahrer“, der von Fürstenhof zu Fürstenhof gezogen ist, überall reich beschenkt und hochgeehrt. Koegel entwirft von ihm folgendes anziehende Bild:

'Weite Wege ist er gefahren, drum weiß er zu singen und zu sagen, zu erzählen der Schar in der Methalle . . . Besser als er und sein Genosse Schilling verstand keiner seine Kunst: 'Wir beide, ich und Schilling, erhoben mit heller Stimme vor unserem Siegherrn den Sang, laut erklang zur Harfe das Lied' . . . Aber er erwartet klingenden Lohn für seine Leistungen und preist die am lautesten, die am meisten spenden . . Er empfängt Spangen und wonnige Kleinode von Gúdhere, dem Burgundenkönige; der freigebigste aller Fürsten ist aber Älfwine in Italien, der Langobarde Albuin . . . Der Gote Eormanric hat ihm einen goldenen Ring geschenkt, der 600 Schillinge wert ist. Den überläßt er seinem Landesherrn Eádgils, dem Fürsten der Myrginge,

weil er ihm seinen Erbsitz, der ihm verloren gegangen war, zurückgegeben hatte. Seine Herrin Ealhild, die Gattin des Eadgils, Albuins Schwester, schenkt ihm zum Ersatze einen anderen Ring; zum Dank dafür preist er sie in Liedern als die freigebigste aller Frauen. Widsith gehörte zu den Glücklichen, die den Abend ihres Lebens auf eigenem Grund und Boden verleben konnten, wie später Walther, dem er auch darin gleicht, daß er wie dieser ein verarmter Adliger ist.'

Dem Wandern war zur Gotenzeit noch nicht die Grenze gezogen, die es heute verbietet, daß Hochdeutsche, Niederländer, Skandinavier und Engländer sich an einer Dichtung erfreuen können. Noch um 500 waren die verschiedenen germanischen Sprachen einander so ähnlich, daß sie gegenseitig leicht verständlich waren und nach außen hin als eine erschienen. Baiern, Sachsen und Langobarden nennt Paulus Diakonus noch 'Menschen derselben Zunge'. Noch viel später waren die germanischen Mundarten nicht entfernt so verschieden voneinander, wie etwa heute das Berntütsch vom westfälischen Platt. Ohne jede Schwierigkeit verstand der skandinavische Kleinkönig den sächsischen Skop, der vor ihm in der Methalle den seinerseits vom Goten gehörten Ruhm der Burgunden verkündete. Und wie die Sprache fast dieselbe war, so war auch damals zum ersten und letzten Male ein gemeinsames Volksgefühl unter allen Söhnen Teuts lebendig. Die märchenhaften Taten, mit denen die Ostgermanen die Welt zertrümmerten, erweckten den selbstbewußten Stolz darauf, daß man desselben edlen Blutes war, allerorten, so weit die Sprache tönte, die trauliche, die fromme, hehre. Auch auf die entlegenste nordische Föhrde schien dieselbe Sonne, die den Goten aufgegangen war, und ebenso wie den Niederfranken durchrieselte es mit dem Schauer völkischer Begeisterung den skandinavischen Recken, wenn er Siegfrieds Preis hörte, von dem sein Lied singt:

„Darum wird, solange die Welt steht,
Völkerfürst, dein Name dauern."

Es war ein Volk, soweit Wotans Raben flogen. Ein Volk hätte es bleiben können, von Hammerfest bis zur Klause von Verona, vom goldenen Tore bei St. Franzisko bis in die russische Steppe und rings um die Welt, wenn schon unsere römisch-deutschen Kaiser ihre Zukunft auf dem Wasser gesucht hätten, statt jenseits der vereisten Alpenfirste . . .

Außer den Goten scheinen Wanderskope besonders die Langobarden und die Sachsen ausgesandt zu haben. Die Lieder von der Freigebigkeit des Langobardenkönigs Albuin, von seinem Ruhme,

Kriegsglücke und Mannesmute wurden nach dem Zeugnisse von Paulus Diakonus auch von Baiern, Sachsen und 'den anderen Stämmen derselben Zunge' gesungen; sie drangen, wie wir sahen, bis zu den Angelsachsen. Das mittelhochdeutsche Gedicht vom Könige Rother mit seinem außerhalb der Heldensage stehenden Stoffe führt irgendwie auf langobardischen Ursprung zurück. Und von den Sachsen erhielten die Skandinavier die Mären von Siegfried und dem Untergange der Burgunden, die wir in den entsprechenden Liedern der Edda in viel älterer Fassung, als sie uns auf deutschem Boden erhalten ist, aber klar auf deutsche Herkunft deutend lesen, ebenso wie im 13. Jahrhunderte wiederum die prosaische nordische Thidrekssage aus sächsischen Lieder schöpft.

Sobald aber der Skop zum Wanderstabe greift, betritt er die abschüssige Bahn, die ihn hinführt zum Meere der fahrenden Leute. Der Priestersänger und sein Rechtsnachfolger wird mit Ansehen und Geltung am längsten natürlich bei den am spätesten bekehrten zugleich und dem zersetzenden Lehnwesen verfallenen norddeutschen und skandinavischen Völkern gelebt haben. Hier endete er wohl, von der Entwicklung ganz allmählich mit hinweggenommen, ähnlich schmerzlos wie bei den Goten. Welch ruhiges, versöhnliches Ende war dem Friesen Bernlef beschieden, der, 'von seinen Nachbarn hoch verehrt und beliebt, weil er es gut verstand, von den Taten der Alten und den Kämpfen der Könige harfend vorzutragen', noch im hohen Alter und erblindet vom 'Gottesmanne' Liudger († 809) die Psalmen erlernte und 'in der ihm gewordenen Erleuchtung verblieb, bis er alt und lebenssatt in Frieden heimging'. So war auch der altsächsische Dichter des Hêliand (Anfang des 9. Jahrhunderts) einst ein Priestersänger gewesen, 'der bei den Seinen für einen berühmten Dichter (vates) galt'. Hier konnte der Sängerstand als solcher sein Ansehen noch länger beibehalten. Es ist kein Zufall, wenn gerade hier Sänger höheren Standes noch in einer Zeit erscheinen, wo anderwärts der alte Sängerstand sicher sich schon ganz unter den Fahrenden verloren hatte und ein neuer von höherem Schlage bereits wieder heranzuwachsen begann. Ein 'deutscher Sänger' (cantor germanicus), sicher doch ein Sachse, singt nach Saxo Grammatikus noch an des Dänenkönigs Swen Tische von dessen Flucht und Rückkehr, und zwar mit dem Rechte, das sich der selbstbewußte Sänger herausnehmen darf, freimütig und furchtlos. Ein anderer 'kunstfertiger sächsischer Sänger' (**arte cantor saxonicus**), Siward, soll im Jahre 1131 im Auftrage des

Königs Magnus von Dänemark den schleswigischen Herzog Knud Laward, den der falsche Däne ermorden lassen will, über die Belte locken. Siward muß Verschwiegenheit geloben. Aber ihn dauert der Arglose, und da singt er dreimal das 'wunderschöne' Lied von Kriemhilds Untreue gegen ihre Brüder.

Bei den früher bekehrten Langobarden und Süddeutschen wird allerdings der Priestersänger kaum einen solchen natürlichen Tod gefunden haben. Da er dem ganzen Sängerstande den Rücken deckte, wird auch hier der allgemeine Niedergang des Skops früher erfolgt sein als bei den Nordvölkern. Bei den Langobarden erscheint zu Karls des Großen Zeit der Sänger auf derselben Stufe wie der welsche joculator; ein solcher singt in Karls Gegenwart ein Liedchen, in dem er ihn zum Kriege gegen sein eigenes Volk auffordert, mit dem bezeichnenden Anfange: „Welcher Preis wird dem Manne sein, der Karl führt nach Italien hinein?" Der nahm schon 'Gut um Ehre'.

Geradezu gewaltsam aber muß das Ende des Priestersängers bei den Franken erfolgt sein. Hier hatten sich die Machthaber äußerlich zum starren Glauben des Athanasius bekehrt; sie glaubten es mit der römischen Kirche nicht verderben zu dürfen, gerade weil bei ihrer Bekehrung die mildstimmende und verzeihende Herzensüberzeugung viel weniger mitgesprochen hatte als Vernunft- und Zweckmäßigkeitgründe. Darum scheuten sie sich, dem heidnischen Priestersänger fürder die kurz zuvor sicher noch gewährte Gunst zu bewahren. Anderseits ist kaum anzunehmen, daß hier die Priestersänger willig die Bekehrung zu einem für sie unlebendigen Glauben mitgemacht hätten, wo der ihre noch ungebrochen und jedenfalls nicht entfernt in dem Maße erschüttert war, wie bei den vielgewanderten, den Brennpunkten mittelmeerischer Gesittung frühe nahegekommenen Goten. Dazu kam, daß gerade bei den Franken das sippische Verhältnis am frühesten locker wurde und dem Lehnwesen wich, das ja bei diesem Stamme seine Ausbildung erfuhr. Hier konnte also der Priestersänger am frühesten von seiner hohen gesellschaftlichen Stellung herabsinken. Eine gefallene Größe muß er schon gewesen sein, als der erste gotische Skop zu seinem Stamme kam, eben jener von Theoderich an Chlodwig gesandte. Er wird von dessen Kunst keinen Nutzen gehabt haben, da er nicht neben ihm sang, wie bei den anderen Stämmen. Wir ahnen hier deutlich ganz andere Verhältnisse als anderwärts. Der Priestersänger, ohne gesellschaftlichen Halt und sichere Stellung,

veraltet in seiner Kunst, verlor sich unter dem Volke: er ward zum Volkssänger und gelangte damit in den Augen der draußen Stehenden bald auf eine Stufe mit dem verachteten, rechtlosen welschen Fahrenden, dem Gaukler, Seiltänzer, Puppenspieler und Musikanten. Die lateinischen Nachrichten dieser Tage geben ihm dieselben Namen wie jenem: mimus, joculator, histrio; die vornehmen Geistlichen, die sie verfaßten, kannten also keinen gesellschaftlichen Unterschied mehr unter der Masse fahrenden Volkes, das die Lande durchwalzte.[1]) Es ist mir sehr fraglich, ob sich bei den Franken ein einheimischer höfischer Skopstand hat herausbilden können, und ich glaube lieber, daß sie sich, im Gegensatze zu anderen Stämmen, meist mit den Wanderskopen fremder Stämme begnügen mußten. Die den Franken benachbarten hochdeutschen Stämme werden unter diesem Einflusse mehr oder weniger ebenfalls gelitten haben; jedenfalls ist ihnen der Volkssänger mit seiner zurückgebliebenen Kunst schon in früher Zeit zugewandert.

So haben wir für unsere hochdeutschen Verhältnisse mit höfischem Skopsange zwar auch, daneben aber mit dem Volkssängerliede zu rechnen, während bei den norddeutschen und den übrigen Stämmen der höfische Sang noch keinen gefährlichen Nebenbuhler hatte. Hier finden wir wohl die Erklärung eines auffälligen Wandels der Kunstübung in unserer deutschen Dichtung. Bei den Franken und von da aus — nach einer ähnlichen Erscheinung, wie sie der ins Wasser geworfene Stein hervorruft, mit der Entfernung abnehmend — bei den übrigen hochdeutschen Stämmen ist der ererbt germanische und von den gotischen und anderen Skopen zur höchsten Vollendung gebrachte Stabreim viel früher in Vergessenheit geraten als bei den Sachsen, Angelsachsen und Skandinaviern. Wir haben aus dem 9. Jahrhunderte, wo der sächsische Hêlianddichter noch die genaueste Bekanntschaft mit der alten Kunst verrät, nur ein einziges deutsches Gedicht in den alten Kunstformen, das nicht ursprünglich niederdeutsch ist, das Muspilli; und auch da zeigt sich der bairische, also einem Stamme zugehörige Verfasser, der weit vom Anfangspunkte dieser auflösenden Bewegung ab wohnt, deutlich nicht mehr recht vertraut mit den Voraussetzungen dieser Kunst (S. 72). Und anderseits ist es ebensowenig ein Zufall, daß gerade bei einem Franken, bei Otfrid, eine ganz neue Art dichterischer Kunst zum ersten Male in der Geschichte deutscher Dichtung unter Umständen

1) Doch ist es sehr gut möglich, ja wahrscheinlich, daß ein solcher Unterschied tatsächlich bestand, vgl. S. 70.

auftritt, die jeden anderen Gedanken ausschließen, als den, daß diese Kunst schon längst eingebürgert und die volkstümlich fränkische war[1]): der für die Folgezeit für alle deutschen Stämme allein noch maßgebende Endreim in einem vierzeiligen Gesetze von dem Muster des otfridischen:

Vuánana sculun Fránkôn ni sie in frénkisgon bigínnên,
éinon thaz biuuánkôn, sie gotes lób singên?[2])

Das ist die Kunst des bei den Franken allein volkstümlichen Sängers, des Spielmanns. Der Reim ist unbedingt welschen Ursprungs. Mit dem welschen mimus und joculator also, von dem er den Reim übernahm, nicht mit dem germanischen Skope ging der jenem wahlverwandte fränkische Volkssänger. Das vierzeilige Gesetz aber ist altgermanisch. Darein hatte der Priestersänger seine am Altare abgetanzten Lieder gekleidet. Sein Nachfolger bei den Franken bewahrte hier eine Form, über die der Skop längst als über ein Hemmnis epischer Dichtung hinweggeschritten war.

VI. Der Heldensang zur Skopzeit.

Auf hochdeutschem Boden mag der letzte Skop die Zeit Karls des Großen kaum überlebt haben, wenn er sie überhaupt noch als angesehener Günstling der Vornehmen geschaut hat. Sein Sang war verschollen, der fahrende Spielmann hatte das Wort.

Doch ehe wir von diesem ersten großen Dichter unseres Volkes Abschied nehmen, müssen wir noch sehen, welches der Gegenstand seines Sanges war.

Was bei festlichem Mahle der Skop sang, war der Preis des Gastherrn und seines Stammes. Der Inhalt des Skopsanges ist durchaus und nur völkischer Art. Schwertklang und Mannestugend, Kampf und Sieg: davon allein wollte der Deutsche einer Zeit hören, die völlig unter dem herrlichen Sterne des völkischen

1) Da Otfried seine Dichtung in der Absicht verfaßte, mit ihr den Volksgesang zu verdrängen, muß jeder W. Scherer beipflichten, der meint: 'welch beispiellose Torheit wäre es gewesen, den fremdartigen Inhalt durch eine ungewohnte Form noch fremdartiger zu machen'. (Geschichte der deutschen Lit. [8] S. 38).

2) Warum sollen die Franken allein es unterlassen, auf fränkisch zu versuchen Gottes Lob zu singen? (biginnên und singên sind Konjunktivformen, 3. Pl.)

Gedankens stand. In des damaligen Hörers Brust hätten die weicheren seelischen Töne, das Lied von Lenz und Liebe, von Wein und Wandern, keinen Widerhall erweckt. So dürfen wir ohne Bedenken das Liebeslied, das Gedicht zum Preise der Natur oder anderer menschlicher Wonnen dem Liederschatze des Skops absprechen. Denken wir an diese Skope, so wird unser inneres Auge immer das farbenglühende Gemälde sehen, das Uhland in seinem berühmten Gedichte 'Des Sängers Fluch' entwirft. Aber wir dürfen uns dadurch nicht beirren lassen. Von Lenz und Liebe, von sel'ger goldner Zeit, von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt, hat der Skop sicher nicht gesungen: aber wohl von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit, von allem Hohen, was Menschenherz erhebt. Es war ein durchaus männliches Lied. Ja, es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, daß sehr viele Lieder der Skope, vielleicht gerade die, mit denen sie über Tisch den größten Beifall fanden und die der Gastherr ihnen am reichlichsten lohnte, auf uns kaum einen nachhaltigeren Eindruck machen würden. Das Preislied auf Lebende und Anwesende pflegt zu den unerquicklichsten dichterischen Genüssen zu gehören, wenn der Besungene nicht gerade zu den Übermenschen gehört. Einen wirklich großen Mann aber, wie etwa Bismarck, Napoleon, Cromwell oder Cäsar, hat jene Zeit nicht hervorgebracht. Die Größe der Zeit — stets ein Verhältnisbegriff — lag begründet zumeist in der Kleinheit und Verkommenheit des entarteten römischen Gegners, von der die ungebrochene, gesunde Tüchtigkeit des deutschen Siegers sich in starker Vergrößerung abhob.

Des Skops Preislied knüpft zunächst an die Geschichte an. Soweit es die Taten und Eigenschaften Lebender zum Gegenstande hat, ist es rein geschichtlich, der Wirklichkeit, oder dem, was dafür galt oder gehalten werden sollte, entsprechend. Aber auch in dieses Zeitlied muß sich von Anfang an die eigene Erfindung stark hineingedrängt haben. Denn mit der Ausschmückung bloßer Tatsachen hat sich der germanische Sänger sicher nicht begnügt. Wie in der ganzen Folgezeit, so wird auch hier schon die Rede der Handelnden die bloße Erzählung von ihren Taten stark in den Hintergrund gedrängt haben. Seelengemälde zu schaffen, in denen die Rede des Handelnden von seinem Innern Kunde gibt, ist dem germanischen Dichter von jeher Bedürfnis. Die Tat kennt jeder; was den Handelnden zu ihr trieb, verlangt der Hörer zu wissen. Zwar muß sich der Skop an das herkömmliche, allen bekannt-

äußere Bild des handelnden Helden halten. Jeder Gote kennt Amalas Glück, Ostrogothas Geduld, Athalas Milde, Winithars Gerechtigkeit, Hunimunds Schönheit, Thorismunds keuschen Sinn, Walamirs Treue, Theodemirs Frömmigkeit, Theoderichs echt deutsche, zaudernde Bedächtigkeit vor und furchtlose Entschlossenheit bei der Tat. Daß Ermenrich streng und Gensimund uneigennützig gewesen, weiß jeder. Aber wenn diese Wesenszüge vom Skopliede auch festgehalten werden mußten: wieviel Raum ist nicht noch da, um von dem nachschaffenden Sinne des Dichters ausgefüllt zu werden! In dieser Eigentümlichkeit des Skopliedes, mehr Rede als Tatenschilderung zu bieten, liegt zum großen Teile der Keim versteckt, der den Baum der Heldensage aufgehen ließ.

Der Preis gebührt aber nicht den Lebenden allein, sondern auch den Vorfahren, deren Ruhm der Enkel erbt. Von der Geschichte des Stammes berichteten die einfachen geschichtlichen Lieder der Priestersänger, wie die S. 15 erwähnten der Westgoten, die von Cassiodor und Jordanes mehrfach bezeugten über die Herkunft der Ostgoten und auf ostgotische Fürsten und Helden. Diese Lieder, längst in den Volksliederschatz übergegangen, erlebten unter den kunstreichen Skopen eine würdige Wiedergeburt, aber sicher zum Nachteile ihres geschichtlichen Inhaltes.

Im Gegensatze nämlich zu uns ist den alten Germanen das Geschehene niemals zur wirklichen Geschichte geworden. Auch bei uns tritt das erst nach geraumer Zeit ein, wenn einmal die lauteren Quellen zutage brechen, die farblosen Urkunden. Je näher die Zeit des Ereignisses liegt, um so mehr ist die Kunde davon zu allen Zeiten getrübt durch die landläufige Anekdote, die man sich von den Entschließungen der Männer erzählt, welche die Zeit machen; um diese Anekdoten spannt sich der dürftige Rahmen nackter Tatsachen, der nur anfangs blenden kann, bald aber an Anziehung verliert, wenn er nicht mehr neu glänzt. Während aber für uns im Fortschreiten der Zeit die Anekdote immer kleiner wird, die Wirklichkeit immer klarer, tritt den Alten, die keine geschriebenen Zeugnisse nachprüfen können, ihre Vergangenheit niemals aus dem Helldunkel der Anekdote in das Licht der Geschichte. Sie zieht sich im Gegenteile mehr und mehr ins Dunkle zurück. Und die Anekdote, der niemand die Triebe beschneidet, wächst und wächst, bis sie den geschichtlichen Rahmen, der sie umspannt, ganz sprengt. Der fällt dann im Laufe der Zeit ganz ab, und nur einige Splitter von ihm bleiben übrig, so wie der Zufall es will. Aus der Anekdote

ist die Sage geworden. Klio ist frei, und ohne die verunstaltende Bürde, die der enge Raum und die kleingeistige Zeit ihr auferlegen könnten, schreitet sie durch die Jahrhunderte, mit der Entfernung wachsend an Hehre und überwältigender Größe. Wo die Anekdote aufhört und die Sage beginnt, ist kaum zu sagen. Die wirklichen Vorgänge müssen allerdings verdunkelt sein, ehe die Sage sie ganz vernachlässigen kann. Aber derartiges kann sehr früh eintreten. Viele halten ja steif und fest das für Wirklichkeit, was sie nur erfanden. Man erzählt sich eben Sagen, im festen Glauben Wahres zu melden.

So war schon den Zeitgenossen des Jordanes (6. Jahrh.) zur Sage geworden die Herrschaft des hundertjährigen Gotenkönigs Ermenrich († 378): schon bedrohen sein Leben die Brüder Sarilo und Hamideo, wahrscheinlich mythische Gestalten, Schöpfungen einer uralten Zeit; schon scheint die Sage, noch zögernd allerdings, denn es ist ja ein Vorfahre des Königs, vor dem der Skop harft, die Hand nach seinem guten Namen auszustrecken, den sie später, zu anderen Stämmen gewandert, ganz zerreibt. Schon scheint aus Gensimund, dem treuen Prinzenvormunde, den alle Welt besingt, der spätere Meister Hildebrand werden zu wollen, in dem eine geschichtliche Persönlichkeit, der Prinzenvogt, mit einer dichterischen oder mythischen, jedenfalls aber erfundenen, verschmolzen worden ist, mit dem Manne, den das Schicksal zwingt, bewußt einen teuren Angehörigen zu töten. Schon scheint Widigojas geschichtliches Bild zu verblassen, er die Züge des mythischen Wittich späterer Tage anzunehmen. Aber noch nicht gut konnten schon bei den Goten die einzelnen Könige zusammenrinnen, wie später. Das verhütete die feste und allen bekannte Stammtafel des Herrschergeschlechtes der Amelungen, als der Rahmen, der sich um die anekdotenhafte Kunde der Vergangenheit spannte.

Wenn aber die Kunde von unaufgeklärten, gewaltigen Ereignissen den Skop zum Liede treibt, dann verschwimmt schon dem Zeitgenossen jede Wirklichkeit. Wie König Etzel starb, berichtet Jordanes anscheinend wahrheitsgemäß: am Morgen nach seiner Vermählung mit einem sehr schönen Mädchen namens Ildiko fand man ihn tot im Bette; er hatte im Rausche auf dem Rücken gelegen, Nasenbluten, an dem er litt, bekommen und war an dem in die Kehle rinnenden Blute erstickt. Aber der Lagerklatsch wußte sich das unvermutete, auffällige Ereignis gleich anders zu deuten. Wir sehen förmlich am Todesmorgen die aufgeregt miteinander sprechenden

Gruppen dastehen. Ein Zeitgenosse des Jordanes, Marcellinus Comes, teilt als Wirklichkeit mit, die Ildiko habe ihn erstochen. Das Mädchen trägt einen deutschen Namen — Ildiko 'Hildchen' ist die Koseform zu einem mit -hild schließenden Namen —, vielleicht war sie eine Burgundin. Und da mochte manchem wohl die Erinnerung aufsteigen an jenen grausigen Untergang der Burgunden, die 16 Jahre vorher — 437 — unter dem Könige Günther (Gundicarius) mit dem ganzen Königshause von den Hunnen vernichtet worden waren. Ildikos Rache für den an ihrem Volke, vielleicht auch einem nahen Angehörigen begangenen Mord — wie denn spätere Schriftsteller sie für den Tod ihres Vaters Rache nehmen lassen —: die Annahme lag schon dem unmittelbaren Zeitgenossen nahe genug. Des Skops Einbildungskraft aber konnte schon zur Gotenzeit dem gewaltigen Stoffe jene Fassung geben, die uns in den eddischen Gudrun- und Atli-Liedern als die ursprüngliche Nibelungensage entgegentritt.

Die gotischen Skope hatten also neben ihren kaum weiter dringenden Preisliedern bereits zahlreiche geschichtliche Lieder mit sagenhaften Einzelzügen und ganz sagenhafte; sie hatten Sagen, aber noch keine Sage. Die Einzellieder bestanden für sich; nur diejenigen hatten unter sich einen Zusammenhang, in denen die handelnden Personen die gleichen waren, die meisten aber gingen noch zweifellos nebeneinander her, zusammenhanglos und deutlich in ihrer Besonderheit gefühlt. Der Hauptheld der späteren deutschen Heldensage, Dietrich von Bern, ist bei seinem Gotenvolke noch nicht sagenhaft geworden. Es ging ja kaum ein Menschenalter später schon zugrunde, mit ihm seine Skope, die sonst wandernd des großen Königs Ruhm überall verkündet hätten. Deswegen vielleicht ist Dietrich Skandinaviern und Angelsachsen fast ein Fremder, die sonst von Ermenrich und Walther, von Etzel und den Gibichungen, wohl auch von den Harlungen und Wittich ebensogut sangen und sagten, wie alle anderen Germanen. Nur diese älteren gotisch-burgundischen Sagenstoffe verbreiten sich über das gesamte germanische Volk. Die Heldensage ist nicht bei den Goten zu Hause, wohl aber der Keim dazu, den der gotische Skop überall hin trug. Nach dem Untergange der Goten zerfällt auch der sprachliche Zusammenhang zwischen den einzelnen germanischen Stämmen mehr und mehr, und nur die Nachbarstämme, die Skandinavier und Sachsen, die Langobarden und Baiern, tauschen noch ihre neuen Stoffe, ohne daß sie weiter dringen.

Auf den gotischen Skop wie sein ganzes Volk paßt Goethes Wort:

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Der gotische Skop war am Vesuve gefallen; die anderen Stämme aber pflegten seine Lieder wie eigene. Und erst jetzt werden die zerstreuten Einzelsagen allmählich zur Heldensage. Die Rücksichten, die dem freien Strome der Sage bei den Goten noch einen gewissen Damm erbaut hatten, fallen bei den anderen Stämmen weg. Die Zeittafel der Amelungenkönige fällt in Trümmer. Denn nicht mehr gebietet die Stammeszugehörigkeit eine Art gerechter Verteilung des Lichtes auch auf schattenhafte, ungreifbare Gestalten. Zeitlich Fernliegendes rückt von selbst zusammen, indem die Lücken sich über ereignisarme Zwischenzeiten schließen. Namen verschwinden, und was ihren Preis ausgemacht hatte, grünt jetzt in dem volleren Kranze, den die Einbildungskraft beliebteren Helden flicht. Hören will man immer nur von seinen Lieblingen. Der Sänger hat aber ein Lied auf der Harfe, das an sich sehr wirksam ist. Ohne Bedenken ändert er die Namen. Noch heutzutage bieten sich überall Vergleichpunkte dar. Hier in Pommern z. B. hat Friedrich der Große viele Züge von seinem Vater erhalten. Ich hörte erzählen, der alte Fritz sei ein sehr gestrenger Herr gewesen; in den Straßen habe er herumgerochen, wo Kaffee gekocht werde und dann mit seinem Krückstocke den Kaffeetopf vom Herde gestoßen. Die Faustsage hat sich gebildet zum großen Teile durch absichtliche Übertragung von allerhand Zauberstückchen, die man früher von anderen oder namenlosen Zauberern erzählt hatte, auf den einen großen Namen Fausts, gerade so wie der berühmte Magyar Mikosch der Träger einer Unzahl von uralten Schnurren geworden ist. Und wie die Lieder umgedeutet werden, mögen einige lehrreiche Beispiele zeigen. Heutzutage wird in Nassau und anderwärts ein bekanntes Lied auf die Schlacht von Prag (1757) folgendermaßen gesungen (die alte Fassung füge ich in Klammern hinzu):

Als die Deutschen (Preußen) marschierten vor Paris (Prag),
Vor Paris (Prag) die schöne Stadt,
Da haben sie ein Lager geschlagen.
Mit Pulver und Blei ward's betragen;
Kanonen wurden aufgeführt,
Prinz Karl (Schwerin) der hat sie kommandiert.

Ein Trompeter, den schickten sie hinein,
Ob sie Paris (Prag) wollten geben ein:
„Ihr Bürger laßt's euch nicht verdrießen,
Wir wollen Paris nicht beschießen.
(Oder ob sie es wollten lassen beschießen?
Ihr Bürger, laßt's euch nicht verdrießen.)[1]
Wir wollen's gewinnen wohl mit dem Schwert,
Es ist ja viel Millionen wert."

An Stelle Schwerins, der im alten Liede 'ward geschossen tot', tritt jetzt die 'halbe Armee', und der Kaiser wollte sein halbes Reich geben, 'wären meine Soldaten noch am Leben'. Noch gewaltsamer ist man — ein lehrreiches Beispiel für einen sich gewiß immer wiederholenden Vorgang — mit dem bekannten Liede auf Napoleons Feldzug nach Rußland umgesprungen. Es gehört mit zu den beliebtesten aller Lieder. Ebenfalls in Nassau hört man es folgendermaßen singen:

„Ist es denn auch wirklich wahr,
Wie man hat vernommen,
Daß so viel hunderttausend Mann
Sind nach Frankreich (Rußland)
[kommen?

Viel zu Fuß und viel zu Pferd
Sind nach Frankreich (Rußland)
[kommen,
Haben auch die schöne Stadt
Sedan (Moskau) eingenommen.

Aber ach, Napoleon,
Wie wird dir's nun gehen?
Siehst du nicht bei Weißenburg
(auf der Schanz)
Das 11. Armeekorps (die Kosaken)
[stehen?

Kam ein junger Offizier,
Sprach: „wir sind verloren,
Alle unsere schönen jungen Leut'
Sind im Schnee erfroren."[2]

Wilhelm (Napoleon) zu seinen
Leuten sprach:
„Wir sind ja keine Knaben:
Orleans (Petersburg) die schöne
Stadt
Müssen wir noch haben."[3]

Hochmut wird von Gott gestraft,
Wie es steht geschrieben.
Kaiser Du, Napoleon,
Du mußt unterliegen!"

Die beginnende Heldensage flüchtet sich nach dem Untergange der Goten in und über die Alpen, zu Alemannen und Baiern, mag wohl auch bei den kurz darauf nach Italien eingerückten Lango-

1) Man beachte den Wandel der Zeiten in der Stellung des Gemüts zur Beschießung! Vollkommen gemäß den milder gewordenen Anschauungen, nicht etwa nur ein Widerschein der Verzögerung der Beschießung.

2) Geht jetzt natürlich mit anekdotenhafter Übertreibung auf die Wintermärsche in der Beauce.

3) Steht ursprünglich vor dem voraufgehenden Gesetze.

barden Pfleger gefunden haben. Tirol und Hochalemannien scheinen von Anfang an Brennpunkte der Heldensage gewesen zu sein. Es sind die Gegenden, die durch Aufnahme versprengter Ostgermanen noch am ehesten die Annahme einer ununterbrochenen Überlieferung gestatten. Mir erscheint die feste Wurzelung von Sagen gotischen Ursprunges, die sonst nicht weiterhin reichen, gerade im Tiroler Lande nicht zufällig. Scheinen doch in Südtirol gerade gotische Volkstrümmer in verhältnismäßig noch reinerer Erhaltung, nicht völlig vom Baiertume erdrückt, bis in unsere Zeit hinein gelebt zu haben.

Es kann natürlich nicht meine Absicht sein, hier die allmähliche Bildung der Heldensage zu verfolgen. Die größeren Sagenkreise, die sich anfänglich bildeten, Ermenrichsage, Dietrichsage, Nibelungensage, Walsungensage, rücken im Laufe der Zeit mehr und mehr zusammen, bis endlich alles zur Dietrichsage zusammenrinnt. Fertig wird die Sage nie.

Das einzige Skoplied in deutscher Sprache, das auf unsere Tage gekommen ist, ist das eigentlich altsächsische, aber von einem hochdeutschen Schreiber zuerst aufgezeichnete Hildebrandslied. Es ist schon recht zertrümmert, aber auch in dieser Fassung noch von großer dichterischer Schönheit:

Das hörte ich sagen,
Daß sich als Kämpfer allein begegneten
Hildebrand und Hadubrand zwischen den beiden Heeren.
Sohn und Vater rückten zurecht ihre Rüstungen,
Sie bereiteten ihre Kampfgewänder, gürteten sich ihre Schwerter [fester um,
Die Helden, über die Ringpanzer, als sie zu diesem Kampfe ritten.
Hildebrand sprach — er war der ältere Mann,
Der an Jahren weisere —, er begann zu fragen
Mit wenig Worten, wer sein Vater wäre
Im Volke der Menschen: '. . . von welchem Geschlechte du auch [sein magst:
Ob du mir einen nennest, so weiß ich mir die andern.
Kind, im Königreiche ist kund mir alles Volk.'
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn: 'Das sagten mir liebe Leute,
Alte und weise, die schon damals lebten,
Daß Hildebrand hieße mein Vater; ich heiße Hadubrand.
Längst ging er nach Osten, er floh vor Otachers Haß
Von hinnen mit Dietrich und seiner Degen viel.
Er ließ im Lande kleinmütig sitzen
Sein Weib im Gemache, sein Kind unerwachsen,
Des Erbes beraubt. Nach Osten ritt er.
Er war auf Otacher übermäßig erzürnt,
Der Degen treuester um Dietrich.
Später ward für Dietrich unentbehrlich
Mein Vater. Das war ja ein so freundloser[1]) Mann.

1) „Freund" in dem noch jetzt gebräuchlichen Ursinne 'Verwandter'.

Er stand immer dem Heere an der Spitze, ihm war immer das
Kund war er kühnen Männern. [Gefecht zu lieb.
Nicht ist er, glaube ich, noch am Leben.'
... 'Das wisse der große Gott oben im Himmel,
Daß du trotzdem noch nie mit einem so nahe verwandten Manne
Eine Verhandlung führtest.'
... Da wand er vom Arme gewundene Spangen,
Aus Kaisermünzen verfertigt, wie sie ihm jener König gegeben hatte,
Der Heunen Herr: 'Daß ich dir dies nun aus Huld gebe.'
Hadubrand sprach, Hildebrands Sohn:
'Mit dem Gere soll der Mann Gabe entgegennehmen,
Spitze gegen Spitze. Du bist mir, alter Heune,
Viel zu schlau, [deinem Speere werfen.
... Du lockst mich mit deinen Worten an, willst mich aber mit
Du bist einer, der alt ward, immer Hinterlist hegend.
Das sagten mir die zur See kamen
Von Westen über das Weltmeer, daß ihn der Kampf verschlang.
Tot ist Hildebrand, Herebrands Sohn.'
Hildebrand sprach, Herebrands Sohn[1] ...: 'Wohl sehe ich an
Daß du daheim hast einen guten Herrn, [deiner Rüstung,
Daß du unter dieser Herrschaft gar nicht vertrieben wurdest.'
... 'Wohlan nun, waltender Gott, das Wehlos springt heraus.
Ich wallte der Sommer und Winter zusammen sechzig außer Landes;
Immer erlas man mich zur Schar der Speerschießer,
Aber an keiner Burg gab man mir den Tod.
Nun soll mich mein liebes Kind mit dem Schwerte schlagen,
Niederstrecken mit seinem Stahle, oder ich ihm den Tod bringen.
Doch kannst du nun leicht, wenn dir deine Kraft taugt,
An einem so alten Manne Rüstung gewinnen,
Das Gewaffen erbeuten, wenn du dazu einige Gabe hast ...
Der sei nun doch der Feigste der Ostleute,
Der dir jetzt noch vom Kampfe abriete, wo dich so sehr gelüstet,
Dich im Zweikampfe zu messen. Versuche den Kampf,
Wer von uns sich heute der Rüstung entkleiden lassen muß, oder
aber dieser Brünnen beider Herr sein soll.'
Da ließen sie zuerst [die Rosse] schreiten zum Speerkampfe,
Mit scharfen Schauern. Das saß auf den Schilden!
Dann traten sie hin, die Schildgewühl-berühmten.
Sie schlugen scharf auf die weißen Schilde,
Bis ihnen ihre Schildränder klein wurden,
Verzehrt von den Waffen ...

Der Schluß fehlt, doch ist er aus den anderwärts[2]) erhaltenen Andeutungen unschwer zu ergänzen. Der Sohn unterliegt und bietet dem Sieger sein Schwert an. Damit hat er seine Ehre verpflichtet. Der Vater hätte nun des teuren Lebens wohl schonen können.

---

1) Lücke, denn das Folgende spricht Hadubrand. Vgl. S. 77, Ges. 6.
2) Vgl. S. 78, Gesetz 10.

Aber die weite Seele des Skops schreckt vor dem Grausigen nicht zurück, wie später das spielmännische Heldenlied. Als Hildebrand das Schwert annehmen will, da schlägt Hadubrand, ehrvergessen, heimtückisch nach des Gegners Hand. Und nun gibt's für den Vater keinen Ausweg mehr. Mit den Worten: „Den Schlag lehrte dich ein Weib, dein Vater nicht", fällt er den Sohn, den er lieber tot als ehrlos wissen mag. Das ist derselbe Hildebrand, der Hagens Tod an Kriemhild rächt; ihm allein konnte dort die Volksseele diesen Streich um Ehre gönnen, den höfische Rücksicht eher einem der beiden Könige vorbehalten haben würde.

Die Vorzüge des Liedes liegen in der großartigen Zeichnung der Seelen. Die Hadubrands ist von vornherein klar; sie liegt vor dem Hörer wie ein mit einem Blicke übersehbares Bild, kann also nicht die Handlung bestimmen. Hadubrands Jugend und Heldensinn kommen in festem Aufrisse zum Ausdrucke. Wie zu allen Zeiten die Jugend, gibt er sich für einen Weisen. Im Munde liegt ihm das Sprichwort; geläufig ist ihm, aus Gebärden auf Gedanken zu schließen; selbstgefällig hebt er hervor, daß er mit Erfahrenen verkehre, mit Greisen und Seefahrern. Aber die vorschnelle Jugend ist steifnackig. Sie verallgemeinert, weil sie keine Erfahrung hat. Sie ist beherrscht von vorgefaßten Meinungen. Der Gegner ist und bleibt daher dem Jungen der alte, falsche Heune, wie er vor seinem inneren Auge steht, und keinen Augenblick kommt ihm die Frage, ob er denn im Rechte sei. Da steht vor ihm, fast demütig nachgiebig, der Alte. Ist nicht gerade das ein Zeichen von Tücke? Und je mehr der Alte redet, um so fester wird des Sohnes kluge Meinung von der Richtigkeit seines Tuns. Da kann nichts verschlagen. Was war nicht sein Vater für ein Held! Gewiß kein solcher Fasler wie dieser Alte, dem List den erschlafften Arm stärken soll. Und diesem seinem Vorbilde will der Sohn nachstreben. Mit wunderbarer Kunst richtet der Skop die Rede des Sohnes so ein, daß jedes Wort darin ein Dolchstoß ist, der nach des unerkannten, vielgepriesenen Vaters Herzen zückt. Von des Vaters Weibe und Kinde spricht er, in der Wunde bohrend, die jenem blutet; von seiner Mannestreue und Tatenlust — ach, war ihm gleich das Fechten sonst auch lieb genug, diese Tugend, deren Ruhm er vernimmt, möchte er heute wohl über alle Berge wünschen.

Hildebrands Seele dagegen wird von dem Dichter vor dem Hörer entwickelt, und darum ist er es, der, als der Held der Handlung, diese bestimmt. Während Hadubrands Gemüt unbelastet

bleibt, liegt auf dem Hildebrands von vornherein ein Bleigewicht. Der Gegner ist, wie er, ein Gote. Als er daher, als der ältere, nach der Zeitsitte den Namen des Gegners erfragt, tut er es nicht gleichgültig, wie sonst wohl, sondern hastig, unruhig, mit wenig Worten; wer weiß, welches lieben Freundes Sproß ihm gegenüber steht. Seine Bekanntschaft mit allem Gotenvolke hebt er hervor, dem Gegner gönnt er die traute Anrede 'Kind': muß er nicht diesen Kampf scheuen, und darf er nicht im Stillen hoffen, jener müßte ebenso denken wie er, wenn er erst erfahren, daß auch er ein Gote sei? Aber mit seiner Nachgiebigkeit und Weichheit erzielt er das gerade Gegenteil. Und mit Hadubrands Antwort — das entscheidende Wort bringt der Skop mit feiner Kunst erst spät — da tritt das ungeheure Schicksal vor ihn hin, wie eine schwarze Wolke die Sonne verschlingt. Den Sohn hört er den Vater preisen, den totgewähnten; der lebend vor dem Sohne stehende bekommt nur Spott und Hohn, und dieser knüpft gerade daran an, worin der Vater jetzt gerade besonders empfindlich sein muß, an der Liebe zum Kinde, die seinen Kriegerstolz demütigt, an der blanken Rüstung, die er dem holden Herrn verdankt. Nicht ohne Wirkung bleibt die verletzende Rede; auch dem Vater entschlüpft bitteres Wort. Aber er findet sich gerade darin wieder. Eine neue Hoffnung durchzuckt ihn. Ist Hildebrand nicht der besten Helden einer? ob dem Jungen die Kraft taugt, ihn zu besiegen? Billig darf der alte Kämpe das bezweifeln. Vielleicht erringt er mit seiner Kriegskunst unblutigen Sieg und damit doch noch versöhnenden Ausgang. So ist Hildebrand beim Beginne des Kampfes entschlossen; ganz ein Germane.

Alles Gewicht liegt in den Reden; die Schilderung ist so knapp, daß sie undeutlich wird; der Hörer wird mitten in das Ereignis hineingeführt, der Zusammenhang ist ihm ja bekannt. Von Bedeutung ist die Art, wie die Rede geschmückt wird. Durch zierende Beiwörter hervorgehoben werden nur heldische Begriffe: „Volk", „Leute", „Mann", „Held", „Gott", „Waffe", „Meer", „Schild", „Hinterlist", dann, für den Skop bezeichnend, sehr stark die gewundenen Spangen aus bestem Golde; außerdem heißt der Sohn einmal — aber mehr bedeutungsvoll, als schmückend — „traut". Aber noch hält sich das Menschliche durchaus im Hintergrunde. Die verlassene junge Frau mit ihrem Kindlein, die Wiederkehr in die Heimat nach dreißig langen Wanderjahren, Erinnerung, Wiedersehen, Heimat: welch dankbare Stoffe für eine spätere

Zeit! 'Der Sommer und Winter sechzig wallte ich außer Landes' — wir würden jetzt Heimwehklänge erwarten; der Skop aber denkt nur an das, was seine Brust erhebt. Solche weicheren Farben sind hier noch nicht einmal Nebenlichter, die man aufsetzte. Diese Goldblinke schimmern dem Skope nur verstohlen herauf aus der unerforschten Tiefe des Bergwerkes der Seele.

Aus solchen in sich abgeschlossenen Liedern besteht die im Volke lebende Heldensage. Wie das Hildebrandslied sind wohl auch die anderen, vom Volke übernommenen Skoplieder in ihrer äußeren Form ziemlich zu Schaden gekommen, aber doch nicht in dem Maße, wie wir uns das wohl nach den Erfahrungen von heute leicht denken. Wenn Verstümmelungen, wie hier, auch vorgekommen sein werden, so müssen doch die weit schlimmeren Verballhornungen noch ziemlich ganz gefehlt haben. Das Volk stand ja damals erst im Anfange seiner dichterischen Entwicklung. Damit fehlte ihm jener ungeheure Vorrat an Erinnerungen aus dem weiten Kreise der Dichtung, mit dem es jetzt seine Liedentlehnungen ausputzt und zersingt. Heutzutage schwirren dichterische Gemeinplätze herum wie die Stare im Rohre: früher waren sie sozusagen festgelegt in Formeln, die der Skop bereits angewandt hatte. Der Ton des Skopliedes: ernst, erhaben, wuchtig, muß sich in das Volkslied ziemlich unversehrt hinein gerettet haben. Denn die späteren großen, auf den ganz anderen Leisten der Reimdichtung geschlagenen spielmännischen Heldengedichte bewahren in ihren älteren Teilen noch im großen und ganzen durchaus diese würdevolle Haltung, als echtes Erbe, nicht als eigene Kunst. Solche längeren Gedichte aber im Sinne des Nibelungenliedes hat das Volk selbst gewiß nie gesungen und gesagt. Das bleibt das Vorrecht des Berufssängers.

VII. Der Spielmann.

Etwa um 800 gerät in Hochdeutschland der Skop aus seiner einst so stolzen Höhe in die Tiefe, wo die Schar der Fahrenden sich tummelte. Diese setzt sich keineswegs ausschließlich aus Volkssängern zusammen; auch Seiltänzer, Gaukler, Puppenspieler und was sonst jetzt in Wagen wohnt, gehört zu den „Fahrenden". Doch gehn uns nur die Sänger an. Im Kerne sind es die Nachkommen jener fränkischen Priestersänger, die überall Schüler geworben hatten, viele verlaufene Studenten, Theologen, darunter.

Eine tief verachtete Gesellschaft, rechtlos und ehrlos, wie alles, was guot umb êre nimmt. Der Spielmann sitzt zwar auch noch beim Mahle, aber z' enti ûf der bank, zu unterst also; und als Berthold von Regensburg die Menschheit nach dem Stande in zehn Chöre teilt, drei höhere — Papst und alle Pfaffen zuoberst, dann die Mönche, zuletzt erst Kaiser und Fürsten, Richter und Ritter — und sieben niedere, da stellt er die Spielleute allein in den allerletzten. Und wie Luzifer mit seinem Chore in die Hölle gestoßen, so wird der der Spielleute verworfen: die anderen neun werden zur Buße aufgefordert, der zehnte als unrettbar aufgegeben.[1]) Der Stand als solcher ist aus dieser Mißachtung bis zur heutigen Stunde nicht herausgekommen; wenn der eine oder andere Spielmann später wieder emporsteigen konnte, so verdankt er es nur der ihm innewohnenden Kunst. Die Dichter haben mit dem Untergange der Skope ihren Stand und ihre hohe Standesehre auf immer verloren; von nun an achtet man sie nur um ihre Kunst, nicht mehr, wie ehedem, ihre Kunst um sie. Immer mehr verliert die Dichtung den Zusammenhang mit dem festen, ineinander greifenden Gefüge des gesellschaftlichen Lebens. Hatten die Skope bereits dem ursprünglichen Zwecke der Dichtung nicht mehr zugestrebt, so fällt hier die letzte Fessel, welche die Göttin an des Menschen kleine Kreise kettet. Es ist gegangen wie mit einer Mohnkapsel, deren reife Samen die Hülle sprengen und sich ausstreuen über alles Land, nun erst geworden, was sie sollen. Der Dichter verliert dabei, die Dichtung gewinnt.

Die fahrenden Volkssänger scheinen sich von jeher in zwei Klassen geschieden zu haben, wenn auch diese Scheidung erst vom 13. Jahrhunderte ab deutlich in Erscheinung tritt. Auf der einen Seite steht das niedere Gesindel der gumpelliute und 'Spaßmacher'[2]), auf der anderen haben wir uns aber einen höheren Volkssängerstand zu denken, die Meister, die mit zünftlerischer Eifersucht und entsprechenden Dünkelgefühlen über ihre 'Kunst', wie sie ihr Dichten nannten, wachten, und sich in einem lebhaften Gegensatze zu den 'künstelosen' anderen Dichtern, den niederen Spielleuten sowohl wie den adligen Fahrenden und ritterlichen Sängern fühlten. Ihre Kunst ist ihnen von Gott, dem Meister aller Kunst, der auf der Künste Stuhle sitzt,

1) Nach Fr. Vogts lesenswertem Vortrage 'Leben und Dichten der Spielleute im Mittelalter', Halle, Niemeyer, 1876.
2) Roethe, Einleitung in die 'Gedichte Reinmars von Zweter'.

verliehen. Sie ist nicht in unserem Sinne 'Kunst', sondern hauptsächlich in Sprüchen lehrsamer Richtung niedergelegte theologisch-philosophisch-scholastische Bildung. Die beiden unter dem Namen Spervogel uns entgegentretenden Dichter des 12. Jahrhunderts sind solche Meister, aber auch Traugemund (S. 42) mit seinen gelehrten Seltsamkeiten gehört zu ihnen. Ihr Fach ist der Spruch, nicht das Lied; Weisheit, nicht Empfindung und Ereignis der Gegenstand ihres Dichtens. Aber bei allem anspruchsvollen Hochmute sind auch sie ihr Leben lang nur Fahrende, arme Schlucker, angewiesen auf eines milden Herrn Gabe an Kleidung und Speise. Sie haben schon wegen ihrer meist unvolkstümlichen Kunst den Volksgesang wenig, jedenfalls nicht entfernt in dem Maße beeinflußt, wie die niederen Spielleute, an die man immer zu denken haben wird, wenn ich im Folgenden vom 'Spielmanne' spreche.

An Zahl übertreffen die Spielleute, als Volkssänger, die Skope, als Herrensänger, im Verhältnisse ihres viel größer gewordenen Hörerkreises. Aber war der Skop wohl stets auch Dichter gewesen, so war der Spielmann, vor allem der niedere, vielmehr der Hauptsache nach Musikant und das, was wir jetzt Sänger nennen. Die Dichter bildeten in der Schar sicher die kleine Minderheit. Den Händen dieser fahrenden Volksdichter war die deutsche Dichtung fast gänzlich anvertraut, seitdem der Skop nicht mehr sang und ehe der Pfaffe wieder dichtete. Die geistliche Dichtung setzte ja in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts eigentlich ganz von neuem wieder ein, da ihr Vorläufer im 9. Jahrhunderte bald keinen Nachfolger mehr gefunden hatte.

Bei der überaus großen Beliebtheit, der sich die skopischen Stoffe erfreuten, konnte es gar nicht ausbleiben, daß der Spielmann sich ihnen zuwandte. Zunächst wird er das Skoplied selbst weiter gesungen haben; die Skope waren ja in ihrem Stande aufgegangen, und mancher von ihnen, der einst noch die Harfe am Hofe schlug, wird im Alter notgedrungen dasselbe Lied auf der Gasse vorgetragen haben. - Aber unter den Händen des Spielmanns bekommt das skopische Lied ein anderes Aussehen. Wann es in die Form der eigentlich spielmännischen Kunst gegossen worden ist, wird schwer zu sagen sein; wahrscheinlich zunächst noch gar nicht planmäßig. Nur die neu hinzukommenden spielmännischen Erfindungen werden ganz in Reimen gehalten gewesen sein, und die alten Teile sich allmählich mit neuer Kunst so durchsogen haben, daß schließlich vom alten Glanze nur noch wenige Spuren blieben. Der Spielmann

war ja, um das noch einmal zu sagen, in erster Hinsicht wiederholender Sänger, nicht selbstschaffender Dichter. Wir werden uns den Skopsang im Munde dieser Spielleute sehr stark in der Form zersungen vorzustellen haben, Altes und Neues durcheinander, ähnlich, aber viel stärker zutage tretend, wie in dem bairischen Muspilli, wo auch Endreimpaare die schlechtgeübte Stabreimkunst unterbrechen. Neben diesem spielmännischen kurzen Heldenliede lebt im Volke vorläufig das alte Skoplied noch weiter, aber immer mehr zersungen und, infolge des Verschwindens des Gefühles für den Stabreim und unter dem Einflusse der allmählichen Sprachänderung, der Prosa angenähert. So haben wir für diese Zeit des früheren Mittelalters mit zwei Fassungen der Heldensage zu rechnen, der spielmännischen in gebundener, der volksmäßigen in gelöster Form. Auf diese letztere werden wir die fabulae und locutiones, Geschichten und Erzählungen, zu deuten haben, von denen zeitgenössische Geschichtsschreiber berichten, daß sie beim deutschen Bauern im Schwunge gewesen seien. Sie mögen, ganz zur Rede heruntergesunken, neben dem übernommenen gesungenen Spielmannsliede im Volke bis zum Untergange der Heldensage gelebt haben.

Hielt der Spielmann in den alten Teilen die skopische Weltanschauung und Seelenzeichnung fest, so hat er die neuen unbewußt nach seinem Kopfe und Gemüte entworfen. Er steht aber ganz anders zum Leben als der vornehme, heldische Skop. Der war, als er auf seiner Höhe stand, ein ernster Kämpfer gewesen, der auf seinem Streitrosse den Wald durchreitet, den das Leben vorstellt. Er achtet der Schönheit des Waldes nicht, denn rings um ihn lauert Tod und lockt Ehre. Der Spielmann aber ist kein Krieger. Er ist ein Genußmensch, der das Leben durchkostet, nicht durchkämpft. Im Walde hört er die Vöglein singen; er freut sich des zitternden Lichtstrahls, der durch das grüne Blätterdach bricht und, auf dem Moosteppiche spielend, die Blumen seinem Auge zeigt, die für den Skop unbeachtet im Dunkeln fort blühten. Der Nachthimmel, unter dem er schläft, wird ihm zur wärmenden Decke aus blauer Seide mit goldener Stickerei, und Rosen, nicht Dornen, sind seine Genossen, wenn er hinter der Hecke nächtigt. Das Leben ist ja stets dasselbe, aber dem Menschen erscheint diese Gleichheit immer in bunter, wechselnder Gestaltung, je nachdem seine Seele steht. Der Skop lebte für einen Grundsatz und handelte nach Grundsätzen; der Spielmann nimmt das Leben, wie's kommt, und handelt, wie's der

Augenblick gebeut. Darum ist er der größere Lebenskünstler, der bessere Bergmann für Seelenerze. Neues Gold fördert er aus der Tiefe herauf. Und noch ein anderes: Der Spielmann steht in einem viel innigeren Verhältnisse zur Vergangenheit als der Skop. Der lebte nur in seinen Kreisen. Was vor ihm andere Völker aus dem Bergwerke der Seele herausgeholt hatten, hatte er nie gesehen. Unter den Spielleuten aber waren viele, die einst in der Klosterschule einen Einblick getan hatten in die sonnige Welt des Altertums. Vergil und Horaz, Ovids 'Verwandlungen' und 'Liebeskunst' waren ihm nicht fremd geblieben. Und wenn auch diese Kunde vom Altertume gewiß nur verworren an sein Ohr brandete: der Spielmann hörte doch aus dem Gebrause Töne heraus, die bisher die deutsche Dichtung nicht vernommen hatte, und sie erweckten nachklingenden Widerhall in seiner wahlverwandten Seele.

Natürlich vollzieht sich ein solcher Übergang aus der Enge in die Weite nicht mit einem Male. Zwischen dem ernsten Skope, wie dem, der das Hildebrandslied sang, und dem lustigen Spielmanne, der von Ilsan, dem Mönche, sagt, steht mitteninne der Wanderskop, der die weite Welt durchzieht, der zwar ganz noch die Würde seines Standes bewahrt, eigentlich aber doch dem Spielmanne insofern nahe steht, als er kein festes Heim mehr besitzt und daher das Leben nehmen muß, wie's kommt. Bei den Langobarden besonders blühte, wie wir gesehen haben, diese Art des Sängertums. Darum ist es gar nicht wunderbar, daß wir Züge aus dem neuen, bunten Leben gerade in der langobardischen Dichtung deutlich erkennen. Leider ist auch sie verklungen und nur in der guten lateinischen Übertragung des Paulus Diakonus teilweise bekannt. Welch schöne, zart duftige Idylle ist nicht die bekannte Erzählung von Autharis Brautwerbung! Und wenn die fliehenden Heruler sich in ein blühendes Flachsfeld stürzen — sie halten es für ein Wasser, das man durchschwimmen könne —, welch schönes, anschauliches Bild, das zugleich an das Vergnügen an Schildbürgerstreichen erinnert! Die Erzählung scheint hier bereits die sonst bei den Skopen durchaus überwiegende Geltung der Rede zurückzudrängen.

Auf deutschem Boden trägt überreiche Züge aus dem neuen Leben das leider nur in der lateinischen Nachdichtung, die Ekkehard († hochbetagt 973) als Prüfungsarbeit verfaßte, erhaltene Gedicht von Walther Starkhand. Die Liebe Walthers zu Hildegunden ist

der Gedanke, der das Ganze durchzieht, wenn sie auch noch keinen besonderen Ausdruck findet und das Hauptgewicht immer noch auf dem Heldenhaften ruht. Aber der König Etzel trinkt der Humpen allergrößten in einem Zuge leer; der Waldeszauber findet seinen Dolmetsch; ein etwas grober, aber sonst guter Humor klingt zum Schlusse. Zwar erschallt alles noch von Schwerthieben und Rossehufen, aber des Blutes Strom wird mit Blumen aufgetrocknet, und der Streit endet inter pocula, beim kreisenden Becher — so wie das spielmännische Hildebrandslied auch. Die Verwundungen sind zwar schrecklich, aber gerade deswegen Zeugen einer neuen Zeit. Der Recke wird schon hier zum Riesen, er ist nicht mehr so gegenständlich wie ehedem, dem Dichter so wahlverwandt. Deutlich erkennen wir die Verschiebung des Glases, durch welches der Dichter ins Leben sieht.

VIII. Der Heldensang zur Spielmannszeit.

Im folgenden werden wir den Spielmann bei seiner Haupttätigkeit sehen; die Heldensage ist ja nur noch ein Teil seines Stoffes. Als im 12. Jahrhunderte einzelne Spielleute in die Höhe steigen, bringen sie auch die Heldensage wieder nach oben; aber die unten bleibenden lassen sie nicht fallen. So haben wir seit dieser Zeit zwischen höherem und niederem Heldensange zu scheiden; jener ist uns zum Teile in den großen Epen erhalten, dieser ist, wie alle unbegünstigte Dichtung, nicht zur Aufzeichnung gelangt und darum fast gänzlich verklungen. Die großen Epen wurden vom höheren Spielmanne „gesungen und gesagt“ oder auch vorgelesen; ins Volk drangen sie als solche nicht, ebensowenig wie der im Volke lebende Heldensang unverändert oder doch wenigstens deutlich erkennbar in ihnen steckte. Das allein im Volksmunde lebende kürzere Lied erfährt zwar auch seine Pflege, es mochte wohl auch von der höheren Dichtung Beeinflussung erfahren, im wesentlichen aber war es doch sicher stark von dem großen Heldengedichte verschieden. Besonders die feine Zeichnung der Seelen wird sich in diesem niederen Heldensange mit der fortschreitenden Zeit immer mehr vergröbert haben (S. 113). Und als einmal die großen Epen aufgezeichnet waren und damit erstarrend langsamem Absterben entgegen gingen, da konnte sich das niedere Spielmannsgedicht immer noch auswachsen, …nn mit ihm hielt es die lebendige Dichtkunst. Erst als durch das …blühen der Städte der dichtende Spielmann für sein Lied

des Lebens einen dieses bevorzugenden Hörerkreis gewann und das Landvolk sein Dichten nicht mehr wesentlich beeinflussen konnte, da beginnt auch für das kürzere Heldengedicht die Pflege zu ersterben. Spät im 13. Jahrhunderte singt der Marner, einer jener S. 70 erwähnten Meister:

„Sing ich den Leuten vor mein Lied, So will der Erste das,
Wie Dieterich von Bern sich schied, Der Zweit', wo König Rother saß;
Der Dritte will der Reußen Kampf, Der Vierte treuen Eckharts Not,
Der Fünfte, wen Kriemhild verriet. Dem Sechsten mundet baß,
Wohin der Wilzen Volk geriet. Der Siebente hörte gerne was
Von Heime oder Wittichs Kampf, Von Siegfrieds oder Eckes Tod.
Der Achte unterdessen will nur hören feinen Minnesang;
Dem Neunten aber wird, so ist's, bei alledem die Zeit gar lang.
Der Zehnte weiß nicht wie, bald so, bald so, bald her, bald hin,
Und auf und ab und hier und dort. Und viele hörten gerne vom Nibelungenhort."

Hugo von Trimberg, der um 1300 den „Renner" dichtet und als Städter sich Städter zu Lesern wünschen muß, klagt über die Vorliebe für Heldenlieder:

„Wer von Herrn Dietrich von Berne Von all den alten Kampfrecken,
Sagen kann und von Herrn Ecken, Dem bezahlt man gern den Wein."

Und weiter:

„Wie Dietrich focht mit Ecken, Das hört man viele Damen
Wie einst die alten Recken, Beweinen noch und mehr bedauern,
Um Fraun zu Tode kamen, Als sie um Christi Wunden trauern."

Nach dem jüngeren Titurel singen von Siegfried die Blinden, wie sie heute die Orgel drehen.

Aber um 1385 vermerkt Twinger von Königshofen in seiner Elsässer Chronik, daß die Bauern so viel von Dietrich sängen und sagten; die Städter, die er kennt, werden es nicht mehr getan haben. Und zum Jahre 1488 sagt, mit der Aufklärung, die den Städter ziert, die Wormser Chronik, daß die Dummheit des Bauern an den hörnenen Siegfried glaube. An dem feinen Rittergedichte, das den Duft der vergötterten Fremde verbreitet, findet auch der lesende Städter noch Gefallen. So kann Wolframs Parzival 1477 gedruckt werden; das Nibelungenlied aber unter die Presse zu legen, nächst jenem einst im 13./14. Jahrhunderte das gelesenste Buch in deutscher Sprache, wagt der Buchdrucker nicht mehr. Nur das Volksbuch vom Hürnen Seyfried kann noch auf Absatz beim Volke rechnen, man druckt aber vorne drauf 'Aus dem Französischen übersetzt'. Die Stadt hatte den Heldensang in Bann getan, gerade so wie sie

heute ihr damals geborenes eigenes Kind, das 'Volkslied', verschmäht. Es ist das aus dem Seelenleben des sich fühlenden Städters heraus leicht zu verstehen. Er fühlte sich in einem lebhaften Gegensatze zum Bauern, den er mit billigem Hohne und Spotte verfolgte. So mochte er, desselben hochmütigen Dünkels voll, der den Städter immer die Nase hoch hat tragen lassen, das einfache, abgedroschene 'Bauernlied' verwerfen und ihm sein städtisches Lied vorziehen. Dieses kam später ja auch aufs Dorf, und heute, wo ihm die Stadt abgeschworen, sieht es ganz bäurisch aus. Es geht aber mit den Liedern, wie mit den sogenannten Volkstrachten, die oft nur umgeänderte altfränkische Stadtkleidungen sind, wenn sie jetzt auch nur noch der Bauer trägt. Damals muß der Heldensang vom städtischen Liede ähnlich bedroht gewesen sein, wie heute die Volksmäre vom ernsten Tingeltangelliede, ebenfalls einem durchaus städtischen Erzeugnisse. Um 1360, bezeugt eine Chronik, kam eine neue Art von Liedern auf, kurze, aus drei Gesetzen bestehende, mit vervollkommneten Weisen. Die Zeitangabe scheint mir zuzutreffen, insofern sich damals die bereits seit langem sich vorbereitende Zersetzung des bisherigen Liederschatzes, der im wesentlichen Heldensang gewesen war, allgemein offenbaren mochte. Außerdem ist das Volk der Städte stets viel demokratischer als das ländliche. Die Heldensage aber, die Personen verherrlicht, ist von Natur aristokratisch. Wenn das Volk sich als Volk fühlt, wendet es auch seine Neigung sich selbst, das heißt, der Menge zu, aus der die Einzelperson nicht mehr hervorragt, die der erste beste nach außen hin vertreten kann. Darum ist das städtische Lied, das den Heldensang zur Stadt hinaustreibt, meist unpersönlich; seine Gestalten sind meist namenlos, sie vertreten Stände, Altersstufen, Geschlechter, die Menschheit. Typen sind es, keine Individuen.

Auf dem Lande aber lebt der Heldensang, so lange das alte Landvolk selbst lebte. Aventin, der etwa 1515 schreibt, berichtet: 'unsere Leut singen und sagen noch viel von Dietrich von Bern; man findet nit bald einen alten König, der dem gemeinen Manne bei uns so bekannt sei, von dem sie so viel wissen zu sagen'. Auch meldet er, daß man von dem 'streitbaren Markgrafen Rudinger' noch viel singen und sagen höre und daß Attila auch dem völlig Ungebildeten sehr gut bekannt sei. Kurze Lieder (cantilenae) auf Dietrich und Etzel bezeugt Wolfgang Lazius (um 1550), und nach dem Zeugnisse des berühmten Philologen Scaliger (1540—1609) ist Dietrich von Bern bei den Deutschen in Lied und Sprichwort all-

bekannt. Siegfried ist nach Marquard Freher (1565—1614) ein fast in ganz Deutschland besungener Riese, und Melchior Goldast, der 1635 stirbt, weiß von Dietrich zu sagen, daß kein Fürst jemals in deutschen Liedern mehr besungen worden sei, und daß man noch ab und zu in Deutschland, Dänemark, Schweden und Ungarn von ihm singe. So war es noch der mit den beiden letztgenannten Männern beginnenden deutschen Philologie vergönnt, den deutschen Heldensang in der Ferne verhallen zu hören.

Zwei der kurzen Volkslieder aus der Heldensage sind durch den Zufall auf 'fliegenden Blättern' erhalten. Von Ermenrichs Tode handelt das eine, von Hildebrands Kampfe mit 'Alebrand' (Hadubrand) das andere. So steht ein Hildebrandslied am Anfange wie am Ende der schriftlichen Zeugnisse für den deutschen Heldensang. Aber was ist aus dem alten, stolzen, kunstreichen Stopliede geworden!

1. „Ich will zu Land ausreiten", sprach sich Meister Hildebrand.
„Der mir die Weg tät weisen gen Bern wohl in das Land!
Sie sind mir unkund worden gar manchen lieben Tag; :,: Ei ja! :,:
In zwei und dreißig Jahren Frau Uten ich nie sah!"

2. „Willst du zu Land ausreiten", sprach sich Herzog Amelung,
„Was begegnet dir auf der Heiden? Ein schneller Degen jung.
Was begegnet dir auf der Marke? Dein Sohn Herr Alebrand.
Ja rittest du selb zwölfter, von ihm würdest angerannt."

3. „Ja rennet er mich ane in seinem Übermut,
Ich zerhau ihm seinen grünen Schild, es tut ihm nimmer gut;
Ich zerhau ihm seine Brünne mit einem Schirmenschlag[1]),
Und daß er seiner Mutter ein ganz Jahr zu klagen hab'."

4. „Das sollst du nicht entuen",[2]) sprach sich Herr Dieterich,
„Denn der Junker Alebrand ist mir von Herzen lieb.
Du sollst ihm freundlich zusprechen wohl durch[3]) den Willen mein;
Daß er dich lasse reiten, so lieb ich ihm mag sein."

5. Da er zum Rosengarten ausreit wohl in des Berners Mark,
Da kam er in große Arbeit[4]) von einem Helden stark.
Von einem Helden junge ward er da angerannt:
„Nun sag an, du gar Alter, was suchst in meines Vaters Land?

6. Du führst dein'n Harnisch lauter und rein, als seist du eins Königs
[Kind.
Du machst mich jungen Helden mit sehenden Augen blind.
Du solltest daheime bleiben und haben gut Gemach
Ob einer heißen Glute!" Der Alte lachet und sprach:

1) Schirmen = fechten. — 2) „en" die alte Verneinung. — 3) Hat hier die alte Bedeutung 'wegen', 'um — willen'. — 4) = Not.

7. „Sollt ich daheime bleiben und haben gut Hausgemach?
Mir ist bei all mein'n Tagen zu reisen[1]) aufgesatzt.
Zu reisen und zu fechten bis auf mein' Hinefahrt[2]).
Das sag ich dir gar Jungen, drum grauet mir mein Bart."

8. „Dein'n Bart will ich dir ausraufen, sag ich dir gar alten Mann,
Daß dir dein rosenfarben Blut über die Wangen muß abgahn.
Den Harnisch und den grünen Schild mußt du mir aufgeb'n,
Dazu mußt mein Gefangner sein, willst du behalten dein Leb'n."

9. „Mein Harnisch und mein grüner Schild die taten mich dick ernährn.[3])
Ich traue Christ von Himmel wohl, ich will mich dein erwehrn."
Sie ließen von den Worten und zuckten scharfe Schwert.[4])
Was die zween Helden begehrten, des wurden sie gewährt.[5])

10. Ich weiß nicht wie der Junge dem Alten gab ein'n Schlag,
Daß sich der alte Hildebrand von Herzen sehr erschrack.
Er sprang hinter sich zurücke wohl sieben Klafter weit:
„Nun sag an, du viel Junger! den Streich lehrte dich ein Weib."

11. „Sollt ich von Weibern lernen, das wär' mir immer ein Schand.
Ich hab' viel Ritter und Knechte in meines Vaters Land,
Ich hab' viel Ritter und Grafen an meines Vaters Hof,
Und was ich nicht gelernet hab', das lern' ich immer noch."

12. Er erwischt' ihn bei der Mitte, da er am schmalsten was,
Er schwang ihn hinter sich zurück wohl in das grüne Gras:
„Nun sag mir, du gar Junger! dein Beichtvater will ich wes'n.
Bist du ein junger Wölfinger,[6]) vor mir magst du genes'n.[7])

13. Wer sich an alte Kessel reibt, der empfahet gerne Rahm.[8])
Also geschieht dir Jungen wohl von mir altem Mann.
Dein' Beicht sollst du hier aufgeben, auf dieser Heide grün,
Das sag ich dir gar eben, du junger Helde kühn!"

14. „Du sagst mir viel von Wölfen: die laufen in dem Holz.
Ich bin ein edler Degen aus Griechenlanden stolz.
Meine Mutter heißt Frau Ute, ein' gewaltige[9]) Herzogein,
So ist Hildebrand der alte der liebste Vater mein."

15. „Heißt dein' Mutter Frau Ute, ein' gewaltige Herzogein,
So bin ich Hildebrand der alte, der liebste Vater dein."
Er schloß ihm auf sein'n güldnen Helm, er küßt ihn an seinen [Mund:
„Nun muß es Gott gelobet sein! wir sind noch beide gesund."

---

1) In dem Sinne, den noch „Reisiger" bewahrt. — 2) „Tod." Übertragung wie im holländ. overlijden 'übergehen' = sterben. — 3) = oft erretten. Noch jetzt in Mundarten deck, deckmols, holl. dikwijls 'oft'. — 4) Die richtige alte Gestalt der Mehrzahl. — 5) Die ursprüngliche Fassung dieser Wendung. — 6) Aus Hildebrands Geschlecht. — 7) Du kannst von mir geschont werden. — 8) = Schmutz, noch in Mundarten; so heißt in Mundarten das Fett „Schmutz". — 9) Mächtige.

16. „Ach Vater, liebster Vater! die Wunden, die ich geschlag'n,
Die wollt' ich dreimal lieber in meinem Haupte trag'n."
„Nun schweig, du lieber Sohne, der Wunden wird gut Rat,
Seit daß Gott uns beide zusammen gefüget hat."

17. Das währte von der None[1]) bis zu der Vesperzeit,
Bis daß der Junker Alebrand gen Berne einher reit.
Was führt' er auf seinem Helme? von Gold ein Kränzelein.
Was führt' er an seiner Seiten? den liebsten Vater sein.

18. Er führt' ihn in seiner Mutter Haus, er setzt' ihn oben an Tisch.
Er bot ihm Essen und Trinken; das deucht der Mutter wirsch.
„Ach Sohne, lieber Sohne! ist's der Ehren nicht zu viel,
Daß du mir einen gefangnen Mann setzest oben an den Tisch?"

19. „Nun schweige, liebe Mutter, ich will dir neue Mär sag'n.
Er kam mir auf der Heide und hätte mich fast erschlag'n.
Und höre, liebe Mutter! kein Gefang'ner soll er sein:
Es ist Hildebrand der Alte, der liebste Vater mein.

20. Ach Mutter, liebste Mutter, nun beut ihm Zucht und Ehr'!"
Da hub sie auf und schenkte ein und trug's ihm selber her.
Was hat er in seinem Munde? Von Gold ein Fingerlein[2]),
Das ließ er in'n Becher sinken der liebsten Frauen sein.

Die Vergleichung mit dem Skopliede lehrt am besten die ungeheure Wandlung in der Kunst der Seelenschilderung. Daran wird aber wohl weniger der Spielmann, als das zersingende Volk selbst schuld sein; den Mären ist's ebenso gegangen. Aber doch erfreuen die Züge aus dem neuen, bunten Leben, wenn man des Liedes Wert aus seiner Zeit heraus und nicht mit dem mißlichen Maßstabe einer Blütezeit ermessen mag. Über dem Liede liegt doch ein süßer Duft: es ist wie ein Bauernhaus aus Fachwerk, mit bunten Blumen vor den Fenstern, das zwar keinen Vergleich aushält mit der Herrenburg in reiner, ernster Bauart, aber an sich doch anzieht durch die vielen Stimmungen, die es in uns weckt.

Bis in den Dreißigjährigen Krieg hinein lebte das Heldenlied. Es starb mit seinem Träger. Bis zur Wurzel war der Baum des Landvolkes ausgehauen, als die Friedensglocken gingen. Und wer übrig geblieben, hatte mehr zu tun, als zu singen. Die Stadtbevölkerung aber, die der Krieg mehr geschont, hatte die Bauernlieder längst vergessen. Sie hegte schon seit langem nur das jetzige Volkslied, das sie mit dem Landvolke verband, in das es ebenfalls längst übergegangen war, und das darum den Krieg überdauern konnte.

1) Neunte Stunde der altrömischen Tagesrechnung, eigentlich 3 Uhr nachmittags, meist aber = Mittag, vgl. engl. forenoon, afternoon, holl. noen 'Mittag'. — 2) Ring.

So war die alte stolze Eiche, sturmverwittert, blitzgeborsten, gefallen und vom Urwaldleben aufgezehrt. Tausend Jahre hatte sie überdauert. Aber Siegfried ist für uns nicht gestorben. In Moscheroschens Gesichten Philanders von Sittewald, um 1640 geschrieben, lesen wir: „Indem wir nun überzwerchs zurück durch den Wald auf die Matten kommen, erkannte ich mich alsobald, daß wir nicht weit und nächst bei Geroldseck, einem alten Schloß auf dem Wasgau, wären, von dem man vor Jahren hero viel Abenteuer erzählen hören: daß nämlich die uralten Teutschen Helden, die Könige Ariovistus, Arminius, Witichindus, der Hürnin Siegfried und viele andere, in denselben Schloß zu gewisser Zeit des Jahres gesehen werden, welche, wann die Teutschen in den höchsten Nöten und am Untergang sein werden, wieder da heraus und mit etlichen alten Teutschen Völkern denselben zu Hülf erscheinen sollen." Klammert sich so in der Zeit des tiefsten Elendes die Hoffnung des Volkes an die alten Heldengestalten an, so erheben sie uns heutzutage, durch Richard Wagner zu neuem Leben erweckt, aus dem Staube des kleinlichen Alltaglebens in die Höhe des völkischen Gedankens, Galerie und Parket mahnend an unseres Volkstums Reichtum, Kraft und Tiefe.

IX. Das geschichtliche Volkslied.

Aus der Geschichte hatte der Heldensang seine Stoffe geschöpft. Auch die späteren erzählenden Lieder benutzen in weitaus den meisten Fällen dieselbe Quelle. Aber der Strom des Lebens ist ein anderer geworden. Im engen Bette der sippischen Verbände schoß er einheitlich und stark dahin. Jetzt tritt er in die Niederung des Staates, der des völkischen Gedankens spottet. Und er teilt sich, wie der Rhein in der oberrheinischen Tiefebene, in viele Arme; er wird breit und seicht. Nur die Kundigen wissen, welcher der Hauptarm ist. Er wird ja wieder zusammen rinnen, der herrliche Strom deutschen Lebens!

Kommt ihr alle!
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor!

Wieder wird jeder, der auf ihm fahren darf, die ganze Breite des herrlichen Stromes überschauen. Er wird sich nicht verlaufen in Ried und Sand. Aber er muß durch diese Niederung durch mit ihren Werdern und Untiefen, mit ihren toten und alten Rheinen, mit ihren ungesunden Ufern, die von den Siedelungen gemieden werden . . .

In jenen einfachen Zeiten, wo der Volksverband noch auf dem sippischen Verhältnisse beruht, sind alle geschichtlichen Ereignisse, d. h. die Vorfälle, die Marksteine im Leben des Volksganzen bilden, wie für das Volksganze, so auch für den Einzelnen von denkwürdiger Bedeutung. Und umgekehrt: weil das ganze Volk eine Familie bildet, ist jede 'sensationelle' Begebenheit, die sonst nur dem Hause, dem Dorfe, der Talschaft merkwürdig ist, den Gang der Entwicklung aber nicht beeinflußt, zugleich auch für das Volksganze mehr oder weniger ereignisbedeutend. So ist in jenen Tagen die Volksgeschichte auch Einzelgeschichte, die Einzelgeschichte auch Teil der Volksgeschichte. Die großen Ereignisse berühren des geringsten Freien Gemüt, nicht nur die äußeren Rinden der Seele, Einbildungskraft oder Verstand. Das ändert sich, sobald mit der Ausdehnung des Lehnwesens der blasse Staatsgedanke an die Stelle des lebendigen völkischen Gedankens tritt. Dann sitzt der Leiter des Staates, vielleicht nur ein Strohmann, irgendwo in einem entfernten Hoflager; man schlägt sich fern im Süden irgendwo herum und weiß im Grunde nicht, warum. Dann verblaßt dem Manne aus dem Volke das Bild der Geschichte seines Volkes. Längst deckt sich nicht mehr, was für ihn, was für den Staat Ereignis ist; sein Gemüt wird durch die große Welt kaum genährt. Das Leben bietet aber des Aufregenden übergenug. Eine Menge wirrer Töne, die verdrießlich durcheinander klingen, kaum aber einmal eine verwandte Saite im Herzen des gemeinen Mannes anklingen lassen: so dringt das Leben seiner Zeit auf ihn ein. Von nun an gibt es für ihn kaum noch einen Unterschied zwischen Ereignis und Begebenheit. Was ihn durch die Größe seiner Tragik erschüttert oder durch seine Furchtbarkeit erschreckt, sei es nun eine weltentscheidende Tat oder ein Raubmord, das ist für ihn gleichbedeutend.

Darum kann bei einem Volke, das den völkischen Gedanken mit dem staatlichen vertauscht hat, keine Heldensage mehr entstehen, denn die muß anknüpfen an die geschichtlichen Ereignisse und zugleich an solche Vorfälle, die das Volk gemütlich erregen. Was man von nun an geschichtliches Lied nennt, ist nur Ereignisschilderung, und zeigt sich irgendwie darin Gemütswärme, so ergreift sie immer nur Teile, niemals das Ganze. Die Vorfälle, die man von nun an im Liede besingt, dringen aus dem wirren Gewoge des vollen, breiten Lebens, nicht geordnet nach ihrem tatsächlichen geschichtlichen Ereigniswerte, nur noch mit der ihnen innewohnenden plumpen Stärke in den Vordergrund des Bildes der Zeit. Das Massige siegt, weil es massig, nicht weil es bedeutend ist. Und derlei 'Sensation' bringt

natürlich das tägliche Leben mehr als die Geschichte, schon wegen seines zahlenmäßigen Übergewichtes.

So liefert dem Deutschen des Mittelalters die Geschichte zwar noch immer unendlichen Liedstoff, aber den meisten eben das höchstens in den Gauchroniken verzeichnete Kleinleben des Tages: Fehde, Raub und Mord, Unglück und Wunder. Lieder, die auf derlei Wirklichkeit fußen, sind unsere Balladen oder Mären; sie werden nachher besprochen. Die an den Kaiserhöfen und Fürstensitzen sich abspielende und von uns allein als solche anerkannte Geschichte des deutschen Staates tritt ganz zurück. Nur wo Teile des Volkskörpers im Innersten getroffen werden, flammt das völkische Denken siegreich auf. Wittekind bleibt unvergessen. Vielleicht wurzelt in den Sachsenkriegen der fälschlich auch auf Arminius gedeutete Kinderreim:

„Hermen,[1])
Schla Lärmen
Mit Pipen und Trummen!
De Kaiser will kummen
Mit Schwertern und Stangen,
Will Hermen uphangen."

Wir hören, daß auf den Sieg, den die Sachsen bei Eresburg über die Franken errangen (912), der sächsische Sänger starke Töne fand: 'Wo ist die Hölle, soviel Helden aufzunehmen?' Auch Herzog Ernst (1030) lebt im Liede fort, und in Flandern, in der Schweiz, in Dithmarschen gibt es wirklich geschichtliche Lieder höherer Art, in denen der Dichter sich auf die hohe Warte des Geschichtschreibers schwingt, weil eben seine Seele dabei ist. Wenn aber der Verrat, den der Erzbischof Hatto von Mainz an Adalbert von Bamberg begeht, oder die Dienste, die Bischof Benno im Ungarnkriege dem Kaiser Heinrich III. leistet, im Volksliede weiterleben, so ist das für Binnendeutschland seltene und zufällige Ausnahme. Im allgemeinen gibt es geschichtliche Lieder in dem Sinne etwa der skopischen, dem Volke an Herz und Nieren greifend, bis hin zu Luthers Tagen nicht.

Die bedeutendste Tat des deutschen Volkes im Mittelalter war die Wiedergewinnung der Wendenländer im Osten der Elbe. Sie lebt im flämischen Volksliede fort:[2])

1. Naar[3]) Oostland willen wij rijden, naar Oostland willen wij meê[4]), al over die groene heiden, daar is er[5]) een betere steê[6]).
2. Ja, willekom moeten wij wezen, zeer willekom moeten wij zijn, daar zullen wij avond en morgen nog drinken den koelen wijn.
3. Wij drinken den wijn er uit schalen en't bier ook, zoo veel ons belieft, daar is het zoo vrolijk te leven, daar woont er mijn zoete lief.

1) Irmin?

2) Sprachliches: sprich ij wie ei; oe wie kurzes u, nur vor r lang; ui wie eu; ie ist vor anderen Lauten als r kürzer als im Deutschen (etwa

Sehr bezeichnend für die Gesichtspunkte, von denen aus die große Welt dem Volke erscheint, ist die aus Ausführungen in den Geschichtwerken zu erschließende Art, wie der tapfere Graf Konrad Kurzbold († 948) im Volksliede weiterlebt. Ein Mann von unscheinbarer Körpergröße erschlägt er den Leuen, der das Leben König Heinrichs bedroht, wie den großmäuligen, riesigen Slawen; er hatte einen Abscheu vor Weibern und Äpfeln. Auch eine Denkwürdigkeit. Die Tage sind eben dahin, aus denen die 'uralten' geschichtlichen Lieder stammen, die Karl der Große aufzeichnen ließ, Ludwig I aber nicht mehr singen noch lesen wollte.[1])

Das ändert sich erst mit der Reformation. In dieser herrlichen Zeit tritt der völkische Gedanke wieder ins Bewußtsein der Massen. Luthers Tat erregt das deutsche Gemüt; jeder fühlt, daß sie des Volkes Sache ist, nur nicht der Spanier, den ein unseliges Geschick gerade in dieser entscheidenden Stunde auf den deutschen Thron ruft. Es gibt kaum einen besseren Zeugen für die Anteilnahme des niederen Mannes an dem großen Ereignisse als das kräftige Lied:

1. Es geht ein frischer Sommer daher.
Da werdet ihr hören neue Mär,
Der Schimpf der will sich machen,
Wird über Münch und Pfaffen gehn,
Sie weinen oder sie lachen.

2. Martinus ist ein kühner Mann,
Ein groß Spiel hat er gefangen an,
Er braucht nicht Würfel noch Karten,
Denn wer mit ihm studieren will,
Der heilig Schrift tut er warten.

3. Der Luther hats nit wol besonnen,
Wär wohl zu großen Ehren kommen,
Hät' er dem Papst tun schweigen;
Ein Kardinal der wär er worden,
Tät' ihn zum Bischof weihen.

4. Das hat Martinus nit wollen tun,
Darum tut ihn der Papst in Bann,
Sein Leib und Seel verdammen,
Da fragt Martinus nit viel nach,
Ihn brennt die christlich Flammen.

Nun werden Papst, Pfaffen, Klosterbrüder vorgenommen von der Seite, die sie dem gemeinen Manne am hassenswertesten erscheinen

---

wie die Süddeutschen die Kürze von kurzem i sprechen); das kurze i klingt wie sehr geschlossenes kurzes e, wie vielfach auch in Norddeutschland, kurzes u (zullen) wie sehr geschlossenes kurzes ö; langes u (nur vor r) wie langes ü; sch ist zu trennen, wie in Westfalen; g ist stimmhafter Ach-Laut, wie am Niederrheine; z wie stimmhaftes s.

3) nach. — 4) mit (aus mede). — 5) Flickwort. — 6) Stätte (aus stede).

1) Fränkische Geschichtslieder, keine Heldensagenlieder im Sinne der vorhin besprochenen.

läßt: 'Es möcht wohl Gott erbarmen, daß sie da leben in dem Saus, wollen doch sein die Armen.' Warum ihnen alles opfern? 'Gäben wir den armen Handwerksleuten, den tät es gar viel nöter.' Wäre Luthers Lehre unrichtig, 'zu Worms wär' sie verdammet, da so viel saßen der roten Barett und der Schauben in Sammet.' 'Da stund der Luther hochgelehrt, wollt' keiner an den Reihen.' 'Sie wollten den Fuchs nicht beißen': so geht die Entschuldigung derer, die Luther laufen ließen. Bei Herzog Friedrich aber 'bedank sich deutsche Nation gen sächsischen Landen', daß er Luther beistand. 'O Gott, wollst den großen Irrtum unterstehn deins Volks, das du erkoren. Erleucht' uns mit dem Worte dein, daß wir des Wegs nit fehlen.'

Ein anderes Band, welches das Volk mit den großen Zeitereignissen verknüpft, ist der fromme Landsknechtorden. Aus dessen Mitte gehen unendlich viel Gedichte, aber nur wenige singbare Lieder hervor, und die meisten davon, anders als bei den 'Reitern' (vgl. S. 142), rühren nicht von dichtkundigen Gebildeten her, sondern vom gemeinen Manne, obwohl sich in diesem Heere so mancher mit herumtrieb, der wohl öfter im Alter noch zu angesehener Lebensstellung gelangte, wie Kirchhof, der Verfasser des 'Wend-Unmut'. Der Landsknechtorden ist nicht in sich abgeschlossen: tausend Fäden verbinden ihn mit dem Volkskörper, der, schon damals allzu vollblütig, durchaus nicht nur die verlorenen Söhne zu diesem Heere sandte. Es war ein ähnlich volkstümliches Heer, wie das der Neuzeit, mochte man auch Grund genug haben, dem Einzelnen zu grollen. Aber die Schatten des Landsknechtwesens fielen auf den maßgebenden Teil des Volkes, den Städter, viel weniger verkühlend als auf den leichtgeplünderten Bauer im schutzlosen Dorfe. Das berühmteste der Landsknechtlieder ist unbekannt, das 'vom Bruder Veit', das einer der häufigsten Liedweisen den Namen gab; das zweitberühmteste ist nach langem Suchen aufgefunden worden, das 'Pavierlied'. Es besingt in 22 Gesetzen zu je acht Zeilen die Schlacht von Pavia (1525). Das Lied steht auf keiner besonderen Höhe; die Schilderung der Verhandlungen und Kämpfe ist wenig anschaulich, trocken im allgemeinen und erfreut nur hier und dort durch einen frischen Zug. Was es so beliebt machte, war der Geist, der es durchweht, für uns weniger lebendig, als für den Zeitgenossen. Die Schlacht war ein Wendepunkt im Heerwesen: der gefürchtete, bis vor kurzem für unbesiegbar gehaltene Schweizer Söldner, 'Heini' und 'Rudi', der den Landsknecht, 'Bruder Veit', seinen Geschäftsnebenbuhler, mit bitteren Spottreden verfolgte, war vollständig aufs Haupt geschlagen; ein Gedanke, der des Landsknechts Brust in Selbstgefühl hoch anschwellen ließ.

Viel ansprechender ist das zweite Pavierlied, nach dem Trommelschlage und zu seiner Begleitung gedichtet:

1. Herr Görg von Fronsperg, :,:
   Der hat die Schlacht vor Pavia gewonnen. :,:
   Gewonnen hat er die Schlacht vor Pavia in eim Tiergart,
   In neunthalb Stunden gewonnen Land und Leut.

2. Der König aus Frankreich, :,:
   Der hat die Schlacht vor Pavia verloren. :,:
   Verloren hat er die Schlacht vor Pavia in eim Tiergart,
   In neunthalb Stunden verloren Land und Leut.

3. Nun grüß dich Gott du Königstöchterlein im ganzen Frankenreich! :,:
   Eurem Vater hab ich abgewonnen in neunthalb Stunden Land und Leut;
   Ich hab's gewagt, frisch unverzagt! :,:
   Eurem Vater hab ich abgewonnen in neunthalb Stunden Land und Leut.

4. Im Blut mußten wir gehn :,: bis über, bis über die Schuh.
   Barmherziger Gott, erkenn' die Not! :,: wir müssen sonst verderben also.

5. 'Lärmen, lärmen, lärmen,' :,: tät uns die Trommel und die Pfeife sprechen. :,:
   'Her, her, her, ihr frommen deutschen Landsknecht gut!'
   Laßt uns in die Schlachtordnung stahn, :,: bis daß die Hauptleut sprechen: 'jetzt wollen wir's greifen an!'

6. Reiter zum Pferd! Sattel und Zaum! Der Feind ist vorhanden! :,:

Rauschende Siegeswirbel, plötzlich im vierten Gesetze unterbrochen durch „die Erinnerung an die furchtbare Blutarbeit" (Vilmar). Erst mit der dazu gehörigen Trommelbegleitung wirkt recht das gewaltige Lied.

Die meisten Landsknechtgedichte fallen aber nicht unter den Begriff des Volksliedes, sondern sind gereimte Zeitungen (vgl. S. 29), wie die nachher zu erwähnenden politischen Lieder.

In der Folgezeit kann das Volk an den wüsten, geistlosen Fürstenkriegen keinerlei inneren Anteil nehmen; das geschichtliche Lied sinkt darum auch auf eine unendlich niedrige Stufe hinab, auf der es bis in den Anfang des 19. Jahrhunderts hinein verharrt. Das älteste der jetzt noch gesungenen derartigen Lieder ist der weit über Gebühr geschätzte, aber von einer sehr ansprechenden Weise getragene 'Prinz Eugen', besser ist das z. T. bereits S. 63 mitgeteilte auf die Schlacht von Prag. Bezeichnend ist, daß auch in diesen Liedern der Verfasser sein Gemüt nicht völlig unterdrückt: der Tod des geliebten Feldherrn, hier Ludwigs, dort Schwerins, geht ihm nahe genug. Die Kunst der

Verfasser dieser Lieder steht sehr niedrig; sie lehnt sich an keine solche an, sei es nun die durch die Volkslieder noch bewahrte der alten Spielleute, sei es die der gedruckten Dichtung der Zeit. Nie und nimmer wird man aus diesen Liedern eine volkstümliche Kunst herausfinden können. Dem Volksleben wie der Kunstdichtung steht der harte, schnauzbärtige Grenadier dieser Tage viel ferner als der Landsknecht oder der Wehrmann unserer Zeit, die wirklich im Volke drin wurzeln. Der „Soldat"[1]) schließt sich in sich ab, wie das Volk ihn von sich hält.

Eine ganz neue Zeit bricht für das geschichtliche Volkslied im 19. Jahrhunderte an, man kann wohl sagen, eine neue Blüte.

Bisher war der Bericht über das Ereignis fast immer die Hauptsache gewesen. Und zwar nahm der Verfasser, weil er eben keine Lieder, sondern Zeitungen liefern wollte, das Ereignis nicht von dem Standpunkte aus auf, von dem aus allein es ihm zur Denkwürdigkeit werden konnte, sondern er versuchte die hohe Warte der Geschichtschreibung, natürlich vergebens, zu erklimmen. Denkwürdig kann aber dem gemeinen Manne in einem neuzeitlichen Heere der Gang der Schlacht nie werden, nur das, was man „Umwelt" (Milieu) nennt, in einzelnen seiner Ausschnitte. Wenn der Führer es ihm nicht sagt, weiß er vielfach gar nicht, ob die Schlacht gewonnen oder verloren ist; von den großen Gesichtspunkten, welche die Schlacht leiten, hat oft selbst der Frontoffizier keine Ahnung. Wird daher die Umwelt vernachlässigt, der Gang der Schlacht zum Hauptgegenstande gemacht, so entsteht immer ein innerlich unwahres, weil die für den Dichter und Sänger hauptsächlichsten Dinge verschweigendes, und äußerlich ungeschicktes Lied. Auf diesem Wege kann dem Volke die Geschichte nie menschlich nahe kommen, sein Gemüt nie befriedigen. Frage nur einmal den ersten besten jener Alten, denen wir das Reich mit verdanken, nach seinen Kriegserlebnissen! Der sagt dir am besten, wie allein der Krieg fortleben wird im Gedächtnisse des Volkes.

Noch in vielen Liedern aus den Befreiungskriegen (vgl. S. 64) zeigt sich diese falsche Art des geschichtlichen Liedes. Das wird aber schon damals zum Teile, 1870 ganz anders. Aus diesem Kriege ist kein einziges neues beschreibendes Lied vorhanden, die gedruckte Zeitung macht seinesgleichen überflüssig. Die im Volke lebenden Lieder aus diesen großen Tagen fassen die Vorgänge auf dem Schlacht-

1) So dürfte man nur den Krieger des 17. und 18. Jahrhunderts nennen, im Unterschiede von „Landsknecht" und „Wehrmann".

selbe völlig vom Standpunkte des gemeinen Mannes aus auf, nicht von dem des Heerführers. Und weil jetzt der Wehrmann kein Söldner mehr, sondern gewappneter Bürger ist, so tritt das eigentlich Kriegerische an Eindruckskraft zurück hinter dem das Gemüt Ergreifenden. Aber die Lieder stehen, eben weil sie völlig in dem Geiste des kämpfenden Volkes gedichtet sind, auf der Höhe, die sie überhaupt in ihrer Zeit erreichen konnten: sie sind durchaus wahr empfunden, sie wenden sich an das Gemüt, wie sie aus dem Gemüte kommen, sie tragen nicht mehr die niederdrückende Sandlast trockener Erzählung mit sich herum. Diese tritt, wie zur Skopzeit, ganz zurück, und alles ist wieder Empfindung. So haben wir in unseren Tagen das beste geschichtliche Volkslied seit der Völkerwanderungzeit bekommen. Allerdings: es ist ein ganz anderes Lied als das skopische. Aber das Gemütsleben unseres, in friedlicher Arbeit sein Lebensziel suchenden Volkes ist ja auch ein ganz anderes, als das des Deutschen war, der Rom in Trümmer schlug. Durch den Geschützdonner tönen die Heimatglocken hindurch, und nach der Schlacht denkt man der Toten, der Toten. Die Seelentöne sind weich, aber sie sind wahr. Und allein was wahr ist, ist echt. Darum rede niemand von Entartung, wenn er in diesen Liedern ob der Herzensschwingungen die Schwertklänge kaum vernimmt. Auf der Spitze seines Schwertes stand dem Deutschen der Völkerwanderungzeit sein ganzes Leben, darum legte er sein ganzes Gemüt in den Schwertklang hinein. Wollten wir das auch noch tun, so müßte man uns Lügner heißen oder arme Teufel.

Und erringt so das geschichtliche Lied unserer Tage den richtigen Standpunkt wieder, von dem aus es dem Volke an Herz und Nieren greift, so steht auch seine Kunst wieder der seiner Zeit nahe. Der Spielmann ist tot, der Schriftsteller hat die Feder in der Hand. Die Verfasser der meisten dieser Lieder halte ich für Unteroffiziere im Dienste, Leute, die weit mehr, als man im allgemeinen denkt, von Bildungseifer und tiefem Empfinden erfüllt sind, wie ich das aus vielfachen persönlichen Beziehungen entnehmen konnte. Die in den meisten dieser Lieder zutage tretende weiche Empfindung liegt gerade diesen Männern sehr nahe; diese Grundstimmung ihrer Seele ist ein natürliches Ergebnis ihres Lebens, das äußerlich in einer entsagungreichen, pflichtenschweren Gegenwart, innerlich in einer traumvergoldeten, freien Zukunft mit kleinbürgerlichen Zielen besteht. Was er hier vermißt, was er dort erhofft, das macht den deutschen Unteroffizier zum weichgestimmten Menschen. Mit den

wachsenden Jahren steigt auch die Kunst. Die biedermeierischen Klänge schwinden 1870 fast völlig.

Schon das noch gesungene Lied der Invaliden an Friedrichs des Großen Grabe verrät das Wehen dieser neuen Zeit:

1. Hier stehen wir, auf unsre Krücken
Gelehnt, an Vater Friedrichs Grab,
Und Tränen stürzen von den Blicken
Auf unsern grauen Bart herab.

3. Ja, Vater, könnten wir dich kaufen
Mit unserm Blute, ja, bei Gott:
Wir Invaliden würden raufen,
Wir würden raufen mit dem Tod.

4. Ach, die wir einst bei Friedrichs Leben
Erhielten unsern Sold so voll,
Uns wird ein magres Brot gegeben,
Und leben jetzo kummervoll.

6. Von deinem Grab ein Stücklein Erde,
Ein Stücklein, Vater, nehm' ich mir;
Und wenn ich einst begraben werde,
Dann lege man es auch zu mir.

Wie ganz anders klingt das jetzt nur noch im Elsasse herausfordernd gesungene, ursprünglich wohl auf dem ganzen linken Rheinufer lebende Liedchen:

Dort auf jenem grünen Wasen
Ließ Napoleon Order blasen
Seinen Helden. 'Habt nur Mut!
Frisch gewagt, ist halb gewonnen!
Nicht verzagt! 's wird wiederkommen,
Was zu Frankreich hören tut!'

Außerordentlich empfindsam ist der noch sehr viel gesungene 'Abschied der Königin Luise': 'Wilhelm komm an meine Seite, nimm den letzten Abschiedskuß.' Luise sorgt in der Weise, wie sich das Volk in ähnlichen Verhältnissen verhält, für Gatten, Kinder und Arme. Die Schlußgesetze lauten:

15. Bei Charlottenburg bereite,
Bester Wilhelm, mir mein Grab,
An der stillen Schlosses Seite,
Wo ich mich einst dir ergab.

16. Dort auf jener kleinen Wiese
Setze mir ein Denkmal hin:
'Hier ruht Königin Luise,
Preußens edle Königin'.

Das Lied ist bezeichnend für das gemütliche Verhältnis, in dem der altpreußische Kleinbürger immer noch zu seinem Königshause steht. Das empfindsam betrachtende Lied auf die Leipziger Schlacht: 'Einstmals saß ich vor meiner Hütte', das heute, auch auf Sedan oder Gravelotte umgedeutet, noch fortlebt, ist gewiß aus der wahren Empfindung des kriegssatten Volkes jener Zeit heraus gedichtet. Diese Töne durchziehen die hierhergehörigen Volkslieder aus den

Freiheitskriegen fast durchgängig: Klage über die Kriegsnot und den Tod der Lieben; selten vernimmt man den Krieger und den empörten Volksmann heraus. Von eigentümlichem Reize ist das vielgesungene, auf kein besonderes geschichtliches Ereignis zielende: 'Holde Nacht, dein dunkler Schleier decket mein Gesicht vielleicht zum letztenmal', weil in ihm die gegeneinander anstehenden Gefühle der Pflicht, 'für unser Vaterland mutig seinem Feind entgegengehn', und der doch stärkeren Liebe zum Leben und der Sorge um die daheim gelungenen Ausdruck findet. Doch liegt die Stimmung zu sehr in den starren Fesseln vernunftgemäßer Überlegung. Das Lied ist ein gutes Beispiel für die Art der S. 31 gemeinten Naturdichtung unserer Zeit. Es ist vielfach zusammengeronnen mit dem nur das Kriegsleid behandelnden 'Ach, wie traurig steht's mit unsern Brüdern' und entstand 1870 mit nunmehr deutlichen geschichtlichen Beziehungen (auf Wörth) in ganz neuem Kleide ('Stille war's nach langem Schlachtgetümmel').

Ganz aus dem Herzen dagegen so mancher Heldenmutter der Freiheitskriege heraus tönt folgendes innige, das völkische Fühlen stärker betonende, aber wohl schon etwas spätere Lied, das auch einem namhaften Dichter Ehre machte:

1. Als auf die Völker standen
Und mutig klang das Schwert,
Da sprach zu den drei Söhnen
Ein deutsches Mutterherz:

2. „Empfangt, ihr braven Knaben,
Den Segen meiner Hand
Und folgt der Freiheit Fahne
Und kämpft fürs Vaterland."

3. Sie wischten die Abschiedstränen
Aus ihren Augen aus
Und zogen stolz und mutig
Zum blut'gen Kampf hinaus.

4. Und wie erging's den Söhnen?
Der erste starb im Feld,
Der zweite starb in Ketten,
Der dritt' in fremder Welt.

5. Da weint die deutsche Mutter,
Legt an ein schwarz Gewand;
Sie weint um ihre Söhne,
Sie weint ums Vaterland.

Eines der häufigsten heutigen Volkslieder, in ganz Deutschland gesungen, wohl in Böhmen beheimatet, ursprünglich auf Trautenau, später Gravelotte oder Sedan zielend, ist das tiefempfundene und stimmungsvolle, nur etwas zu sehr gedehnte:

1. Die Sonne sank im Westen,
Und mit ihr schwand die Schlacht.
Sie hüllt in ihren Schleier
Die dunkle, kühle Nacht.

2. Und unter allen Toten
Lieg sterbend ein Soldat,
Und neben ihm zur Seite
Da kniet sein Kamerad.

Der Sterbende übergibt ihm den Verlobungsring und die Briefe im Ranzen. Sollte das Geschick ihn heimführen, so solle er dem Liebchen das teure Pfand zurückgeben. Sie solle oftmals denken

an den gefallenen Freund, wenn sie einen anderen nehme. Er wolle im Himmel für sie beten.

10. Er legt sich ruhig nieder,
Der teure, tapfre Held,
Und streckt die matten Glieder
Bei Sedan auf dem Feld.

11. Und siehe, Mond und Sterne
Mit ihrem Silberlicht,
Die leuchten dem Soldaten
Ins blasse Angesicht.

Ohne Zweifel das allerbeste dieser Lieder ist das über ganz Deutschland verbreitete:

1. Bei Sedan auf den Höhen
Da stand nach blut'ger Schlacht
Im stillen Abendwehen
Ein Bayer auf der Wacht.

2. Die Wolken ziehn nach Osten,
Die Dörfer stehn in Brand;
Sie beleuchten Wald und Fluren,
Den grünen Wiesenrand.

3. Was rauschet dort im Busche?
Was klagt in bittrer Not?
Mir war, als sei's gerufen:
„Gib mir einen sanften Tod!

4. Gib mir Wasser, deutscher Landsmann,
Denn ich vergoß mein Blut
An jenem Wiesenrande,
Wo Freund und Feind nun ruht.

5. Eine Bitte, deutscher Landsmann,
Grüß mir Weib, und grüß mir Kind!
Ich heiß Andreas Förster
Und bin aus Saargemünd."

Ich muß mich beschränken: ich kann das herzhaftmännliche Abschiedslied des Landwehrmannes 'Der König rief und alle, alle kamen':

3. 'Zu kämpfen für die Freiheit, für die Ehre,
Zu kämpfen für das teure Vaterland.
Frankreich zwang uns, so müssen wir zur Wehre:
Drum frisch drauf los, die Waffen schnell zur Hand!'
Und dann sprach er: 'Nun muß ich von euch gehn,
Lebt alle wohl! lebt wohl! Auf Wiedersehn!

5. Hört ihr es nun? die Trommel ruft zum Streite!
Der Zeiger hat vollendet seinen Lauf.
Bis hin zum Tore mögt ihr mich begleiten,
Dort aber höret nun zu weinen auf.
Wenn Deutschlands Fahnen vor Paris erst wehn,
Kehr' ich zurück! lebt wohl! Auf Wiedersehn!' —

anscheinend, wie der Kehrreim zeigt, ursprünglich ein Brettlsang —; ich kann das sehr beliebte und oft verwandelte 'Kaum war die Schlacht von Königgrätz vorüber'; ich kann die schöne Neuschöpfung aus alten Tönen 'Abendrot! leuchtest manchem nun zum Tod:'

4. Vaterland :,:
Blutend grüßt dich meine Hand.
Möcht dich gerne wiedersehen,
Nun du jetzt wirst auferstehen
In der Einheit lichtem Glanz. —

nur flüchtig erwähnen. Und damit das friedliche Bild auf dem großen dunklen Hintergrunde der Zeit nicht fehlte, will ich nur noch ein Lied von allgemeinster Verbreitung hersetzen:

1. An der Weichsel gegen Osten
Stand ein Ulan wohl auf dem Posten.
:,: Ei, da kam ein schönes Mädchen,
Brachte Blumen aus dem Städtchen. :,:

2. 'Halt, wohin, du schöne Rose?
Halt, wohin, du Himmelsknospe?'
'Pflücke Blumen mir zum Strauße
Und dann eile ich nach Hause.'

3. 'Ganz verdächtig scheint die Sache.
Fort mit dir gleich auf die Wache.'
'O laß mich gehen, denn ich eile,
Meine Mutter ist alleine.'

4. 'Bist du treu dem Vaterlande,
Gib mir einen Kuß zum Pfande.'
'Ei, so will ich dich begrüßen
Mit viel hunderttausend Küssen.'

5. 'Küssen muß ich dich wohl auf Posten,
Sollt' es gleich mein Leben kosten.'
'Du wirst vom Pferd absteigen müssen,
Wenn du jetzt mich willst küssen.'

4. 'In der Ferne stehn die Feinde
Oder sind es unsre Freunde?'
'Der liebe Gott wird uns bewahren
Vor so vielen Gefahren.'

Es ist die uralte Elisabethsage. Aber ist das Liedchen nicht gleichsam sinnbildlich? Der Ulan ist der Deutsche an der Volksmark. In den Geist seiner Pflicht hat er sich noch nicht eingelebt; weil sie ihm nur unüberdachte Vorschrift ist, handelt er erst nach Schema F. Aber die Gegenwart der Schönen läßt ihn diese unlebendige Paragraphenpflicht vergessen, und die liebliche Stunde macht ihm das tote Schema zur blassen Redensart, die keine Gewalt mehr über ihn hat. Dann aber tritt die Pflicht in sein Gewissen, als die Erwähnung der Folgerung seines Tuns, die nur ihm nicht nahe gelegen, ihm die Augen öffnet. Nicht Paragraph oder Redensart, nur das eigene Gewissen kann ihn bewahren in dieser trügerischen Gegend, wo der Feind vom Freunde nicht zu unterscheiden ist und die nicht gestattet, daß man, wie im sichern Binnenlande, im seligen Genusse der bösen Welt da draußen vergesse.

In diesem neuzeitlichen geschichtlichen Liede schießt ein vielversprechender frischer Trieb auf. Vilmar übersah ihn noch, denn damals war er erst im Keimen; aber ich fühlte mich verpflichtet, auf ihn aufmerksam zu machen. Ein schlanker Hochstamm wird aus ihm werden, wenn erst der völkische Gedanke wieder festeren Fuß gefaßt hat im Gewissen auch der Massen. Der uns hier entgegentretende Ton ist aller-

dings ein ganz anderer als der, den man gewöhnlich „Volkston" nennt. Einen solchen aber, der sich gleichbliebe, kann es ja nicht geben. Und wollte man diesen Liedern den Volkston absprechen, so müßte man folgerichtig auch unsere heutige Volksweise für unvolkstümlich halten, weil in ihr von der vor vierhundert Jahren üblichen, heute in den — Kirchenliedern fortlebenden, noch viel weniger zurückgeblieben ist, als im Volkstone dieser neuen Lieder von dem Volkstone des im Mittelalter wurzelnden, hergebrachten 'Volksliedes'.

Außer dem geschichtlichen Liede hat es jederzeit historische Spottlieder und politische Lieder gegeben. Die sind aber naturgemäß meist Eintagsfliegen und werden nie lange von einem volkstümlichen Chore gesungen, obwohl besonders das Spottlied jeder kennt. 'Wider Gottes Willen wollte Heinrich herrschen' sang man im Jahre 1000, als Herzog Heinrich bei der Kaiserwahl durchgefallen war, und

Es braust ein Ruf wie Donnerhall:
Napoleon sitzt im Schweinestall.
Der Lulu guckt von oben rein
Und denkt sich 'Herrgott, was für'n Schwein'

hieß es 1870. Einige Spottlieder aus den Freiheitskriegen sind allerdings in den Volksliederhort gedrungen, entweder nur als solche, oder indem sie mit erzählenden Gedichten zusammenschmolzen. Am lebensfähigsten hat sich der Schustergeselle Napoleon erwiesen, dann wohl auch das 'schöne Lied' mit dem Kehrreime: 'Mit dem Degen auf den Brägen, mit dem Sabel auf den Schnabel, mit der Picke ins Genicke, immer feste auf die Weste :,: dem Cujon Napoleon! :,:' Der 'Krähwinkler Landsturm' aber lebt nur auf der Studentenkneipe weiter, und der — schon 1813 vorhandene — 'Napolium', der 'im Busch' herumkraucht, ist vergessen, bis er vielleicht wieder einmal auftaucht.

Das politische Lied hat im 16. Jahrhunderte große Pflege erfahren. Aber die unzähligen Lieder sind nicht als solche, sondern nur als gereimte Leitaufsätze anzusehen, zum Singen luden sie gewiß nur in den allerwenigsten Fällen ein. Manche sind von außerordentlichem Schwunge, zur Zeit der Glaubenskriege von glühendem Feuer durchloht:

Wohl auf, ihr frommen Deutschen.
Ein Lärmen[1]) hebt sich an!
Gilt Euch! Man will euch täuschen
Und lernen Welsch verstahn.
Der Papst und Kaiser zürnen sehr
Wider Gott selbst und seine Lehr,
Wer hat ihnen Ursach geben, ja geben?

1) Alarm.

Von hoher dichterischer Schönheit, vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet bei weitem das beste aller Landsknechtlieder, ist das auf die Belagerung von Magdeburg (1551):

1. Magdeburg ist eine schöne Stadt,
Ein hochgewertes Haus,
Kommen viel fremder Gäste,
Die wollen uns treiben aus.

2. Die Gäste und die uns kommen,
Sind Mönche und Pfaffenknecht:
Hilf reicher Christ vom Himmel,
Daß wir sie machen recht.

3. Zu Magdeburg auf der Brücken,
Da liegen drei Hündelein;
Sie heulen alle Morgen,
Kein'n Spanier lassen sie ein.

4. Zu Magdeburg auf dem Markte,
Da liegt ein Faß mit Wein;
Will ihn der Kaiser trinken,
Ein Landsknecht muß er sein.

5. Zu Magdeburg auf der Mauer,
Da liegt ein eiserner Mann;
Will ihn der Kaiser gewinnen,
Seine Spanier müssen dran.

6. Zu Magdeburg auf der Mauer,
Da sind zwei güldene Schwert;
Und gewinnt sie Herzog Moritz,
Eins Kurfürsten ist er wert.

7. Zu Magdeburg in der werten Stadt,
Da sind der Büchsen viel;
Sie trauern alle Morgen,
Daß der Kaiser nicht kommen will.

8. Zu Magdeburg in der werten Stadt,
Da ist ein Kartenspiel;
Die von Nürnberg haben's gemischt.
Die Seestädt spielen damit.

9. Zu Magdeburg auf der Brücken,
Da sind drei Jungfräulein;
Sie machen alle Morgen
Drei schöne Kränzelein.

10. Das erste gehört dem Kurfürsten,
Das ander seinem Gemahl,
Das dritt' gehört Graf Albrecht,
Der hat das Beste getan.

11. Wer ist der uns dies Liedlein sang,
Auf neu gesungen hat?
Das haben getan drei Landsknecht gut
Zu Magdeburg in der Stadt.

Zum Volksliede ist aus begreiflichen Gründen geworden das mächtig rauschende Geusenlied:

Wilhelmus van Nassouwe
Ben ik van duitschen bloed.
Mijn vaterland getrouwe
Blijf ik tot in den dood.

Wilhelmus von Nassaue
Bin ich von deutschem Blut.
Meinem Vaterland getreue
Bleib ich bis in den Tod.

Heutzutage liefert die Kunstdichtung politische Lieder genug, aber nur wenige dringen ins Volk, wie die Hochgesänge von Hoffmann von Fallersleben[1]), Schneckenburger[2]) und Chemnitz[3]), das Flaggenlied und das bei den Völkischen Deutschösterreichs früher so

1) Deutschland, Deutschland über alles. — 2) Die Wacht am Rhein. — 3) Schleswig-Holstein meerumschlungen.

beliebte 'Deutsche Lied'. In den sozialdemokratischen Arbeitermassen wie dort, wo man Roms Fahnen folgt, und bei den Antisemiten ist das Parteilied wohl sehr beliebt, aber es erklingt doch nur, wenn man Veranlassung hat, sich als Parteimann zu fühlen, und es wirkt lange nicht so tief, wie seinerzeit sein jetzt vergessener Vorgänger von 1848. Am erregtesten ist die Volksstimmung zurzeit in Österreich, und darum gedeiht das politische Lied dort jetzt am besten. In den gefährdeten Gegenden, deren Bevölkerung bis zum letzten Häusler und Altsitzer von dem Ernste der Zeit ergriffen ist, ist manches zum Volksliede geworden, wie das an einen den Deutschen gemachten Vorwurf anknüpfende:

Wir schielen nicht! wir schauen!
Wir schauen unverwandt,
Wir schauen voll Vertrauen
Ins deutsche Vaterland.

X. Das geistliche Volkslied.

Um die Jahrtausendwende etwa war im deutschen Gemüte jede bewußte Erinnerung an den heidnischen Glauben erloschen. Mit all der Wärme und Tiefe seines Herzens hatte sich unser Volk dafür dem milden Heldentume und dem bitteren Leiden Christi und der, die nachschaffende Einbildungskraft herausfordernden Gestalt der Gottesbraut und Gottesmutter ergeben, mit seinem eingewurzelten Hange nach grüblerischem Nachdenken über des Lebens Zweck und Ziele die neue, Lohn und Strafe verheißende Lehre zu durchsinnen begonnen. So wirkt die Lehre selbst vertiefend und veredelnd auf das deutsche Denken und Wollen, die Gestalt Christi, die Mitgefühl und Mitentrüstung ständig wach hält, auf das Gemüt, Mariens Bild auf die dichterischen und künstlerischen Gefühle. Dazu treten dann die vielen Heiligen und die Vorstellungen vom heiligen Lande und Grabe, die in den Händen der Heiden sind.

Den Volksliederschatz hat das Christentum zwar beeinflußt, wenn man aber ein ehrliches Urteil abgeben will, in kaum nennenswerter Weise. Es ist eine ungeheure Übertreibung, die geistlichen Volkslieder die 'wichtigste Abteilung des Volksgesanges' zu nennen, wie das Böhme im Altdeutschen Liederbuche tut. Im Gegenteile: diese Lieder stehen ohne Zweifel ihrem dichterischen Werte und ihrer Bedeutung für das Gemütsleben des Volkes nach weit unter ihren weltlichen Genossen. Das religiöse Empfinden des Volkes einerseits, der unermeßliche Wert des Christentums für unser Volkstum anderseits ..nmt in anderen Formen zu weit besserem Ausdrucke: in der

darstellenden Kunst und dem hehren Reiche der Töne, in ragenden Münstern und einer gewaltigen, bald tiefen, bald warmen, bald erschütternden Prosa. Die wunderbare Poesie der Bibel läßt sich eben nicht überbieten. Seit Otfried und dem Hêliand gibt es geistliche deutsche Dichtung: in den über tausend Jahren ragt aber als wirklich erhabene Schöpfung nur das Werk von zwei bis drei wirklichen Größen aus der unendlichen Menge des Mittelgutes hervor: Die heiße Anklage und Weltverachtung Heinrichs von Melk[1]), Luther und Paul Gerhardts das Jahrhundert überragende Gestalt. Vielleicht darf man noch Matthias Claudius nennen wegen des *einen* Halbgesetzes 'Der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar', da die Stimmung des den Wanderer abends anschweigenden Kiefernwaldes drüben jenseits der Wiese hier einen unübertrefflichen Ausdruck gefunden hat. Aber diese Stelle ist an sich rein lyrisch, nicht geistlich.

Die geistlichen Volkslieder lassen sich in drei Gruppen teilen: *Gelegenheitlieder* zu bestimmten Fest- oder Namenstagen, *geschichtliche* und *allgemeine* geistliche Lieder. Die erste Gruppe ist die stärkste, die letzte ist erst im 19. Jahrhunderte umfangreicher geworden, wenn wir das eigentliche Kirchenlied hier ausscheiden.

Die *ältesten* der geistlichen *Gelegenheitlieder* sind die folgenden, an den vier höchsten Festtagen von der Gemeinde in der Kirche gesungenen Einzelgesetze, die einzigen alten deutschen Kirchenlieder neben dem sonst üblichen lateinischen Kirchengesange:

1. Gelobet seist du Jesu Christ, daß du Mensch geboren bist
   Von einer Jungfrau, das ist wahr. Des freuet sich der Engel Schar. —
2. Christ ist erstanden von der Marter alle.
   Des soll'n wir alle froh sein. Christ will unser Trost sein. —
3. Christ fuhr gen Himmele. Was sandte er uns herniedere?
   Er sendet uns den heil'gen Geist zu Trost der armen Christenheit. —
4. Nun bitten wir den heil'gen Geist um den rechten Glauben allermeist,
   Daß er uns behüte an unserm Ende, wenn wir heimfahrn aus
   diesem Elende. —

Jedes Gesetz schließt mit dem Rufe 'Kyrie eleison'. Nach äußeren und inneren Zeugnissen sehr alt — 2. und 3. führen sicher ins 12. Jahrhundert zurück —, sind die Gesetze treffende Beispiele dafür, wie die mittelalterliche Kirche die Hauptgedanken scharf und knapp dem Volke dabot. Nur Tatsachen, aber die wichtigsten, keine Begründung, keine Betrachtung.

1) um 1160. 'Pfaffenleben' und 'Von des Todes Gehügde' (Erinnerung).

Die anderen Gelegenheitlieder sind wohl meist außerhalb der Kirche gesungen worden.

Ein altes Adventliedchen 'Es flog ein Täublein leise zu einer Jungfrau fein' ist leider ganz verstümmelt. Die Verkündigung fällt im 16./17. Jahrhunderte in Anlehnung an beliebte weltliche Volkslieder dem geistlichen Jäger zu:

1. Es wollt gut Jäger jagen
Wohl in des Himmels Thron.
Was begegnet ihm auf der Heiden?
Marie, die Jungfrau schon.

2. Der Jäger, den ich meine,
Der ist uns wohlbekannt,
Er jagt mit einem Engel,
Gabriel ist er genannt.

3. Marie, die viel reine,
Fiel nieder auf ihr Knie: [mel,
Sie bet't nur: „Gott von Him-
Dein Will gescheh an mir.

4. Dein Will, der soll geschehen
Ohn' Pein und sonder Schmerz.“
Da empfing sie Jesum Christum
In ihr jungfräulich Herz.

Ein anderes, inniges Lied, genannt 'ein alter Ruf, wenn man zu Unser Lieben Frauen kirchfahrten tut' beginnt mit dem Bilde, das uns schon bei Herodot als Traum Mandanes, der Mutter des Perserkönigs Cyrus, begegnet:

Und unser lieben Frauen der träumet ihr ein Traum,
Wie unter ihrem Herzen gewachsen wär' ein Baum
Und wie der Baum gab Schatten wohl über alle Land.
„Herr Jesus Christ der Heiland“ also ist er genannt.

Als 'altes katholisches Triersches Christliedlein' ist seit dem Jahre 1600 in katholischen Gesangbüchern verzeichnet das gewiß viel ältere und seit etwa fünfzig Jahren auch in den evangelischen Kirchen, wenn auch nicht als eigentliches, d. h. allgemeines Kirchenlied, gesungene, liebliche 'Es ist ein Ros' entsprungen'. Anfangs bestand es wohl nur aus den beiden ersten Gesetzen. Die Lesart 'Reis' statt „Ros'“ ist eine gelehrte Schlimmbesserung nach Jesaia 11, 1; in den alten Drucken kommt nur „Ros'“ vor.

Noch älter, schon im 15. Jahrhunderte belegt, ist das in mannigfacher Gestalt erscheinende Weihnachtlied der Rheinschiffer, das uns an das S. 39 erwähnte, aus uralt heidnischer Zeit stammende Räderschiff erinnert:

1. Es kommt ein Schiff, geladen
Bis an sein höchstes Bord,
Bringt uns den Sohn des Vaters,
Bringt uns das ew'ge Wort.

2. Das Schifflein, das geht stille
Und bringt uns reiche Last,
Das Segel ist die Minne,
Der heil'ge Geist der Mast.

3. Auf einer stillen Woge
Kommt uns das Schiffelein,
Er bringt uns reiche Gabe,
Die hehre Königein.

4. Marie, du edle Rose,
Aller Sälden du ein Zweig,
Du schöne Zeitenlose,
Mach' uns von Sünden frei.

Ferner gab es zu Weihnachten Wiegenlieder Mariens in großer Zahl, Krippen- und Hirtenlieder. Nach der Kirchenspaltung hat jedes der beiden Bekenntnisse ein zum Volksliede gewordenes Weihnachtlied geliefert: Luther dichtete, in Anlehnung an das Volkslied, sein 'Vom Himmel hoch da komm ich her', und dem liebenswerten Herzen des katholischen Dorfgeistlichen Joseph Mohr entquoll das schönste aller Weihnachtlieder 'Stille Nacht, heilige Nacht'.

Zu Dreikönigen singt man noch heute bei den üblichen Umzügen das bekannte Sternlied: 'Die heil'gen drei Könige mit ihrem Stern, die kamen her aus Morgenland fern'. Dagegen ist verklungen 'von drei Königen das wahre Lied, sie liegen zu Köln am Rheine.'

In den Fasten sang man bei der Prozession folgenden 'Uralten Ruf zu Christo', wie das Lied 1609 genannt wird:

1. Es sangen drei Engelein süßen Gesang, daß es in dem hohen Himmel
2. Sie sangen, sie sangen also wohl, den lieben Gott ich loben soll. [klang.
3. Wir heben an, wir loben Gott, wir rufen ihn an, es tut uns not.
4. Er speist uns mit dem Himmelsbrot, das Gott seinen zwölf Jüngern
5. Wol über Tisch da Jesus saß, da er mit ihnen das Abendmahl aß. [bot.
6. Judas der stand sich nah dabei, er wollt' des Herrn Verräter sein.
7. Er verriet den Herrn bis in den Tod, dadurch der Herr das Leben
8. An dem Kreuze, da er stund, da vergoß er sein rosenfarb Blut. [verlor.
9. Herr Jesu Christ, wir suchen dich, am heiligen Kreuz, da finden wir dich.
10. Da stund der Herr ganz nackt und bloß, daß ihm das Blut seine Seite ab floß.
11. Die Seite ward von Blut so rot, Marien Kind leidet große Not.
12. Marie, Gotts Mutter, reine Magd, all unser Not sei dir geklagt.
13. All unser Not und unser Pein, die wandle uns Marien Kindelein.
14. Die wandle uns deines Kindes Zorn, daß unsre Seel' nicht werde verlorn.
15. Gott behüt uns vor der Höllen Pein, daß wir armen Sünder nicht kommen darein.

Von größerem dichterischen Reize ist das unvergessene Lied von Jesu Leiden:

1. Da Jesus in den Garten ging,
Und er sein Leiden anefing,
Da trauret alles, das da was,
Da trauret Laub und grünes Gras.

2. Die falschen Juden in ihrem Zorn
Schlugen ihn mit gar scharfem Dorn,
Sie schlugen ihm in einer Stund
Viel mehr denn über tausend Wund.

3. Marie die hört ein Hämmerlein:
'O weh, o weh, des Sohnes mein.
O weh, o weh, meines Herzens Kron!
Mein Sohn, mein Sohn will mich verlohn!'

5. 'Johannes, liebster Diener mein,
Laß dir mein Mutter befohlen sein!
Nimm s' bei der Hand und führ' s' hindann,
Daß sie nicht seh mein Marter an.'

6. 'Ach Herr, das will ich gerne tun,
Ich will sie trösten also schön,
Ich will sie trösten also wohl,
Wie ein Kind seine Mutter soll.'

7. Da kam's, ein blinder Jud, gegang'n,
Er führt' ein' Speer an einer Stang,
Er führt ihn stark in seiner Faust,
Stach Gott gegen seinem Herzen auf.

8. Die Feigenbäum' die bogen sich,
Die harten Felsn zerkloben sich,
Die Sonn verlor ihrn klaren Schein,
Die Vögel ließen ihr Singen sein.

9. Hört zu ihr Frauen und ihr Mann,
Wer dieses Liedlein singen kann,
Der sing' es Gott zu Ehr all Tag,
Auf daß sein Seel bleib' ohne Klag.

Später entstand das Lied von den sieben Worten Jesu am Kreuze, bei beiden Bekenntnissen bis tief in das 17. Jahrhundert hinein beliebt und von einer vielfach zu anderen geistlichen und politischen Liedern verwandten Weise getragen:

Da Jesus an dem Kreuze stund
Und ihm sein Leichnam war verwundt
So gar mit bittern Schmerzen,
Die sieben Wort, die der Herr da sprach,
Die betracht in deinem Herzen.

nämlich: (2) 'Vergib ihnen, Vater, sie wissen nicht, was sie an mir verbringen'; (3) 'Fürwahr, du wirst heut bei mir sein in meines Vaters Reiche'; (4) 'Weib, schau deinen Sohn gar eben! Johannes, nimm deiner Mutter wahr, du sollst ihr gar eben pflegen'; (5) 'mich dürstet so hart ohn' Unterlaß'; (6) 'Mein Gott, wie hast du mich verlassen'; (7) 'Es ist verbracht mein Leiden groß wohl hier zu dieser Stunde'; (8) 'Empfehl ich mich, Vater, in deine Händ'. — Das Lied ist sehr trocken.

Sehr beliebt war im 16. Jahrhunderte das Judaslied:

O du armer Judas, was hast du getan, daß du deinen Herrn so hast verraten lan?
Darum mußt du leiden in der Hölle Pein, Luzifers Geselle mußt du ewig sein.

Zu Ostern wurde, 'wenn an etlichen Orten unsere lieben Vorfahren um die Osterzeit von einer Kirche zur andern gingen', das Lied 'Freut Euch alle, ihre Christenheit, Jesus hat überwunden' gesungen. Im großen und ganzen dogmatisch gehalten, bringt es mit der das Volk sehr anziehenden Gestalt Magdalenens auch Erzählung hinein. Dieser Liebling des alten Passionspieles gibt schon im 13. Jahrhunderte Anlaß zu einem Liede:

1. An dem ôsterlîchen tage
Maria Magdalêna gienc zem grabe.
waz vant sie in dem grabe stân?
einen engel wol getân.
2. Der engel gruozte sie in der zît:
'den dâ suochet daz sælige wîp,
er ist erstanden von dem tôt,
den du woldest hân gesalbôt.'
3. 'Maria' ruofte er ir ze hant,
dâ kante sie ir heilant;
sie sach in in aller gebære,
sô er ein gartnære wære. —

das in Einzelteilen noch lange gelebt hat und wahrscheinlich dem sehr beliebten Liede von den drei Marien zugrunde liegt:

1. Es gingen drei heil'ge Frauen des Morgens in dem Taue.
2. Sie suchten den Herrn Jesum Christ, der von dem Tod erstanden ist.
3. Sie fanden da zwei Engel stahn, die trösteten die Frauen lobesan:
4. Erschrecket nicht, seid alle froh, denn den ihr suchet, der ist nicht do.
5. Er ist erstanden aus dem Grab heut an dem heil'gen Ostertag.
6. So tretet herzu und seht die Statt, da man ihn hingeleget hat.
7. Seht an das Tuch, darin er lag, gewickelt bis an den dritten Tag.
8. 'Nun geht ins galiläisch Land, da findet ihr ihn', sagt er zuhand,
9. 'Und sagt dasselbe Petro an und seinen Jüngern lobesan.'

Der Monat Mai war einer besonderen Andacht und mystischen Betrachtung des Leidens Christi gewidmet. Noch heutigen Tages wird in manchen süddeutschen Dorfgemeinden ein Maienbaum aufgerichtet und mit den Leidenswerkzeugen geschmückt. Das Fest der 'Lanze und Nägel des Herrn' und der 'Auffindung des heiligen Kreuzes' fällt in diese Jahreszeit.'[1]) Diese Feier hat offensichtlich den Zweck, die uralte heidnische Maifeier mit Maibaum, Tanz und Gesang (S. 40) zu ersetzen. In dem geistlichen Mailiede mögen Reste des alten, weltlich gewordenen stecken. Man singt es bis auf den heutigen Tag:

1. Wer nun wölle maien
In dieser lieben Zeit,
Dem zeig' ich einen Maien,
Der uns Freude geit.
Der Maie, den ich meine,
Das ist der süße Gott.
Da er ging auf Erden,
Da litt er manchen Spott.

2. Nun gehn wir zu dem Kreuze
Und nehmen des Maien wahr:
Er steht in roter Blüte,
Den uns die Magd gebar.
Sehen wir an sein Haupte:
Das ist von Dornen wund,
Wer deren oft gedenket,
Fürwahr, der wird gesund.

So sollen wir uns ansehen seine Hände, seine Seite, seine Füße und seine Arme:

Die hat er weit zertan;
Er will den armen Sünder
Zu seinen Gnaden lahn.

---

1) Hölscher, Niederdeutsche geistliche Lieder aus dem Münsterlande, 1854, S. 82.

5. An des Kreuzes Ästen
Da blühet roter Wein,
Den gibt man lieben Gästen,
Die müssen lauter sein.
Als in dem Himmelreiche
Da schenkt man Zyperwein,
Da solln die lieben Seelen
Von Minne trunken sein.

6. Da schaut man den Vater und den Sohn,
Und auch den heil'gen Geist
In göttlicher Minne,
Mit Freude allermeist.
Die Mägde da zu Tische gehn,
Die Engel schenken ein,
Der heil'ge Geist ist Schenke,
Maria Kellnerein.

In eine Fassung dieses, wie die Auslegung der Wunden und die beiden letzten Gesetze deutlich zeigen, auf die Mystiker zurückgehenden Liedes ist ein Gesetz eingeschoben 'Maria ging in Garten, sucht ihren lieben Sohn', das aus einem ganz anderen, noch heute vielgesungenen Passionliede stammt.

Auf mystischen Einfluß sind auch die meisten alten Jesuslieder zurückzuführen: Jesus wird als Weingarten, als Blume auf der Heide, als 'Blümlein hübsch und fein, das tut mir wohl gefallen' besungen.

Die Marienlieder im Volksmunde fallen gar sehr gegen das ältere Lied ab. Solch innige Töne finden wir nicht mehr wie im 12. Jahrhunderte. Das bekannteste dieser Marienlieder ist das alte Marienwallfahrtlied:

Dich, Mutter Gottes, ruf ich an,
Bitt für uns, Maria!
Tu uns in Ängsten nicht verlahn,
Bitt für uns, Maria!
Jesum, deinen Sohn der Not ermahn',
Die er um menschlich Geschlecht wollt' han,

Lange am Leben gewesen ist das mystische Lied:

1. Ich weiß eine Magd schöne,
Die trägt den höchsten Preis;
Wer ringt nach ihrem Lohne?
Sie ist bei Diensten weis.
Bei ihr sind andre Frauen
Wie Blümlein auf der Auen;
Sie ist ein Lilienreis.

Ein Einhorn wilde begab sich in ihren Schoß. Es sah sie an dem Throne der Fürst Oktavian; ihr Schemel war der Mann. Ein Kind lag an ihren Brüsten, das war der alte Weise, der schuf den ersten Tag. Er führte sie mit großen Ehren zum Himmel; verfochten war der Tod. Das Schlußgesetz lautet:

1. Maria, Trösterinne,
Du Rute von Jesse,
Wenn wir solln hinnen scheiden,
Mit Treue bei uns steh.
Den rechten Weg uns weise
Zum Himmelsparadeise,
O mater gratiae!

Die Lieder zu Ehren der anderen Heiligen sind bald kurze Anrufungen, bald ausführlichere Legenden.

O lieber Herr Sankt Peter, wir rufen dich an mit Fleiß.
Daß du wollest bitten Christ von Himmelreich.
Wir sagen immer Dank mit englischem Gesang:
Sankte, Sankte, Sankte domine, Jesu Christe!
Herr, erbarm dich über uns, Herr, sei gnädig uns!

So fängt eine Litanei an, in der nacheinander alle Aposteln, Evangelisten, die Heiligen Ulrich, Simprecht, Nikolaus und Veit angerufen werden.

St. Michael wird von den Deutschen in der Schlacht angerufen:

O unüberwindlicher Held, Sankt Michael!
Komm uns zu Hilf, zieh mit zu Feld!
Hilf uns hier kämpfen, die Feinde dämpfen, Sankt Michael!

So ruft man in Nöten St. Georg, den Schutzheiligen der Landsknechte und Reiter, St. Lorenz, St. Wolfgang, Sta. Magdalena an.

Von Legendenstoffen sind am beliebtesten gewesen: St. Michael, der im Berge Gargano saß, 'drei Meil in Meeres Grund' und der Pilgrime im fremden Lande hütet, daß sie mit trockenen Füßen durch das Meer kommen; St. Georg, mit dessen Hilfe Kaiser Friedrich in einer Schlacht 'mit sechshundert Gesellen vierzighunderttausend Rebellen samt Hauptleuten und Koronellen' schlägt, unter dessen Beistande König Eduard von England die ins Land gedrungenen Feinde vertreibt und der den Knaben Theodorus zu einem gottgefälligen Leben erzieht; St. Christoph, der Jesum übers Wasser trägt; St. Wolfgang, der seine Kirche mit Hilfe des Teufels baut, der dann anstatt des ersten Pilgers einen Wolf zum Lohne erhält; St. Martin und Sta. Katharina, die in Not und Tod standhafte reine Jungfrau.

Die Beeinflussung, die das äußere Leben der Christen durch die Geschichte des Christentums erfuhr, spiegelt sich in einigen Liedern wider.

Zu Wall- und Bittfahrten — „wenn man mit der Prozession aus der Kirchen durch die Gassen oder auf dem Felde ums Getreide geht" — war ein uraltes Lied gebräuchlich, das ursprünglich sicher für Kreuzfahrten bestimmt war:

In Gottes Namen fahren wir,
Seiner Gnaden begehren wir.
Nun helfe uns die Gottes Kraft
und das heilige Grab,
da Gott selber inne lag,
Kyrieleis.

Späterhin wird das Lied vierreihig: die 4. und 5. Reihe werden zum Gerippe eines neuen Gesetzes und ersetzt durch die Zeile 'verleih' uns allzeit große Macht'. Die Anfangszeile wird schon von Gottfried von Straßburg (Tristan V. 11538; um 1215) angeführt. Das Lied diente auch als Schlachtgesang.[1])

Die durch den schwarzen Tod zu ihren Fahrten angeregten Geißler sangen:

Jesus der ward gelabt mit Gallen;
Des sollen wir an ein Kreuze wallen.
Nun hebet auf die Euern Hände,
Daß Gott dies große Sterben wende.
Nun hebet auf die Euern Arme,
Daß sich Gott über uns erbarme!
Jesus, durch deiner Name drei
Du mach uns, Herr, vor Sünden frei!
Jesus, durch deine Wunden rot
Behüt uns vor dem jähen Tod!

Im 14., 15. und 16. Jahrhunderte wallte man in großen Scharen zu St. Jakob di Campostella in Nordspanien. Das Pilgerlied der Jakobsbrüder ist von großem Reize:

1. Wer das Elend bauen will,
Der heb' sich auf und zieh dahin,
Wohl auf Sankt Jakobs Straßen,
Zwei Paar Schuh, die muß er han,
Ein Schüssel bei der Flaschen.

Dazu einen breiten Hut, einen lederbesetzten Mantel gegen die Unbilden der Witterung, Sack und Stab; dann soll er gebeichtet sein, denn 'kommt er in die welschen Land', er find't kein'n deutschen Priester'.

4. Ein' deutschen Priester find't er wohl,
Er weiß nicht, wo er sterben soll
Oder sein Leben lassen;
Stirbt er in dem welschen Land,
Man gräbt ihn bei der Straßen.

5. So ziehen wir durch Schweizerland ein,
Sie heißen uns Gottwillkomm sein,
Und geben uns ihr Speise,
Sie legen uns wohl und decken uns warm,
Die Straße tun sie uns weisen.

7. So ziehen wir durch der armen Gecken Land,
Man gibt uns nichts, denn Apfeltrank,
Die Berge müssen wir steigen.
Gäb man uns Äpfel und Birn genug,
Wir äßen's vor den Feigen.

8. So ziehn wir durch Savoien hinein,
Man gibt uns weder Brot noch Wein,
Die Säck' stehn uns gar leere.
Wo ein Bruder zu dem andern kommt,
Der sagt ihm böse Märe.

Dann kommen sie über Languedoc nach Hispanien.

---

1) In der Schlacht am Hasenbühel 2. Juli 1298.

10. Es liegen fünf Berg im welschen Land,
Die sind uns Pilgern wohlbekannt,
Der erst heißt Ronzevalle,
Und welcher Bruder darüber geht,
Sein Backen werden ihm schmale.

11. Der ander heißt der Mont Christein,
Der Pfortenberg mag wohl sein Bruder sein,
Sie sind einander fast gleiche;
Und welcher Bruder darüber geht,
Verdient das Himmelreiche.

12. Der vierte heißt der Rabenel,
Darüber laufen die Brüder gar schnell,
Der fünfte heißt Alle fabe,
Da leit viel manches Edelmanns Kind
Aus deutschem Land begraben.

Dann eilen die Brüder noch vierzig Meilen, bis sie endlich zu Sankt Jakobs Münster kommen 'vierzehn Meilen hinter einem Stern, heißt Finster'. So findet man sich mit Finisterre zurecht.

In das Lied eingeschoben ist eine Erzählung von dem „Spitalmeister" zu St. Jakob, der vierthalbhundert deutsche Jakobsbrüder vergiftet und von dem Könige von Spanien, der als Pilger verkleidet die unglaubliche Sache untersucht und für wahr erkennt, am Kreuze bestraft wird. Auch des Spitalmeisters Töchterlein muß am Galgen sterben, weil sie gesagt hat: 'es nimmt mich immer Wunder, daß der liebste Vater mein soll sterben von wegen der deutschen Hunde.'

Von geistlichen Gedanken ist in dem Liede kaum etwas zu spüren, aber es gibt sicher die hauptsächliche Stimmung dieser Jakobsbrüder vortrefflich wieder. Auf denselben Jakobston und nach dem Muster dieses Liedes gibt es auch andere, allgemeine Wallfahrtlieder.

Die Jakobsbrüder wurden im 15./16. Jahrhunderte von den Michaelsbrüdern abgelöst. Ihr Wallfahrtlied ist noch in Trümmern erhalten; bereits in der ältesten Fassung (16. Jahrh.) ist es stark zersungen: 'Wollt ihr gerne hören von St. Michaels Wonn?'

Das heutzutage beliebteste Wallfahrtlied beginnt, nach einer Fassung des 16. Jahrhunderts, mit dem Gesetze:

Gelobt sei Gott der Vater
In seinem höchsten Thron,
Gelobt sei der Seligmacher,
Sein eingeborner Sohn.
Gelobt sei auch der Tröster,
Der lebendmachende Geist,
Der einzige Gott und Herrscher,
Die höchst Dreifaltigkeit.

Die Reformation bringt starke, aber keine schönen Töne in das geistliche Volkslied. Nach der bekannten Weise 'So weiß ich eins, das mich erfreut, das Blümlein auf der Heide' sang man:

Freut Euch, freut Euch in dieser
Zeit,
Ihr werten Christen alle!
Denn jetzt in allen Landen weit
Gott's Wort herdringt mit Schalle

Es ist kein Mann, der's wehren kann,
Das habt Ihr wohl vernommen.
Denn Gottes Wort bleibt ewig
bestahn
Den Bösen als den Frommen.

Und nach dem Liede vom Todaustragen (S. 40) wird der Papst ausgetrieben. Die Katholiken dagegen singen:

Bei deiner Kirch' erhalt uns Herr,
Behüt uns vor aller Sekten Lehr,

Dein Kirch ist einig und unzertrennt,
Bei deinem Rock man sie erkennt.

Die allgemeinen geistlichen Lieder mögen durch Luthers 'Feste Burg' eingeleitet werden, das völlig zum Volksliede geworden ist, wie Nikolaus Decius' 'Allein Gott in der Höh' sei Ehr', Ludwig Helmbolds 'Von Gott will ich nicht lassen', Julius Stegmanns 'Ach bleib mit deiner Gnade', der Kurfürstin Henriette 'Jesus meine Zuversicht', Martin Rinkarts 'Nun danket alle Gott', Paul Gerhardts 'Befiehl du deine Wege' und Gerhard Tersteegens 'Ich bete an die Macht der Liebe'. Ohne bekannte Verfasser sind die Lieder: 'Was mein Gott will, das gescheh' allzeit' und das katholische Lied vom Tode als Schnitter, im Volke weit verbreitet und Goethen teuer:

1. Es ist ein Schnitter, heißt der Tod,
Hat Gewalt vom großen Gott,
Heut wetzet er das Messer,
Es schneidet schon viel besser.
Bald wird er drein schneiden,
Wir müssen's nur leiden.
Hüt dich, schönes Blümelein!

2. Was heut noch grün und frisch da
Wird morgen weggemäht, [steht,
Die edle Narzissel,
Die englisch Schlüssel,
Der schöne Hyazinth,
Die türkische Bind.[1])
Hüt dich, schönes Blümelein.

So fallen alle Blumen unter der Sense des Todes.

8. Er macht so gar kein Unter-
schied,
Geht alles in einem Schnitt,
Der stolze Rittersporn
Und Blumen in dem Korn,
Da liegen s' beisammen,
Man weiß kaum den Namen;
Hüt dich, schönes Blümelein!

9. Trutz, Tod! komm her, ich fürcht
dich nit!
Trutz! komm und tu einen
Schnitt.
Wenn er mich verletzet,
So werd' ich versetzet
In himmlischen Garten.
Ich will es erwarten.
Freu dich, schönes Blümelein!

Bei Bestattungen singt die Schuljugend auf dem Dorfe noch heute den alten Choralgesang:

Wenn mein Stündlein vorhanden ist,
Und soll hinfahrn meine Straße,
So geleit du mich, Herr Jesu Christ,
Mit Hilf mich nicht verlasse.

Mein Seel an meinem letzten End'
Befehl ich dir in deine Händ',
Du wollest sie mir bewahren.

1) Türkenbund.

In neuester Zeit sind ins Volk gedrungen Friedrich Räders 'Harre meine Seele', Gustav Knaks 'Laßt mich gehen, daß ich Jesum möge sehn' und Ludwig Joergens' 'Wo findet die Seele die Heimat, die Ruh?' So sang man schon im 15. Jahrhunderte:

Ich wollt', daß ich daheime wär'
Und aller Welte Trost entbehr'.
Ich mein', daheim im Himmelreich,
Da ich Gott schaute ewiglich.

XI. Die Märe.

Wir kehren zur Welt des Mittelalters zurück, zum Spielmanne, den wir nunmehr als den Dichter der Ballade oder Märe, wie ich sie nennen will, kennen lernen müssen.

In diesen Liedern spiegelt sich das Leben des Tages. Sensationelle Begebenheiten sind ihre hauptsächlichsten Stoffe. Mit ihrem Vortrage verdient sich der Spielmann, der hier dem heutigen Bänkelsänger ganz zu vergleichen, Kleider und Speise. Der Wust ist untergegangen, wie das, was heute auf der Gasse das Volk ergötzt. Aber einige Perlen sind drunter und gehen über in den Liederschatz des Volkes, dessen Grundstock sie bilden, seitdem der Heldensang verklungen ist. Und schon damals verbürgte genau dieselbe Geschmacksrichtung den übernommenen Liedern die Fortdauer im Volksmunde, die noch heute die hauptsächlichste ist: die Bevorzugung eines ernsten Gehaltes. Ohne jeden Zweifel hat der Durchschnitts-Spielmann, der auf der Gasse sang, das Volk mehr zu belustigen gesucht, als ernst zu stimmen. Das erhellt aus der mittelalterlichen niederen Spielmannsepik, die, mit Ausnahme des Königs Rother, mit den gröbsten Mitteln auf die Lachmuskeln einzuwirken sucht. Das zeigen die derben, schmutzigen Lieder auf Lebenszustände, mit deren Abfassung der lockere Städter den Spielmann betraut. Das Volk will Scherz hören, aber Ernst singen. Die von ihm übernommenen Mären mit ihrer weitaus überwiegenden ernsten Stimmung bildeten in dem Liederschatze des Spielmannes gewiß die Ausnahme, in dem des Volkes sind sie die selten durchbrochene Regel. Oft trägt auch erst das Volk den Ernst hinein.

Nur die wenigsten Mären können die Deutlichkeit der Beziehungen auf wirkliche Vorkommnisse wahren. Für uns ist der Raubritter Eppelin von Gailingen (S. 119) eine geschichtliche Person, weil wir über ihn zufällig Urkunden haben. Der Schwanenwirt aber (S. 120) nicht, denn in tausend Städten kehrt man im Schwanen ein. Wer will aber bezweifeln, daß ihm gerade so gut in Wirklichkeit

irgendwo die Raben gesungen, wie jenem der Kopf zwischen die Beine gelegt wurde? Darum kann man eine Scheidung der Mären in solche mit deutlich durchsichtigem, geschichtlichem Untergrunde und in etwa frei erfundene kaum vornehmen. Man kann ja nicht bestreiten wollen, daß in vielen Mären uralte Erzählungen ohne Beziehung auf wirkliche Vorkommnisse, vom Dichter aber neu geschaut, vorliegen. Die alten eigenen Volksfabeln und die durch die Dichtung des Altertums oder der welschen Völker vermittelten Weltmärchen: von Pyramus und Thisbe, die sich infolge einer mißverstandenen Verkettung von Zufällen das Leben nehmen und im Grabe die Vereinigung finden, die ihnen das Leben versagte; von Hero und Leander, dem kein Wasser zu tief, um zur Liebsten zu schwimmen; vom Aschenputtel:

Es hat ein König ein Töchterlein, mit Namen hieß es Annelein,
Es saß an einem Rainelein, las auf die kleinen Steinelein,

das, von einem Krämer geraubt und an eine Wirtin verkauft, in Gefahr kommt, von ihrem eigenen Bruder entehrt zu werden; vom gefangenen Buhlen, dessen Herz der Liebsten 'in einem schwarzen Pfeffer' zu essen vorgesetzt wird; von der wunderbaren, rechtzeitigen Zurückführung des Liebsten, der sich durch den Ring im Becher zu erkennen gibt; von der unerkannt in Männertracht dem in der Fremde frönenden Gemahle nachziehenden und ihn befreienden Gattin; vom Tannhäuser im Venusberge; vom Zaubergesange des mädchenlockenden Ritters Ulinger-Blaubart, der heimischen Sirenensage: das sind alles Stoffe, die der Spielmann neben den neuen Mären mit sich herumtrug und wie diese dem Volke vorsang. Auch Stoffe aus der Heldensage werden zu Mären, indem zwar der alte sagenhafte Name verschwindet, die Grundzüge aber bleiben. So scheint im Gottscheer Ländchen noch ein Gudrunlied zu leben, und hatte man in den Niederlanden ein Lied aus der Wolfdietrichsage. Daneben wird der Spielmann, besonders aber der Schreiber, auch aus seiner eigenen Einbildung heraus Lebenslagen haben entstehen lassen, wie ein Romanschriftsteller unserer Tage. Er führt uns dann zwar kein wirkliches Geschehnis vor, aber doch — was für uns Nachgeborene nur dasselbe sein kann — einen in Wirklichkeit möglichen Zustand. Die Romantik in den Mären besteht erst für unser Empfinden, noch nicht für das des singenden Bauern. Romantische Mären, solche also, die einen nach Zeit und Sitte abliegenden Zustand vom Standpunkte der Gegenwart aus betrachten, gibt es erst in neuerer Zeit, aber auch schon im Volke, wie z. B. den berühmten Rinaldo

Rinaldini von Goethes Schwager Vulpius; das jetzt so sehr viel gesungene vom Ritter Ewald 'In des Gartens dunkler Laube'; 'Eine Heldin wohlerzogen mit Namen Isabell';

'Eine alte Burg mit Mauern fest Die war ein altes Räubernest,
Im grünen Tannenwald, Da hauste Widuwald'

und ähnliches minderwertiges Zeug.

Die im Volke lebende Märe bietet der Erklärung immer Schwierigkeiten. Nur sehr selten ist die Handlung einheitlich, fast nie ganz durchsichtig.[1]) Meist kreuzen sich die Leitgedanken, so daß das Lied Ähnlichkeit mit einer schlecht angeordneten Rede gewinnt. In den Faden der Handlung scheint es oft wie ein Knoten geschlungen, über den sich das Lied ruhig hinwegsetzt. Nicht selten sind Widersprüche, Unwahrscheinlichkeiten, ja geradezu unsinnige Verhaltungen. Das Lied endet fast immer mit dem Tode. Über dem Ganzen liegt es wie ein düsterer Abendhimmel: in der Ferne verglüht die Sonne, dunkle Wolken jagen sich. Aber ab und zu leuchten unerwartet Sterne auf mit entzückend schönem Lichte. Unbefangene Gemüter, welche die Mären vorher nicht kannten, empfinden bei ihrem Vortrage immer den Schauer des Unheimlichen. So spricht man von einem besonderen Balladentone, der mehr oder weniger all den Mären eigen ist, die in Zeiten entstanden, für welche die auftretenden Ritter und Frauen noch nicht romantisch waren. Doch geht das Grauen nicht von Fabelwesen oder Gespenstern aus, die unsere ältere Märe im vollsten Gegensatze zur keltischen (englisch-schottischen) und slawischen fast nicht kennt, höchstens daß in alten Kunstmären ('Es wohnet Lieb bei Liebe'; Ulinger) einmal ein 'wilder' Zwerg oder ein Totenvogel eingreift. In den neueren Mären — seit dem 17. Jahrhunderte — sind sie etwas häufiger (Teufel, Wassermann); aber auch hier ist in den meisten Fällen fremdländischer Einfluß wahrscheinlicher. Die Totenrittmäre z. B., von der Bürger ein einziges Gesetz, das ihn zur 'Lenore' anregte, singen hörte, ist in kerndeutschen Gauen niemals gesungen worden; es ist vergebene Liebesmühe, nach ihr zu suchen. Das Gespensterhafte ist häufig nachträglich, vielfach unbewußt, in neuere Märenfassungen hineingelangt. So lehnen sich die Buchmären Goethes und Bürgers, wenn sie das Außermenschliche so stark betonen, nicht an die gute deutsche, sondern an die fremdländische Märengattung an, die man damals für die gesetzmäßige hielt.

1) Als Ausnahme kann die Märe auf S. 123 angesehen werden. —

Dieser besondere Balladenton ist den Mären aber gar nicht **eigentümlich von Geburt**. Wie sie aus dem Munde des Spielmanns hervorgeht, ist sie eine in allen Teilen durchsichtige Erzählung von streng gedankenmäßigem Aufbaue, wo eins aus dem anderen folgt. Allerdings darf der Spielmann seinem Hörer einen naheliegenden Schluß schon zumuten, denn er darf voraussetzen, daß diesem der Gegenstand klar vor Augen steht. So arbeitet er denn viel mit objektiven — vom Hörer zu ergänzenden — Auslassungen; die Schilderung, Erzählung und Begründung fällt sehr kurz aus oder unterbleibt ganz. Nebensächliche Auseinandersetzungen, weitschweifige Begründungen hält die Dichtung erst in späterer Zeit für nötig. Daß sie damit brechen will, darin liegt ein Verdienst unserer jüngsten Dichterschule, nur daß diese im vorläufigen Übereifer subjektive — nur vom Dichter selbst auszufüllende — Auslassungen duldet. Die einzelnen Märendichter haben natürlich auch ihren eigenen persönlichen Stil, der allerdings, weil die Sänger einer seit langem am Handwerke befindlichen Zunft angehören, nicht so viel Eigenes enthalten kann wie der des freieren Dichters von heute.

Die besondere Balladengestalt erhält erst das ins Volk gedrungene Lied, als Ergebnis der sofort einsetzenden Bearbeitung durch das Volk. Aus dem Urliede entsteht, durch die Bevorzugung eines in ihm liegenden Keimes, bald ein ihm zwar im Grunde ähnliches, aber in sich zwiegespaltenes. Es blättert immer mehr Altes ab, und immer mehr Neues fliegt ihm an, aus anderen Liedern mit derselben Weise, aus naheliegenden Gemeingedanken. So ist schließlich der Leitgedanke des Urliedes kaum wiederzuerkennen, das neue ist immer eine Mischung. Aber auch dieses enthält einen Leitgedanken, meist einen ganz anderen als den vom Dichter selbst beabsichtigten. Neben ihm bleiben die Trümmer der Vorstufen liegen. Ein Bauernhaus, erbaut aus den Trümmern der Ritterburg neben ihm. Auf diese Weise können Mären entstehen, die, für sich genommen, keine Einzelperson zum Verfasser haben, sondern das schriftleitende Volk selbst. Das bekannteste Beispiel dieser, beim Liebesliede sehr stark vertretenen Liedgattung ist das Lied von den drei Lilien, dessen Gemeinfassung schon viel tiefsinniges Grübeln veranlaßt hat:

1. :,: Drei Lilien :,:
Die pflanzt ich auf mein Grab.
Da kam ein stolzer Reiter
Und brach sie ab.

2. :,: 'Ach Reitersmann :,:
Laß doch die Lilien stehn,
Sie soll mein feines Liebchen
Noch einmal sehn.'

3. 'Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot.
Dann begraben mich die Leute
Ums Morgenrot.'

Vielfach bringt das Volk in dieses geheimnisvolle Dunkel noch einigen Sinn, indem es den Überlebenden die Lilien aufs Grab der Liebsten pflanzen läßt. Dann handelt sich's nur noch um eine gemeine Grabschändung, welcher der Überlebende beiwohnt. Dieses jetzt völlig selbständige Lied ist nun weiter nichts als der abgelöste Schluß eines noch jetzt lebenden schönen Jägerabenteuers (S. 138), wie es sich allmählich zusammengesungen hatte:

1. Es blies ein Jäger wohl in sein Horn, :,: alleweil bei der Nacht, :,: und alles, was er blies, das war verlorn.
2. 'Soll denn mein Blasen verloren sein, viel lieber wollt' ich kein Jäger sein.'
3. Er zog sein Netz wohl über'n Strauch, da sprang ein schwarzbrauns Mägdlein heraus.
4. 'Ach, schwarzbraunes Mägdlein, entspring mir nicht! Ich habe große Hunde, die holen dich.'
5. 'Deine großen Hunde, die tun mir nichts; sie wissen meine hohen, weiten Sprünge noch nicht.'
6. 'Deine hohen, weiten Sprünge, die wissen sie wohl; sie wissen, daß du heute noch sterben sollst.'
7. 'Und sterbe ich nun, so bin ich tot, begräbt man mich unter die Rosen rot.
8. Wohl unter die Rosen, wohl unter den Klee, darunter vergeh ich nimmermeh.'
9. Es wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab, es kam ein Reiter, wollt s' brechen ab.
10. 'Ach Reiter, laß die Lilien stahn! es soll sie ein junger, frischer Jäger han.'

Aus dem Grabe wachsen die sinnigen Zeugen der Unschuld heraus, die in den Schlüssen ähnlicher Mären formelartig verwandten drei Lilien[1]).

In anderen Fällen bleibt das Gerippe der Handlung dasselbe wie in der Spielmannsmäre; aber es wird daraus doch etwas ganz Anderes. Wie sich eine ursprünglich feingebaute Erzählung ohne den für Volksmären fast unumgänglichen Todausgang im Volksmunde verändert, das zeigt wohl am besten das noch allerorten

1) So wachsen sie auch auf dem gemeinsamen Grabe des Ritters und der Maid (S. 112); auf dem des unglücklichen Grafen Friedrich, der aus Versehen seine Frau getötet; auf dem der allzu jung verheirateten jungen Markgräfin; sonst vgl. S. 123 und in dem Liede von dem wegen angeblicher Siegelfälschung zum Feuertode geführten Naumensattel:

10. Ein Blum tät er abbrechen,
Die auf der Heide stand;
Es sind die weißen Lilien,
Die zu Weihnachten aufgahn:

'Ist's wahr, daß ich es hab getan,
So soll die Blum verbrennen schon;
Hab' ich es aber nit getan,
So soll die Blume bleiben stahn.

gesungene Lied von der jüngsten Nonne. Heute erklingt es in einer Unzahl verschiedener Lesarten; als Gemeinfassung kann man etwa die folgende aufstellen:

1. Ich stand auf hohem Berge,
Sah in das tiefe Tal,
Ein Schifflein sah ich schwimmen,
Darin drei Grafen war'n.

2. Der jüngste der drei Grafen,
Der in dem Schifflein saß,
Gab mir einmal zu trinken
Den Wein aus seinem Glas.

3. Was zog er von seinem Finger?
Einen Ring von Golde so rot.
'Nimm hin, du Hübsche und Feine,
Trag ihn nach meinem Tod!'

4. 'Was soll ich mit dem Ringelein,
Wenn ich's nicht tragen darf?'
'Ei sag, du habst's gefunden
Draußen im kühlen Gras.'

5. 'Ei warum sollt ich lügen?
Stünd mir gar übel an.
Viel lieber wollt ich sagen,
Der Graf der wär mein Mann.'

(Statt 4. 5. ebenso häufig Aussage des Mädchens, sie sei arm. Der Graf spricht von Liebe. Dann:

[5a. 'Ich denk an keine Liebe,
Denk auch an keinen Mann.
Ins Kloster will ich ziehen,
Will werden eine Nonn'.')

6. Es stand wohl an ein Vierteljahr,
Den Grafen träumte schwer,
Als ob seine Herzallerliebste
Ins Kloster gangen wär.
(Dafür andere Fassungen:

6a. 'Willst du ins Kloster ziehen,
Willst werden eine Nonn',
So werd' ich die Welt durchreisen,
Bis daß ich zu dir komm.')

7. Der Herr sprach zu dem Knechte:
'Sattle unser beider Pferd'.
Wir wollen reiten Berg und Tal,
Der Weg ist Reitens wert.'

8. Und als er vor das Kloster kam,
Ganz leise klopft er an:
'Wo ist die jüngste Nonne,
Die letzt ist kommen an?'

9. 'Es ist ja keine kommen,
Es kommt auch keine heraus.
Was drinnen ist, muß bleiben
Im schönen Gotteshaus.'

10. 'Und wollt ihr mir nicht geben
Die jüngste Nonn' heraus,
So will ich das Kloster anzünden,
Das schöne Gotteshaus.'

11. Sie kam herausgeschritten,
Schneeweiß war sie gekleidt.
Ihr Haar war abgeschnitten,
Zur Nonn' war sie bereit.

12. Was hat sie in den Händen?
Von Golde ein Becherlein.
Er hat's kaum ausgetrunken,
Springt ihm das Herz entzwei.

13. Mit einer Messerspitze
Die Erde sie aufgrub,
Mit ihren schneeweißen Armen
Sie ihn zu Grabe trug.

14. Mit ihrer hellen Stimme
Sie ihm die Messe sang,
Mit ihren schneeweißen Händen
Sie ihm die Glocken schwang.

Das Lied hat die eigene Balladengestalt: Dunkel, Widersprüche, Unwahrscheinlichkeiten; der Schluß ist ganz unmöglich, mit dem Anfange verglichen. Beweggrund scheint jetzt auf seiten des Grafen die alte Wahrheit 'Alte Liebe rostet nicht', auf seiten des Mädchens Rache (und Reue) zu sein. Aber sowohl diese jetzigen Leitgedanken wie die

besondere Balladengestalt sind erst durch das Zersingen hineingekommen. Die altniederländische Märe 'Ic stont op hoogen bergen' enthält offenbar das Ursprünglichere. Die Handlung ist hier ganz klar:

Die Nonne steht auf dem Berge und sieht unten auf der See ein Schifflein mit drei Rittern. In dem Jüngsten erkennt sie ihren ehemaligen Liebsten und erzählt nun von ihm: „Er bot mir einmal zu trinken den kühlen Wein aus seinem Glase mit den Worten: 'Ich bring's dir, habloses Mädchen! Gott befohlen! Keine andere würde ich wählen, wärt Ihr nur reicher an Gut.'" — Nun hat das Weinanbieten in den Mären (S. 141) anscheinend eine ganz besondere Bedeutung: der Mann will die Dirne sich damit für ein Stündchen geneigt machen. Der Ritter hält also das Mädchen für eine leichtfertige Person und behandelt sie darum so schnöde. In Wahrheit ist aber das Mädchen das reichste im ganzen Lande, was der Ritter nicht weiß. Hier liegt die Handlung in der Angel. Das Mädchen hat den Herrn still geliebt. Aber wo sie jetzt seine wahre Gesinnung erfahren, beschließt sie geistlich zu werden: 'Bin ich ein habloses Mädchen, ich bin's nicht allein. In ein Kloster will ich fahren. Gott lohne es dem, der's mir riet.' Nun treibt der Herr den Hohn noch weiter, immer vermeinend, er habe eine Dirne vor sich: Er sprach: 'Gut, schöne Jungfer! Wenn Ihr ins Kloster geht, wie gerne möcht ich wissen, wie Euch — solcher Dirne nämlich — das Nonnenkleid steht.' Nun stirbt aber des Mädchens Vater, der Herr vernimmt von dem ungeheueren Reichtume, läßt sein Pferd satteln — 'daß sie ins Kloster ist kommen, das ist's, was mein Herz beschwert' —, klopft mit dem Türringe an: 'Wo ist die jüngste Nonne?' Ihm wird der Bescheid, sie dürfe nicht herauskommen, sie sei Jesu Braut. Er bittet sie sprechen zu dürfen. Sie tritt vor ihn, bereits geweiht, nicht erst dazu bereit, und spottet nun ihrerseits:

'Ihr mögt wohl heimwärts reiten,
Ihr mögt wohl heimwärts gehn.
Ihr mögt eine andere kiesen,
Meine Liebe mußte vergehn.

Als ich ein hablos Mädchen war,
Stießt Ihr mich mit dem Fuß.
Hättet Ihr das Wort verschwiegen,
Wär alles gewesen gut.'

Wie ist hier die Handlung einheitlich, wie sind die Charaktere rund, besonders der geldgierige Ritter mit seinem Kavalierverhalten! Die Schnödigkeit des Grafen ist unbedingt der Urmäre eigen; noch in älteren hochdeutschen Fassungen hallt ein verlorener Ton von ihr nach. So lautet z. B. in der von Goethe 1771 im Elsasse vorgefundenen Gestalt das Gesetz 5 a:

'Willst du jetzt in ein Kloster gehn,
Willst Gottes Dien'rin sein,

So geh' in Gottes Namen,
Deins Gleichen gibt's noch mehr.'

Ebenso bleibt ein Nachhall des alten Verhaltens der Nonne hier und da. In einer nassauischen Fassung heißt es z. B. nach 11:

Sie hieß den Herrn willkommen,
Willkommen im fremden Land.

'Wer hat dich heißen kommen,
Wer hat dir Boten gesandt?'

Aus der Urmäre hat nun das Volk eine ihr äußerlich sehr ähnliche, innerlich aber ganz andere gemacht. Denn die ursprünglichen Beweggründe sind bis auf halb verklungene Töne entfernt: das Mädchen ist in der Tat arm; der verhängnisvolle Fehlschluß des Grafen muß daher wegfallen und damit der Grund für das schließliche Verhalten der Nonne. Es muß also ein anderer Schluß geschaffen werden. Ferner liebt der Graf das Mädchen jetzt wirklich, nur ihr geringer Stand ist dem Ehebunde entgegen. Damit verliert die Märe ihren wirkungvollsten Zug, ihre Grundfarbe. Dagegen sind neue Leitgedanken gefunden: der Entschluß des Mädchens besiegt in dem mitleidigen Grafen die bisherigen Bedenken gegen den Ehebund. Daß er davon träumt, daß sie geistlich geworden, ist wieder Verstärkung. Um das Verhängnis zu malen, kommt der Graf im letzten Augenblicke zu spät an, trotz aller Eile. Das Mädchen ist schneeweiß gekleidet: zur Einsegnung gehen die Nonnen ja im bräutlichen Gewande. Nonne zu werden erscheint aber in den Augen des Volkes als das schwerste Verhängnis: darum wünscht es die Bestrafung des daran Schuldigen. Und um eine solche hineinzubringen, knüpft man in Gedanken an den Trunk im Eingange an, der jetzt als zauberischer Liebestrunk aufgefaßt wird, also nunmehr die Bedeutung eines Nebengrundes hat, nicht mehr nur ein Bildchen zeichnen hilft.

Zur Herstellung der jetzigen Gemeinfassung boten sich an: für das Ringmotiv zwei „Graslieder“: das vom 'Jäger, der jagen wollte ins Holz', aber in der neueren Fassung, die es in der Gefangenen-Märe 'Es waren einmal drei Reiter gefangen' erhalten hat:

Was zog er von dem Finger sein?
Ein goldnes Ringelein.
'Sieh da, du hübsche und feine,
Du herzallerliebste und meine,
Das soll dein Denkmal sein.'

und das von dem grasenden Mädchen (S. 136). Weiter für den Traum und die Eile das Lied von dem Ritter und der Maid:

Und als es kam um Mitternacht, den Ritter träumte schwere,
Als wenn sein herzallerliebster Schatz im Kindbett gestorben wäre.
Steh auf, steh auf, lieb Reitknecht mein, sattel mir und dir zwei Pferde!
Wir wollen reiten Tag und Nacht, [bis wir den Traum erfahren.']

Zur Eile (der Weg ist reitenswert) hat auch die vielgesungene Märe von der 'Frau von Weißenburg, die ihren Mann verriet', beigesteuert, und für den Schluß ist die schöne Märe 'Es taget aus dem Osten' (S. 114) herangezogen. Und außerdem flogen andere Wendungen von selbst an.

Einen sehr wichtigen Punkt erkennen wir mit größter Deutlichkeit: dem Volke sind eigenartige Menschen in den Mären zuwider, es will Schicksale von Durchschnittsmenschen. So hatte es auch das Seelenbild des skopischen Hildebrand verblassen lassen, und die so feine Zeichnung der Volker, Hagen, Kriemhild, Wolfhart des Nibelungenliedes wird man dem im Volke lebenden Heldenliede nicht gut zuschreiben dürfen: eine von der Sagenforschung nicht genügend gewürdigte Tatsache. Es gibt keine einigermaßen lange im Volke lebende Märe, in der noch die vom Verfasser feingezeichnete Eigenart des Helden die Handlung bestimmte. Immer sind die Charaktere grob zugehauen, die Menschen denken wie die breite Allgemeinheit; das schwarze Schicksal bestimmt Gang und Ende. Wie sind z. B. in der prachtvollen niederdeutschen Urmäre vom Herrn von Falkenstein die beiden Menschen fein gezeichnet:

1. Ich sah den Herrn von Falkenstein zu seiner Burg auf reiten,
Den Schild den schob er neben sich, blank Schwert an seiner Seiten.
2. 'Seid Ihr der Herr von Falkenstein und dieses Landes Herre,
So gebt mir wieder den Gefang'nen mein um aller Frauen Ehre.'
3. 'Den Gefang'nen mein, den geb' ich nicht, der ist mir worden sauer;
Der liegt zu Falkenstein im Turm, darin soll er verfaulen.'
4. 'Liegt er zu Falkenstein im Turm, soll er darin verfaulen,
So will ich unter die Mauern tre'n[1]) und helfen Feinslieb trauren.'
5. Und als sie unter die Mauern trat, sie hört ihr Feinslieb drinnen:
'Soll ich dir helfen, daß ich's nicht kann, das nimmt mir Witz und Sinnen.'
6. 'Zieht heim, zieht heim, mein Fräulein[2]) zart, und tröstet Eure Waisen!
Nehmt über's Jahr einen andern Mann, der ergetzt[3]) Euch Eures Leides!'
7. 'Nehm ich über's Jahr einen andern Mann, er ergetzt mich nicht des Leides;
So ließ' ich auch mein Trauern nicht, schlüg' er meine armen Waisen.
8. So wollt' ich, daß ich einen Zelter hätt', alle Fräulein täten reiten,
So wollt' ich mit dem Herrn von Falkenstein um mein Feinslieb wohl streiten!'
9. 'Ach nein, ach nein, mein Fräulein zart, des müßt' ich tragen Schande.
Nehmt Euer Lieb wohl bei der Hand, zieht mit ihm aus dem Lande.'
10. [4]) Als sie auf eine breite Heide kam, wohl laut begann sie zu singen:
'Nun kann ich den Herrn von Falkenstein mit meinen Worten zwingen.
11. Da ich's nun nicht so sagen kann, so will ich's doch so singen:
Daß ich den Herrn von Falkenstein mit Worten konnte zwingen.'

---

1) = treten (niederdeutsch tre(d)en). — 2) Nichtadlige Frau. — 3) Macht vergessen. — 4) Das in der niederdeutschen Fassung nun folgende Gesetz scheint schon deswegen unecht, weil der Falkensteiner vom Fräulein geduzt wird. Auch der Sinn paßt nicht.

Später wird die Frau zu einem jungen Mädchen, der Falkensteiner fühlt sich zu ihr hingezogen: das Lied erhält das Aussehen eines „Grasliedes" (S. 135). Sie bekommt den Liebsten zwar frei, aber wird, mit Änderung des Gedankens des 9. Gesetzes — der ursprünglich einfach besagt „zieht fort" —, aus dem Lande gejagt. So läßt das Volk den hochgemuten Rittersmann so denken, wie es selbst wohl in ähnlicher Lage denken würde.

Und weiter: sehen wir uns die berühmte dunkelste aller Mären an: 'Het daghet uit den oosten'. Schon in seinen ältesten uns bekannten Fassungen, einer niederländischen und einer niederdeutschen, ist das Lied zersungen. Mit Zuhilfenahme eines, zwar Wesentliches auslassenden und anderseits wieder ausmalenden, aber den Schlüssel des Verständnisses enthaltenden hochdeutschen 'Bauerngesangs' — wie es die Aufzeichnung des 14. Jahrhunderts nennt —, dem ich das 4. Gesetz und die erste Zeile des 6. entnehme, lautet es auf Hochdeutsch:

1. 'Es taget aus dem Osten,
Das Licht scheint überall.
Wie wenig weiß mein Liebchen,
Ach! wo ich hingehn soll.[1])

2. Ach wären das all meine Freunde,
Die meine Feinde sein!
Ich führte dich aus dem Lande,
Mein Lieb, mein Minnelein.'

3. 'Wohin wollt Ihr mich führen,
Stolz Ritter, wohlgemut?
Ich lieg in Liebes Armen
In großer sichrer Hut.'

4. ['Und liegst du in Liebes Armen
In großer sichrer Hut,
Es möchte dich wohl gereuen,
Wenn's Jahr sich enden tut.]

5. Liegst du in Liebes Armen?
Bei Gott! Du sagst nicht wahr.
Geh hin zur Linden grüne,
Erschlagen liegt er da.'

6. [Das Jahr das hat ein Ende,[2])]
Das Mädchen ging einen Gang,
Wohl zu der Linden grüne,
Wo sie den Toten fand.

7. 'Ach liegst du hier erschlagen,
Erstickt in deinem Blut?
Das hat getan dein Rühmen
Und all dein hoher Mut.

8. Ach liegst du hier erschlagen,
Der mich zu trösten pflag?
Was hast du mir gelassen?
So manchen trüben Tag.'

9. Das Mädchen nahm ihren Mantel,
Und sie ging einen Gang,
Wohl vor ihrs Vaters Pforte,
Die sie verschlossen fand.

10. 'Ach, ist nicht hier ein Herre,
Ist hier kein Edelmann,
Der mir nun meinen Toten
Begraben helfen kann?'

11. Die Herren schwiegen stille,
Sie machten keinen Laut.
Das Mädchen kehrte umme,
Sie ging wohl weinend hinaus.

12. Mit seinem blanken Schwerte
Die Erde sie aufgrub,
Mit ihren schneeweißen Armen
Zum Grabe sie ihn trug.

1) soll = werde. — 2) Lautet im Niederländischen: 'Das Mädchen nahm ihren Mantel.'

13. 'Nun will ich mich begeben
In ein klein Klösterlein
Und tragen schwarzen Schleier
Und werden ein Nönnelein.'

14. Mit ihrer klaren Stimme
Die Messe sie ihm sang,
Mit ihren schneeweißen Armen
Das Glöcklein sie ihm klang.

Ohne die hier eingeklammerten Teile ist die Handlung nicht zu deuten. Jetzt ist sie durchsichtiger: der Ritter, ein Jahr vor dem Tode mit der Liebsten zusammen, hat Todesahnung. Er will sie entführen. Sie hält das für unnötig. Er will sie nicht zwingen, macht aber auf das Ende aufmerksam. So hat die Urmäre einen eigenartigen Charakter der Liebsten, eine tragische Schuld für sie. Übers Jahr macht sie den angesagten Gang und findet den Liebsten erschlagen.

Teile des Liedes leben in Verstümmelungen noch jetzt. Daß es sich nicht ganz erhalten konnte, verschuldete der starke Mitbewerb seitens anderer Lieder, der selbständigen Märe vom Todwunden und der Umdichtungen, die sich an dieses hier anlehnen.[1])

Die Märe vom Todwunden lasse ich in ihrer ältesten Überlieferung (1531) mit den Weiterungen folgen, die sich im Volksmunde daran knüpfen, und gebe deren mutmaßliche Herkunft an. Wir finden da manche Beziehungen zu dem Liede von den drei Lilien, die für die weite Verbreitung dichterischer Gemeinplätze schon in älterer Zeit zeugen mögen:

1. Es sollt ein Mägdlein früh aufstehn, es sollt im Wald nach Röslein gehn.
2. Da sie in den grünen Wald kam, da fand sie einen verwundten Mann.
3. 'Ei, feines Lieb, erschrick du nicht! Ich bin verwundt, es schadt mir nicht.
4. Ich bin in einem Finger wund, Bind mich, feins Lieb, ich werd gesund.'
5. 'Womit soll ich dich binden? [Ich geh mit einem Kinde.'
6. 'Gehst du mit einem Kindelein, wollt' Gott, ich sollt der Vater sein.'
7. Er griff wohl in sein Täschelein, er gab ihr roter Gulden drei.
8. Die Gulden waren von Gold] so rot, eh sie ihn geband, da war er tot.
[9. 'Wollt' Gott, ich hätt zween Hauersknabn, die mir mein Lieb zu Grab hülfen tragn.'
10. Eh sie das Wort recht ausgesprach, beschert ihr Gott zween Hauersknabn.
11. Ei die Hauersknaben sind hübsch und fein, sie hauen das Silber aus hartem Stein.
12. Sie hauen das Silber, das rote Gold. Wollt Gott, daß sie mein eigen sein sollt.]
13. Es wuchsen drei Liljen auf seinem Grab, es kam ein Bauer und brach sie ab.

---

1) Vgl. die Märe von der treulosen Braut S. 123.

14. Er nahm sie und steckt sie auf seinen Hut. Er trägt einen frischen, freien Mut.
15. [Ein guter Mut ist halber Leib: Ei, hüt dich, Narr, und nimm kein Weib.
16. Nimmst du ein Weib, so mußt du's habn, über ein Jahr mußt du ihr die Wiegen nachtragn.]

Diese Urgestalt zeigt bereits die besondere Balladengestalt: es sind Teile aus einer ganz anderen, aber ähnlich beginnenden Märe, der ebenfalls noch lebenden von der Tröstung der Verführten, hineingewoben (5—7), dem Ganzen ist ein Schwänzchen angehängt (15—16; vgl. S. 30), und die Bergknappen, aus deren Liederbuche die Fassung stammt, verherrlichen sich darin selbst (9—12), ein besonderes Bergmannslied benutzend. Außerdem scheint mir in 4 ein lüsterner Ton hineingetragen, der zu dem leichtfertigen Schwänzchen gut paßt. In der ursprünglichen Märe wird der Verwundete eher 'an dem Herzen wund' gewesen sein, und im 8. Gesetze der noch heute lebende Gedanke gestanden haben, daß er von Blute rot sei. Um 1730 erscheint eine Fassung, in welcher der Schleier, mit dem sie ihn verbindet, von Blute so rot wird. Läßt man die genannten deutlichen Zutaten weg, so erhält man eine verständliche Märe, deren Handlung ganz klar ist: das Mädchen will, wie sonst, im Walde mit dem Liebsten zusammen 'Röslein brechen', findet ihn aber von dem Nebenbuhler erschlagen. Dieser Glückliche, der Bauer, pflückt sich die Lilien zum Siegeszeichen.

Wie bei den Bergknappen ist auch anderwärts das Lied ausgewachsen. Man legt z B. den Gedankenton auf die Jugend des Wunden und spinnt ihn aus; eine öfter zu verzeichnende Eigentümlichkeit der im Volke lebenden Mären — das bekannteste Beispiel liefert die von den zwei Königskindern mit ihrer gedehnten Unterredung zwischen Mutter und Tochter. So singt man z. B. in Nassau, wo, wie in der Fassung von 1730, der Einschub aus der Märe von der Tröstung der Verführten fehlt, erst die Gesetze 1. 2. 8.[1]) des Bergknappenliedes, dann:

4 (8a): 'Ach soll ich schon sterben, bin noch so'n jung frisch' Blut.
Weiß noch gar nicht, wie die Liebe tut.
5 (8b): Bin doch jetzt kaum zwanzig Jahr,
Soll aber schon kommen auf die Totenbahr.'
6 (8c): 'Ach Schätzchen, wie lange soll ich trauern um dich?'
'Bis daß alle die Wasser verflossen sind.'
7 (8d): 'Und alle die Wasser verfließen ja nicht,
Und so nimmt auch meine Trauer kein Ende nicht.'

1) 8 (hier 3): Verwundet war er, ja, vom Blute so rot usw.

Das sind Teile von zwei verschiedenen Liedern. Die Gesetze 6. 7. stammen aus einem sehr beliebten Todahnungsliede:

1. 'Ich ging einmal spazieren,
Spazieren in dem Wald,
Da kam ich an ein Brünnelein,
Das Wasser das war kalt.

2. Da setzte ich mich nieder,
Wohl in die stille Ruh,
Und hörte den kleinen
Waldvögelein zu.

3. Sie sangen so lustig,
Sie sangen so fein,
Sie sangen von meinem
Schönen Schätzelein.

4. 'Jetzt möcht' ich nur wissen,
Ob's wahr wohl wär',
Daß mir mein schön Schätzelein
Gestorben wär'.

5. Und wenn denn mein Schätzlein
Gestorben wär',
Wie lange sollt' ich
In Trauern dann gehn?'

6. 'So lange sollst du
In Trauern dann gehn,
Bis daß alle Wasser
Zu Ende ja gehn.'

7=7 (8d) der nassauischen Todwundenmäre.

Anderwärts sind die Auskunftgebenden die drei Röslein, die dem Trauernden in den Schoß fallen (vgl. S. 130). Ein liebliches Reiterliedlein benutzt dieses eben mitgeteilte:

1. Ich ritt mit Lust durch einen Wald. Da sungen die Vöglein jung und alt.
2. Sie sungen alslang, bis mich verdroß. Da fielen drei Röslein in meinen Schoß.
3. Nun sag, nun sag, gut Röslein rot: 'Lebet mein Buhl, oder ist er tot?'
[4.[1]) 'Er lebet noch, er ist nicht tot, er liegt vor Münster in großer Not.']
5. 'Er liegt zu Köln wohl an dem Rhein, er schenkt den Landsknechten tapfer ein.'
6. Gut Hänslein ließ sein Pferd beschlahn, es soll ihn den hohen Berg auftrahn.
7. 'Wie hoher Berg, wie tiefes Tal! Es ist schad', daß Hänslein sterben sall!'
8. 'Und sterbe ich denn, so bin ich tot. So begräbt man mich unter die Röslein rot.
9. So begräbt man mich an dieselbe Statt, da mir mein Buhl die Treu aufgeben hat.'

Wie hierein kann der so überaus naheliegende Gedanke des 8. Gesetzes in das Todahnungslied, und von da mit dessen Schlusse in die Todwundenmäre gekommen sein. Der Gedanke dient in Abschiedsliedern sehr häufig zum Ausdrucke der Verzweiflung des Zurückbleibenden.

1) Unecht. Wurde wohl von den Mädchen gesungen. Das Lied ist sonst — wie im älteren Liebesliede fast durchgängig (S. 156) — von der Empfindung des Mannes aus gedichtet.

Es wäre sehr lehrreich, noch weiter zu zeigen, wie diejenigen heutigen Mären, die als solche nicht auf einen Berufs- oder Naturdichter zurückgehen, aus anderen zusammengestoppelt sind, nur in unbedeutenden Kleinigkeiten von einem Augenblicksdichter (S. 31) bearbeitet. Hierher gehören die jetzt so beliebten von dem kranken Schätzlein, das der in der Ferne fahrende Bursche — ein junger Husar, ein Jäger wohlgemut — auf dem Sterbebette oder im Sarge wiedersieht. Doch führte das zu weit.

So macht das Volk aus dem Spielmannsliede etwas ganz anderes und ihm doch ähnliches, einen Schäfermantel aus dem auf dem Schlachtfelde aufgelesenen des Offiziers. Was soll ich dem Leser darbieten? Die Würdigung müßte sich an die Urmäre halten. Prächtig hebt das Lied vom Bremberger an, der ob seiner Liebe zur hohen Frau sieben Jahre im Kerker schmachtet und dessen Herz der Liebsten 'in einem schwarzen Pfeffer' zu essen vorgesetzt wird: 'Ich habe gewachet eine winterlange Nacht.' Und lieblich der Sang von der Herzogin und dem Ritter, die deutsche Fassung der alten Sage von Pyramus und Thisbe:

1. Es wohnet Lieb bei Liebe,
Dazu groß Herzeleid.
Eine edle Herzoginne,
Ein Ritter hochgemeit,
Sie hatten einander von Herzen lieb:
Und konnten vor großer Hute
Zusammen kommen nie.

Besser konnte Uhland kaum Gegensätzliches zu überraschenden Gedankenspielen vereinen als Hans Kugler, der Herren zu Nürnberg stäter Diener, der im berühmten Liede vom Raubritter Schüttensam († 1474) singt:

3. Der Schüttensam hatt' einen Knecht, dem war der Gulden Rot.
Er diente seinem Herrn nicht recht, er gab ihn in den Tod.
Davon ward ihm sein Säckel schwer.
Sein Herz war aller Untreu voll, und aller Frommheit leer.

Wie anschaulich schildert der Spielmann, wie der Bruder, der jagen gegangen und den Schrei der Schwester vernommen, die Ulinger, der deutsche Blaubart und Rattenfänger in einer Gestalt, mit Gesang verlockt hat, ihr nun zur Rettung eilt: 'Er ließ seinen Falken fliegen, er ließ seine Winden[1]) stieben.' Aber die Urmäre darf in einer Abhandlung über den Volksgesang nicht an sich, nur als Stoff betrachtet werden: an sich gehört sie nur dem Spielmanne an, und ihre Würdigung damit in das dicke Buch der Geschichte deutschen Dichtens, aber nicht hierher. Da aber der Leser bald des

1) Windhunde.

undurchdringlichen Gestrüppes im Urwalde des deutschen Volksgesanges müde wäre, wenn ich die Gestalten allein besprechen wollte, welche die Urmären im Munde des singenden Volkes angenommen haben, so wird es am besten sein, ich lasse den Leser in den Garten eintreten, wo der Kunstdichter seine Blumen pflanzt, ehe sie ihm übern Zaun hinaus in den Urwald wandern.

Da blüht das Raubritterlied, jetzt verklungen. Man singt nicht mehr die 43 Gesetze lange, äußerst frische, durchaus geschichtliche Märe von dem 1381 enthaupteten, Nürnberg brandschatzenden Eppelin von Gailingen, von der ich einen Auszug hersetzen will:

1. Es war ein frischer, freier Reitersmann, Eppele von Geilingen war sein Nam'.
2. Er ritt zu Nürnberg aus und ein, er war der von Nürnberg abgesagter Feind.
13. . . . Da ritt er unter das Frauentor, da hingen ein Paar Reiterstiefel vor.
14. 'Torwächter, lieber Torwächter mein, wem mögen dies Paar Reiterstiefel sein?'
15. 'Sie sind einem freien Reitersmann. Der Eppele von Geilingen ist er genannt.'
16. Er nahm die Stiefel auf seinen Gaul und schlug s' dem Torwächter um das Maul.
17. 'Sieh, Torwächter, da hast du deinen Lohn. Das sag deinen Herrn von Nürnberg an!'
18. Der Torwächter war ein behender Mann. Er sagt's seinen Herrn und der ganzen Gemein'.
19. Sie schickten zweiundsiebzig Reiter ungefähr, wo Eppele von Geilingen hinkommen wär?
20. 'Ihr Söldner, Euer Gefangner will ich nicht sein, sind Euer zweiundsiebzig, bin ich nur allein!'
21. Sie trieben ihn hinter sich auf einen hohen Stein, der Eppele von Geilingen sprengt in den Main.
22. 'Ihr Nürnberger Söldner seid nicht Ehren wert; Euer keiner hat ein gut Reiterpferd.'
34. . . . Er schickt seinen Knecht gen Fahrnbach zu Tal. Man sollt ihm bereiten ein gutes Mahl.
35. Da kam der Eppele von Geilingen ein, da gab man ihm den kühlen Wein.
36. Der Eppele von Geilingen sah zum Fenster hinaus, da schob man ihm viel Wagen vors Haus.
37. 'Lieber Wirt, tu mir die Türen auf, und laß mich sprengen überaus!'
38. Da sprengt er über acht Wagen aus, am neunten kehrt er das untere auf.
39. 'So liegt meine Mutter am Rhein, ist tot. Darum muß ich leiden große Not!'
40. Da zog er aus sein gutes Schwert, erstach damit sein gut Reiterspferd.

42. Den Eppele von Geilingen nahmen s' an, und brachten gen Nürnberg den gefangnen Mann.
43. Danach führten s' ihn auf den Rabenstein, man legt ihm den Kopf zwischen die Bein'.

Man kennt nicht mehr den Schüttensam (S. 118); nicht mehr singt man von 'Störtebeker und Gödeke Michael († 1402), die auf gleichen Teil raubten zu Wasser und zu Lande'; das Volk läßt nicht mehr ausreiten den Lindenschmidt († 1490) aus seinem buchenumrauschten Felsenneste mit der weiten Aussicht aufs reiche Elsaß und Pfälzerland, 'den Rheinstrom auf und ab', 'bis wir eine Beut gewinnen'. Aber noch immer klagt das Volk über den jungen Knaben, der 'auf seinen Hals gefangen, wohl vierzig Klafter tief unter der Erd' bei Nattern und bei Schlangen' im Schlosse zu Österreich liegt, 'das ist gar wohl erbauet von Silber und von rotem Gold, mit Marmelstein vermauert':

11. 'Ach, meine Augen verbind mir nicht, ich muß die Welt anschauen.
Ich sehe sie heut und nimmermehr mit meinen schwarzbraunen Augen.
14. Es ist nicht um meinen stolzen Leib noch um mein junges Leben,
Es ist um meine Frau Mutter daheim, die weinet also sehre.'

Diese Märe hat sich wunderbar gut erhalten; sinnig deutet das Volk einen unverstandenen Namen darin um: 'Sein Vater kam von Rosenberg — dem böhmischen Städtchen? — wohl vor den Turn gegangen' heißt es im Urliede; jetzt kommt er über den Rosenberg. Der junge Knabe wird hingerichtet, ein über alles beliebter Stoff, der in den meist der Neuzeit angehörigen Verbrecherliedern noch seine Zugkraft bewahrt. Das beste davon ist ohne Zweifel das vom Schwanenwirte:

1. Das war der Schwanenwirt in der Stadt,
Der hatte eine so schöne Magd.
2. Sie hatte zwei Äugelein wie zwei Stern',
Drum hatten die Buben die Magd so gern.
3. Der Schwanenwirt stellte ein Gastmahl an,
Kathrinchen setzte er oben daran.
4. Er schenkte ihr ein volles Glas Wein,
Da tat er Gift und Galle hinein.
5. Und als es Kathrinchen hat ausgetrunken,
Da ist sie hinter den Tisch gesunken.
6. 'Kathrinchen, liebes Kathrinchen mein,
Bist du es krank zum Kindelein?'

7. 'Ich bin es nicht krank zum Kindelein,
Du hast mir's vergeben in diesem Glas Wein.'
8. 'Ich hab' dir's vergeben in diesem Glas Wein,
Da tat ich Gift und Galle hinein.'
9. Dem Kathrinchen haben die Glocken geklungen,
Dem Schwanenwirt haben die Raben gesungen.

Die Gefangenenlieder sind sehr beliebt. Im 17. und 18. Jahrhunderte verschmilzt mit diesem Gegenstande der vom Fahnenflüchtigen. Das bekannte Lied 'Es waren einmal drei Reiter gefangen', worin ein Mädchen vergebens einen der Reiter losbittet — jetzt ist sie seine Liebste; früher wurde der arme Sünder begnadigt, wenn ein Weib ihn zu heiraten versprach, und auf dieser Anschauung beruht die Urmäre — gibt viel an 'O Straßburg, o Straßburg' ab: der Soldat soll hierin ursprünglich nicht in der Schlacht, sondern am Sandhaufen sterben. Das Soldatenleben gibt überhaupt in den letztvergangenen zwei bis drei Jahrhunderten Veranlassung zu neuen Mären, die aber außerordentlich deutlich den Tiefstand verraten, auf dem die Kunst angelangt ist, seitdem den Spielmann und mit ihm seine Fertigkeit die Zeit verschlungen. Dem Stoffe nach sehr ergreifend ist die vielbesungene Märe von dem Soldaten, der, heimgekehrt mit vielem Gelde, von den habgierigen Eltern unerkannt getötet wird. Dann blüht im Kunstgarten eine herrliche Blume: die unglückliche Liebe: der hohen Frau zum geringeren Manne; umgekehrt, und besonders jetzt blühend, des Reichen zum armen Mädchen; der beiden jungen, denen die Eltern die Zusammenkunft verwehren. Hierher gehört das unverwelkliche Lied von den zwei Königskindern. Von allen Mären ist sie die bekannteste:

1. Es waren zwei Königskinder, die hatten einander so lieb;
Sie konnten zusammen nicht kommen, das Wasser war viel zu tief.
2. 'Ach Liebchen, und könntest du schwimmen, so schwimm doch herüber zu mir!
Ich will dir zwei Kerzen anzünden, und die soll'n leuchten dir!'
3. Das hört' eine falsche Nonne, die tat, als ob sie schlief;
Sie tat die Kerzen auslöschen, der Jüngling ertrank so tief.
4. Es war an ei'm Sonntagmorgen, die Leute war'n alle so froh;
Nicht so des Königs Tochter, die Augen die saßen ihr zu.
5. 'Ach Mutter, liebste Mutter, meine Augen tun mir so weh.
Laß mich ein wenig spazieren am Strande der rauschenden See.'
6. Ach Tochter, liebste Tochter, allein kannst du nicht gehn,
Weck' deine jüngste Schwester, und die soll mit dir gehn.'

7. 'Ach Mutter, liebste Mutter, meine Schwester ist noch ein Kind,
Sie pflückt wohl alle die Blumen, die an dem Strande sind.
8. Und pflückt sie alle die roten und läßt die weißen stahn,
So sagen gleich alle die Leute, „das Königskind hat es getan".'
9. 'Ach Tochter, liebste Tochter, allein sollst du nicht gehn,
Weck' deinen jüngsten Bruder, und der soll mit dir gehn.'
10. 'Ach Mutter, liebste Mutter, mein Bruder ist noch ein Kind,
Er schießt wohl all die Vöglein, die an dem Strande sind.
11. Und schießt er alle die zahmen und läßt die wilden gahn,
So sagen gleich alle die Leute, „das Königskind hat es getan".'
12. Die Mutter ging zur Kirche, die Tochter ging ihren Gang,
Bis sie am Meeresstrande einen armen Fischer fand.
13. 'Ach Fischer, liebster Fischer, und willst du verdienen Lohn,
Wirf aus deine Netze ins Wasser, fisch' mir den Königssohn.'
14. Der Fischer warf seine Netze, die Lote sanken zu Grund,
Er fischte und fischte so lange, der Königssohn wurde sein Fund.
15. Was nahm sie von ihrem Haupte? Von Gold eine Königskron.
'Sieh da, du edler Fischer! Das ist dein verdienter Lohn.'
16. Was zog sie von ihrem Finger? Den Ring von Golde so rot.
'Sieh da, du edler Fischer, kauf' deinen Kindern Brot.'
17. Sie nahm ihr Lieb in die Arme, küßte ihm den bleichen Mund.
'Ach Mund, ach könntest du sprechen, dann würde mein Herz mir gesund.'
18. Sie drückte ihn fest an ihr Herze und sprang mit ihm in die See.
'Ade lieb Vater und Mutter! Ihr seht mich nimmermeh.'

Ist dies Lied nicht von entzückendem Reize? Aber das Reizvollste bietet gerade hier die im Volke ausgewachsene Fassung. Die Wechselreden zwischen Mutter und Tochter sind beheimatet in einem ganz anderen Liede, in dem die Mutter der Tochter versagt, allein zum Tanze zu gehen, sie solle Bruder oder Schwester mitnehmen (S. 140).

In zwei verklungenen Mären wird der Verrat der Liebsten behandelt, in der von der Frau von Weißenburg (S. 112) und in folgendem wohl danach gedichteten Spielmannsliede, einem der am besten aufgebauten von allen:

1. Es ritt ein Herr und auch sein Knecht wohl über eine schlichte Aue,
Und alles, was sie redeten da, war von einer wunderschönen Frauen, ja Frauen.
2. 'Ach Schildknecht, lieber Schildknecht mein, was redst von meiner Frauen?
Und fürchtest nicht meinen braunen Schild? Zu Stücken will ich dich hauen,
Vor meinen Augen!'

3. 'Euren braunen Schild, den fürcht ich klein, Gott wird mich wohl behüten.'
Da schlug der Knecht seinen Herrn zu Tod; das geschah um des Fräuleins Güte, ja Güte.

4. 'Nun will ich heim gehn landwärts ein zu einer wunderschönen Frauen.'
'Ach Fräulein, gebt mir's Botenbrot! Euer edler Herr und der ist tot
So fern auf breiter Aue.'

5. 'Und ist mein edler Herre tot, darum will ich nicht weinen,
Der schönste Buhle, den ich han, der sitzt bei mir daheime,
Mutteralleine.'

6. 'Nun sattel mir mein graues Roß! Ich will von hinnen reiten!'
Und da sie auf die Heide kam, die Lilien taten sich neigen
Auf breiter Heide.

7. Auf band sie seinen blanken Helm und sah ihm unter sein Augen:
'Nun muß es Christ geklaget sein, wie bist so sehr zerhauen
Unter den Augen!'

Die noch heute vielgesungene Märe von der treulosen Braut, erwachsen aus einem Tageliede und mit den S. 114 und 115 mitgeteilten Mären verwandt, lautete im Volksmunde früher (1776) so:

1. Es leuchten drei Sterne am Himmel, die geben der Lieb einen Schein.
'Gott grüß dich, schönes Jungfräulein! Wo bind' ich mein Rösselein hin?'

2. 'Nimm du dein Rößlein am Zügel, am Zaum, bind's an den Feigenbaum;
Setz' dich eine kleine Weil nieder und mach' mir eine kleine Kurzweil!'

3. 'Ich kann und mag nicht sitzen, mag auch nicht lustig sein.
Mein Herz möcht mir zerspringen, feins Lieb, von wegen dein!'

4. Was zog er aus der Tasche? Ein Messer, war scharf und spitz;
Er stach's seiner Liebe ins Herze, das rote Blut gegen ihn spritzt.

5. Und da er's wieder heraußer zog, von Blute war es so rot.
'Ach reicher Gott vom Himmel, wie bitter wird mir der Tod.'

6. Was zog er ihr ab vom Finger? Ein rot Goldringelein.
Er warf es in fließend Wasser, es gab einen hellen Schein.

7. 'Schwimm' hin, schwimm' her, Goldringelein, bis in die tiefe See!
Mein Feinslieb ist mir gestorben, nun hab' ich kein Feinslieb meh.'

Heutzutage ist hieraus ('Die Rosen blühen im Tale') ein Lied verschmähter Liebe geworden.

Das Gegenstück bildet das wunderliebliche, noch jetzt in kürzerer Fassung überall gesungene Lied von der geprüften Treue:

1. Es steht eine Linde in jenem Tal, ist oben breit und unten schmal.
Darauf da sitzt Frau Nachtigall und andere Vöglein vor dem Wald.
2. 'Sing an, sing an, Frau Nachtigall, du kleines Vöglein vor dem Wald!
Sing an, sing an, du schöns mein Lieb! Wir beide müssen uns scheiden hie.'
3. Er nahm sein Rößlein bei dem Zaum, er führt's wohl unter den Lindenbaum,
Sie half ihm in den Sattel so tief: 'Wann kommst herwieder, du schöns mein Lieb?'
4. 'Wenn es geht gegen den Sommer, will ich herwieder kommen;
Wenn alle Bäumlein tragen Laub, so schau auf mich, du schöne Jungfrau.'
5. 'Wen setzest du mir z' einem Bürgen?' 'Den heil'gen Ritter Sankt Jürgen;
So trau ich meinem Bürgen wohl, daß ich bald wieder kommen soll.'
6. 'Es geht wohl gegen den Sommer, mein feines Lieb will nicht kommen!'
Sie ging spazieren vor dem Holz, begegnet ihr ein Ritter stolz.
7. 'Gott grüß Euch, Jungfrau reine! Was macht Ihr hier alleine?
Ist Euch Eur Vater und Mutter so gram, oder habt Ihr heimlich einen Mann?'
8. 'Vater und Mutter sind mir nicht gram, heimlich hab ich wohl einen Mann;
Dort unter der Linden also breit da schwur er mir einen hohen Eid.'
10. 'Was wollt Ihr ihm entbieten? Ich komm erst von ihm geritten;
So ist es doch heut der neunte Tag, daß man ihm ein Jungfräulein gab.'
11. 'Hat man ihm ein Jungfräulein geb'n, so will ich beweinen mein junges Leb'n;
Weil er mir nicht werden kann zuteil, so wünsch' ich ihm viel Glück und Heil.
12. Und kann er mir nicht werden, der liebst' auf dieser Erden:
So will ich brechen meinen Mut, gleich wie das Turteltäublein tut.
13. Es setzt sich auf einen dürren Ast; das irret weder Laub noch Gras,
Und meidet das Brünnlein kühle und trinket das Wasser trübe.'
14. Was zog er ab der Hände sein? Von rotem Gold ein Fingerlein:
'Seht hin, schöne Jungfrau, das sollt Ihr habn, Eur feins Lieb sollt Ihr nicht länger klagn.'
15. Sie warf den Ring wohl in ihr'n Schoß, mit heißen Tränen sie ihn begoß;
Sie sprach: 'Den Ring will ich nicht habn, mein feins Lieb will ich länger klagn.'
16. Da zog er ab seinen Eisenhut, erst kennet ihn die Jungfrau gut:
'Sei Gott willkomm, du schöns mein Lieb! Wie lang ließest mich in Trauren hie?'
17. 'Da tät ich dich versuchen, ob du mir tätest fluchen.
Und hättest mir einen Fluch getan, so wär ich geritten wieder hindann.'

Für sich stehe das ergreifende Gedicht von den fünf Söhnen, von denen die Mutter berichtet:

1. 'Ik hev se nich up de Scholen bracht,
Ik hev nich einmal över se gelacht,
Se konden nich spelen op de Straten.
Ik hev se up den wilden See gesandt,
Eren levesten Vader to söken.

2. Dat eine starf den bittern Dot,
Dat ander starf van Hunger so grot,
Dat drüdde wort gehangen,
Dat verde blef up de wilden See dot,
Dat vifde flut achter dem Lande.'

Ganz neu ist der Tod aus Sehnsucht. Im 13. und 14. Jahrhunderte stirbt der Held durch das Schwert des Nebenbuhlers; im 16. durch Selbstmord; jetzt legt er sich aufs Grab der Liebsten und stirbt an gebrochenem Herzen. In dichtunggeschichtlicher Hinsicht von großer Bedeutung ist, daß in der Märe das Übermenschliche Raum gewinnt, sobald sie nicht mehr auf Künstlerhand zurückgeht, sondern dem Naturdichter überlassen bleibt. Der Teufel tritt als Nachrichter auf. In unschuldigen Jägerliedchen des 16. Jahrhunderts wird oft der Gedanke verwandt, daß der Jäger auf Frauen als Edelwild pürscht (S. 138); jetzt entwickelt sich aus dieser Bildersprache die geheimnisvolle Waldhexe. Die Toten pflanzen Lilien auf ihr eigenes Grab, sie reden aus dem Schoße der Erde. In dieser Zeit — 17., 18., 19. Jahrhundert — nähert sich die aus Trümmern der Spielmannsdichtung sich zusammensingende deutsche Märe der keltischen und slawischen; sie sinkt von lichter Höhe herunter in das Tal, wo die Nebel brauen und die schwarzen Felsen schrecken.

Die alte gute Spielmannsmäre ist am Verklingen. Wie lange sie sich halten kann, zeigt das Lied vom Ritter Ulinger:

'Gut Ritter, der ritt durch das Ried, er sang ein schönes Tagelied.'

Wohl noch dem 13. Jahrhunderte entstammend ist es heute, nach 600 Jahren, noch lange nicht vergessen, ja bewahrt Züge, die in den ältesten Aufzeichnungen, aus dem 16. Jahrhunderte, bereits am Verbleichen sind. Aber hier liegt ein Märchenstoff vor, ewig frisch. Die meisten Mären beginnen in unserer Zeit den Boden zu verlieren, weil die zur Schilderung gelangenden Verhältnisse nicht mehr gegenständlich sind. Sobald aber das Volk zu fühlen beginnt, daß, was es besingt, fremdartig ist, wendet es sich davon ab. Es liebt sich stets die vollen, frischen Wangen. Und da unsere Zeit natürlich nur noch wenig

geeigneten Märenstoff bieten kann, so ist neues Leben für diese Liedgattung nicht wahrscheinlich. Hier streckt ein blitzgeborstener Eichstumpf gespensterhaft die kahlen, weißen Äste gen Himmel. Wie lange dauert's, und er fällt, wie der Heldengesang, in sich zusammen.

XII. Über Kunst und Stil des Spielmannsliedes.

Die Spielmannsmäre verbreitet Ritterburgstimmung. Das ist in gewissem Verstande sinnbildlich für das Spielmannslied im allgemeinen. Es vermittelt dem Volke ritterliche Vorstellungen und Gefühle, gibt ihm also den Boden für das Verständnis der im wesentlichen aus welschen Quellen fließenden geistigen Strömungen unter der Gesellschaft des Mittelalters. Darin unterscheidet sich das Lied des Spielmanns sehr wesentlich von dem des Schreibers (S. 142), in dessen Sange die volkstümlichen Gedanken sich ablagern, seien das nun allgemeingeltende oder eigenerzeugte. Nur versagt leider die Art der Überlieferung dieser alten Lieder die so erwünschte Scheidung von Spielmanns- und Schreiberlied fast überall. Denn der Schreibersang ahmt seinen spielmännischen Vorgänger vielfach nach und schöpft sein Werk fast ganz aus: sehr häufig besteht ein solches Schreiberlied ganz aus spielmännischen Bildern, Gedanken, Stoffen, oberflächlich überarbeiteten Einzelgesetzen. Da aber nun in die Liederbücher und auf die fliegenden Blätter ausnahmlos immer nur die jüngsten, 'neuesten' Fassungen, also die vom Schreiber herrührenden, kommen (S. 28), so ist in der Überlieferung das spielmännische Lied ganz überdeckt, und fast immer nur sind vom Schreiber übernommene Einzelgesetze als rein spielmännische zu erweisen.

Nun sind es allerdings nicht hauptsächlich, ja nicht einmal wesentlich die Ritter der Blütezeit höfischen Lebens (etwa 1175—1275) oder ihre in Roheit verfallenen Nachkommen im 14. und 15. Jahrhunderte, die dem dichtenden Spielmanne Bilder, Gedanken, Stoffe geben, obwohl die Spielmannsdichtung, die hier zu betrachten ist, gerade in diese Zeit fällt. Warum deren Dichtung die spielmännische und damit den Volksgesang so wenig beeinflußt hat, ist leicht zu erkennen:

Im 12. Jahrhunderte kommt dieser und jener Spielmann wieder an die Edelsitze. Herren und Frauen nehmen bei ihm Unterricht in Musik und Literatur. So verlangt es der mit übermächtiger Gewalt von Welschland herüberdringende Zeitgeist. Noch ist nur dieser Zug der Zeit welsch, nicht der Stoff; aber viele welsche Züge kommen doch mit herüber. Das Leben dort ist doch ein ganz anderes als das deutsche;

es ist unmöglich, mit den deutschen Anschauungen auszukommen, wenn man den welschen nachstreben will. Und der Spielmann weiß, wenn auch nicht gründlich und aus den Quellen, so doch wie ein viel Herumgekommener mit den welschen Verhältnissen Bescheid. Zweiundsiebzig Länder sind ihm kund; auch er ist schon 'dreimal in Frankreich gewest und allzeit wiederkommen', wie Walther, der vornehmste höhere Spielmann, der von der Seine bis an die Mur der Menschen Herzen ergründet hat. Diese zufällig, nicht absichtlich erworbenen Kenntnisse übermittelt der Spielmann dem bildungseifrigen Rittertume. Und als der Ritter um 1150 die ersten trûtliet dichtet, der erste deutsche Liebesliederdichter, da gibt er die welsche Minnedichtung mit ihren fremdländischen Zügen so wieder, wie sie ihm in dem Spiegel erscheint, den der Spielmann ihm vorhält. Leicht begreiflich ist es darum auch, warum in dieser Zeit (1150—1175), wo Minnesangs Frühling lieblich wie ein knospender Lindenbaum durch alle Zweige scheint, die Kunstübung durchaus spielmännisch ist, wenn auch der Ritter, nicht der Spielmann, diese reizenden, duftigen Sächelchen dichtet. Und wenn auch die Pflanzen in diesem Frühlinge aus welschen Samen keimten, so gingen sie doch auf deutschem Boden auf, vom deutschen Himmel geweckt und getränkt. Welsch ist Bühne, Bild, Gedanke, deutsch aber Empfindung und Ausdruck. Später aber tritt die welsche Dichtung unmittelbar, ohne spielmännische Vermittelung und damit ohne Anpassung an Bestehendes, an den Ritter heran, der sie nun geradewegs nachahmt. Die unter südlicher Sonne erwachsene Blume wird, so wie sie ist, zu uns verpflanzt; sie lebt hier nur im Treibhause und verträgt die scharfe Luft deutschen Volkstums nicht mehr. Des Ritters Lied ist vorläufig, so gut es unter den veränderten Verhältnissen geht, welsch. Das strenggesetzmäßige Minnelied fällt ungeheuer gegen das frühere ab. Es ist ausgeklügelt, tiftelnd, kalt, steif, beschreibend; Redensarten ohne Stimmungskraft, ohne Empfindung und Herzenswärme. Die Blume des Südens verliert im Treibhause Duft und Farbe. Erst die Lieder, die Walther und andere der niederen Minne singen, und Neidharts frische Dorfdichtung zeigen wieder deutsches Grün. Und dann erfinden die Ritter auch ihre eigene äußere Kunst: strenge Reimgesetze, neue Wendungen, Bilder, Vergleiche. Absichtlich werden volks- und spielmannsmäßige Kunstgriffe, Bilder, Ausdrücke, gar bald auch Stoffe verschmäht.

Von dieser strengritterlichen Dichtung mag der *dichtende* Spielmann nichts wissen. Denn er kann erstens schon aus Rücksicht auf

seine Hörer nur brauchen, was volkstümlich anmutet; zweitens aber würde die Annahme der strengritterlichen Kunst für ihn einen völligen Bruch mit einer reichen Vergangenheit bedeutet haben: eine aus seelischen Gründen unmögliche Sache. Und weil eine ritterliche Dichtung, die ihm ganz nahe verwandt war, in den Liedern aus Minnesangs Frühling bestand, so setzte er eben, von dem strengritterlichen Liede wenig bekümmert, die Überlieferungen aus jener Zeit fort. So bleibt er bei seiner Kunst, die auch die des Ritters gewesen war, als er diesen noch lehrte; er behält auch die alten Gedanken bei, wie sie der sanfte, süße Hauch von Minnesangs Frühling auf deutscher Flur aus welschen Samen lockte. Es scheint auf den ersten Blick wunderbar, wie beides im Spielmannsliede des 14. und 15. Jahrhunderts wieder plötzlich auftaucht. So finden wir wieder Augen auf schauen, fliegen auf lieben gereimt, als ob niemals jene peinliche Genauigkeit bestanden hätte, mit der man in strenghöfischer Zeit reimte, die im Grunde für das stammbetonende Deutsche im allgemeinen und für das abgeschliffene, in Endsilben eintönige Mittelhochdeutsche im besonderen ungeeignet ist. Diese Kunst wird gewöhnlich als Rückfall in alte Roheit, als Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit gebrandmarkt. Das ist sie aber nicht, sondern die geradlinige Vererbung einer eigentümlichen, in ihrer Art durchaus gesetzmäßigen, für das Deutsche sehr gut passenden Kunst, die nur durch die höfischgezierte der Ritter und Meister auf anderthalb Jahrhunderte (etwa 1175—1325) für unser Auge ganz verdeckt wird, seitdem aber wieder sichtbar neben dieser hergeht, bis sie mit dem Spielmanne selbst verschwindet. In dieser äußeren Kunstübung unterscheidet sich die Spielmannsdichtung von der des Schreibers sehr deutlich. Der Schreiber hält sich im Grunde an die Kunst von Ritter und Meister, und wenn er — nach unserm jetzigen Ermessen — unrichtig reimt, so haben wir es, wie bei den späteren Rittern und Meistern auch, mit Nachlässigkeit oder Ungeschicklichkeit, nicht wie beim Spielmanne, mit altfränkischer Kunst zu tun.

Dann das Fortleben der alten Gedanken aus Minnesangs Frühling. So ist z. B. ganz in Kürenbergs Weise, auch was die Art der Verwendung des Sprichwortes und das Versmaß[1]) betrifft, folgendes reizende Liedchen gehalten:

---

1) Das sogenannte Nibelungengesetz. (Die hochbetonten Silben in der zweiten Vershälfte sind durch Tonstriche gekennzeichnet.)

1. Ich weiß ein kleines Waldvögelein, dás ist hü'bsch und féin.
Es flog wohl nächten spate vor Liébes Fénsterléin.
Es flog ihr auf den Geren[1]), es flóg ihr ín den Schóß.
Sie schriet[2]) ihm sein Gefieder. Ihr beider Freúde wár gróß.

2. 'Nun fleug, nun fleug, gut Vögelein!' 'Wie kánn ich fliégén?
Du hast mir abgeschroten áll mein Geziérdé.
Du hast mir abgeschroten kúrz und nícht zu láng.'
Der einen lieben Buhlen hat, der tút gar mánchen Áffengáng.

3. 'Fern in des Meeres Grunde da schwimmt ein Héchteléin.
Was trägt's in seinem Munde? Von Góld ein Fíngerléin.
Es ist das allerbeste Gold, und dás ich jémals sáh.[3])
Könntest du mir's, Lieb, gewinnen: ich wóllt' dich désto liéber hán.'

4. 'Wie könnt ich dir's gewinnen, du Hérzeliébé?
So kann ich doch nicht schwimmen und Wásser trü'bén.
Ich hab doch, Lieb, gerühret, gerü'hret, keinen Grúnd.
Wenn ich dir nicht gefalle, gib mir U'rlaub, dú róter Múnd!'

Solche Gedanken werden, wie ich schon sagte, Gemeingut. Wir können aus ihrer Beliebtheit auf den großen Einfluß schließen, den die Spielleute auf die Ausbildung der dichterischen Sprache des Volksliedes ausübten. Solche an Minnesangs Frühling mahnenden Züge, vielfach wahrscheinlich ritterlich welsch und nicht volkstümlich deutsch, sind die meisten Tierbilder; die Menschen erscheinen in Tier-, meist Vogelgestalt. Ein Lied fängt z. B. an: 'Wär ich ein Falke, so wollt ich mich erschwingen gen Heidelberg wohl über die hohen Zinnen', und ein anderes schließt: 'Wollt' Gott, ich wär ein wilder Schwan! ich wollt' mich schwingen über Berg und Tal, wohl über die wilde See, so wüßten all meine Freunde nicht, wo ich hinkommen wär.' Oder der Nachtigall als Botin wird das Gefieder durchflochten mit Gold und brauner Seiden, wie dem Falken in Kürenbergs herrlichem Liedchen; oder ein Lied, das die Liebe zu einer mit einem alten Manne verheirateten Frau besingt, hebt an: 'Es jagt ein Falke zwei weiße Hermelein.' Hierher gehört der spielmännische Liedanfang:

1. :,: Zum Stolpen :,:
Da steht ein hohes Haus;
Da fleugt wohl alle Morgen
Eine weiße Taube heraus.

2. :,: Die Taube :,:
Die hat einen weißen Fuß.
Sie schwingt sich alle Morgen
Frau Malerin in ihren Schoß.[4])

---

1) Schoß des Oberkleides. — 2) Alte gute Form von 'schroten' (schneiden). — 3) Diese Übertreibung ist ein Kennzeichen spielmännischer Dichtung.

4) Folgen mehrere zu einem anderen Liede und Stoffe gehörige Gesetze. (Vgl. das Lied bei Vilmar S. 275.)

Ferner:

Mein Feinslieb ist hinweggeflogen
Zu einem grünen Zweige.
Wer will mir die winterlange Nacht
Mein Zeit und Weil vertreiben?

Ob die Eule als Sinnbild des Liebverlassenen in diesen Kreis hineingehört, ist zweifelhaft; ziemlich sicher aber als das des verhaßten Ehemannes:

Wohl hinter meines Vaters Hof
Da fliegt eine weiße Taube.
'Ich bin so manchem Falken entflogen,
Gefangen hat mich eine Eule.
Der Eule, die mich gefangen hat,
Der will ich wohl entfliegen,
Gen Regensburg über die Mauern ein
Zu meinem stäten Liebe.'

In alten Spielmannsgesetzen spielt der Kuckuck eine ähnliche Rolle. Er ist bald Sinnbild des Liebverlassenen oder Verschmähten:

Kuckuck du bist schabab!
Ich weiß mir eine andre im Hag.
Pfui dich, pfui dich, du schwarzer Vogel,
So tut man dich doch nirgends loben.

oder:

1. Der Gutzgauch hat sich zu Tode gefallen von einer hohlen Weiden,
Wer soll uns diesen Sommer lang die Zeit und Weil vertreiben?

2. Des soll sich tun Frau Nachtigall, die sitzt auf einem Zweige.
Sie singt und springt, ist Freuden voll, wenn andre Vöglein schweigen.

oder:

Ein Kuckuck wollt ausfliegen
Zu seinem Herzenliebe.
So fleug du hin gar balde
Wohl zu dem grünen Walde! Kuckuck!

bald der treulose Liebste:

1. Es wollt' eine Jungfrau Sperber fahn, da flog ein Gutzgauch auf ihr Netze.
Sie hub ihn auf, sie zog ihn auf, sie begann ihn auf ihr Hand zu setzen.

2. Da sie ihn auferzogen (?) hatt' und also listig auferzogen:
Da flog der Gutzgauch vor jenen Wald. Da war die Jungfrau betrogen.

Da der Kuckuck dem Sperber sehr ähnlich sieht — das Volk glaubt, er verwandle sich im Herbst in den Sperber —, so ist das Bild klar.

An den Minnesang mahnt auch die besondere Behandlung, die der uralte und vielfach behandelte Gegenstand von dem unglücklichen Ehebunde zwischen Alt und Jung in folgendem Liedchen erfährt, zu dem es später auch ein Seitenstück mit jungem Weibe und altem Manne gibt:

1. Gar hoch auf jenem Berge
Da steht ein Rautensträuchelein
Gewunden zu der Erden.

2. Und da entschlief ich unter. [Traum
Da träumte mir ein wunderlich
Wohl zu derselben Stunde.

3. Es träumt' mir also süße,
Wie daß eine wunderschöne Maid
Wohl stünd' bei meinen Füßen.

4. Und da ich nun erwachet,
Da stund ein altes graues Weib.
Vor meinem Bett und lachet.

5. So wollt' ich, daß es wäre:
Und daß man sieben alte Weib'
Um eine junge gäbe.

6. So wollte ich auch meines
Geben um eine Bratwurst
Und um ein Seidlein Weines.

Und endlich mag noch eines Bildes gedacht werden, das, wenn auch nicht gerade in diesen frühen ritterlichen Kreisen beheimatet, doch schon seit denselben Tagen durch die volkstümliche Liebesdichtung wandert, ewig frisch: das Herzverschließen. Schon das bekannte entzückende Liedchen aus Minnesangs Frühling:

Du bist mein. Ich bin dein.
Des sollst du gewiß sein.
Du liegst verschlossen
In meinem Herzen.
Verloren ist das Schlüsselein,
Du mußt immer drinnen sein

zeigt, daß der Verlust des Schlüssels eine Bedeutung hat. So halten das Bild fest die 'zween Hauer zu Freiberg in der Stadt', die so wohl singen 'bei Met und kühlen Wein; daneben ist gesessen der Wirtin Töchterlein':

Bei meines Buhlen Haupte
Da steht ein güldner Schrein.
Darin da liegt verschlossen
Das junge Herze mein.
Wollt' Gott, ich hätt den Schlüssel!
Ich würfe ihn in den Rhein!
Wär' ich bei meinem Buhlen,
Wie möchte mir baß gesein!

Abgeschwächt lebt das Bild in den Verszeilen: 'Tu mir dein Herz aufschließen, schleuß mich, Herzlieb, darein', und in einem lieblichen neuzeitlichen Liebesliedchen mit wunderbar ergreifender duftiger Weise:

Es wollte sich einschleichen ein kühles Lüftelein:
'Geh du zu deines Gleichen'. 'Du sollst mein eigen sein.
Verlassen will ich dich nicht, wenn gleich das Herz mir bricht.
Treu und beständig sollst du sein, du sollst mein eigen sein.'

Ich hör ein Vöglein pfeifen, das pfeift die ganze Nacht,
Vom Abend bis zum Morgen, bis daß der Tag anbrach:
'Schließ du dein Herz wohl in das mein, schließ eins ins andre hinein,
Daraus soll wachsen ein Blümelein, das heißt Vergißnichtmein.'

Auf die Minnedichtung führt die bedeutende Stellung zurück, welche die von den Aufpassern geübte huote noch im heutigen Volksliede einnimmt: der Liebesbund soll geheim bleiben, die Liebenden dürfen sich also nicht unvorsichtig verraten. Hierher gehört das bekannte Lied:

Es ist mir ein Goldringelein auf meinen Fuß gefallen.
So darf ich's doch nicht heben auf, die Leute sehen's alle.

und, mit außerordentlich lebendiger Wahrung der alten Vorstellungen, das vielgesungene: 'Ich seh' dir's an den Augen an, daß du geweinet hast.' Der Name der Geliebten muß verschwiegen werden:

Die eine, die heißet Susanne,
Die andere Annemarei,
Die dritte, die darf ich nicht nennen,
Sie soll mein eigen sein.

Viel verwandt wird der Gedanke, daß die Frau das geschenkte Ringlein nicht annehmen mag, weil sie nicht weiß, was sie damit tun soll, weil sie's doch nicht tragen darf (S. 110). Und wie zur Minnezeit fürchtet man die bösen Augen und Zungen der Aufpasser, die in älteren Liedern „Freunde" (S. 129), „Kläffer", heutzutage meist „die Leutchen" heißen.

Von besonderem Reize ist zu erkennen, wie in zwei noch heute gesungenen Liedern Walther fortzuleben scheint. Er hält sich in allen seinen Liedern, auch denen der niederen Minne, fast ängstlich fern von allem, was nach dem Volksgesange aussieht; er dreht volkstümliche Züge, um sie verwerten zu können, geradezu um, damit ja nicht der bäurische Erdgeruch über dem Liede liege. So gibt z. B. bei ihm der Mann dem Mädchen den Kranz, während die volkstümliche Sitte das Umgekehrte verlangt. Nun scheint, wie ein altniederländisches Liedchen verrät und was dem volkstümlichen Empfinden sehr nahe läge, die Nachtigall beim Stelldichein als ein unbequemer Zeuge zu gelten:

Man soll der Nachtigall binden
Den Kopf wohl an den Fuß,
Daß sie nicht kann ausplaudern,
Was zwei Feinsliebchen tun.

Bei Walther aber ist sie wohlgelitten, weil verschwiegen. Nun ist noch am frischesten Leben ein liebliches, allerdings wohl sehr junges Liedchen, dessen schönster Zug an diese Nachtigall Walthers mahnt, und das anderseits für Mörikes 'Schön Rohtraut' einen sinnigen Gedanken hergegeben zu haben scheint:

Gestern hört ich in der stillen Ruh
In dem Walde einer Amsel zu.
Da ich eben saß,
Und meiner ganz vergaß,
Kam mein Schatz und schmeichelt sich um mich
Und küßte mich.

So viel Laub als an der Linde ist,
So viel mal hat mich mein Schatz geküßt.
Dieweil es ist geschehn,
So hat's kein Mensch gesehn.
Die Amsel in dem Wald allein
Soll Zeuge sein.

Weniger deutlich mahnt an Walther, der von herabfallenden Rosen träumt, das reizende Lied vom Blumenregen: der Liebste träumt im Garten von seinem Schatze; aber:

3. Und da ich auferwachet,
Da war es alles nicht[1]),
Denn nur die lichten Röselein
Die reisten[2]) her auf mich.

4. So reis', so reis', feins Röselein!
So laß dein Reisen sein.
Hat mir ein feins Maidlein verheißen,
Sie wollte mein eigen sein.

Die so viel verwandten herabfallenden Röslein (S. 117) scheinen hier ihre ursprünglichste Rolle zu spielen.

Vielleicht wurzelt in Liedern der niederen Minne ein seltsames, jetzt ganz aufgegebenes, früher sehr beliebtes Sinnbild: das zur Erde gebogene schwanke Blätterdach, das die Liebenden vor Beobachtung schützt.[3]) So träumt der an die Alte Gekettete unter dem bedeutsamen Rautenstrauche; der Liebevergessene strauchelt mit dem Rosse über die Fenchelstaude (S. 155); der von der Liebsten Getrennte klagt: 'Hatt' mir ein Espenzweigelein gebogen zu der Erden. Der liebste Buhle, den ich han, der ist mir leider ferne.' Sehr beliebt als Liedanfang ist:

Ich weiß mir ein Haselsträuchelein,
Das neigt sich zu der Erde.

Ich weiß mir ein hübsches Mägdelein,
Das muß mein eigen werden.

Und ziemlich deutlich heißt es:

4. So baut' ich mir ein Häuselein
Von Petersilien.
Womit war es bedeckt?
Mit roten Lilien.

5. Und da das Haus gebauet war
Beschert mir Gott ein Weib,
Ein Mägdlein von achtzehn Jahren;
Da war gut wohnen bei.

Eigentliche Bilder aus dem Pflanzenreiche gehören nicht dem Spielmanne, sondern dem Schreiber an. Wohl aber muß man ihm die schönen schmückenden Beiwörter zuschreiben, die im Volksliede den Gegenständen anhaften, die des Spielmanns Sinn am meisten beschäftigten: Rossen und Kleidern, Wein und Frauenschönheit, Burgen und Mauern, Berg und Tal, Heide und Straße, und ihm gehört die Prägung der Situationen an, die zum festen Besitze unserer dichterischen Anschauung geworden sind: das Ritterfräulein bückt sich über die Zinne, wie das Bürgermädchen am Laden liegt, der Scheidende wendet sich im Sattel noch einmal um, der Heimkehrende bindet sein Roß an eines Baumes Ast, Liebende schreiten Hand in Hand, Trauernde gehn weinend über die Steine, Gefangenen wird im tiefen Turme weiß der Bart und grau das Haar, Befreite singen jauchzend auf weiter Heide.

1) nichts. — 2) fielen. — 3) Vgl. das Wort 'Heckenbankert' und die Redensart 'mit einem Mädchen ein Gärtlein zäunen'.

XIII. Tage- und Graslied. Neidharde und Schamperlieder.

Von den Liedgattungen, die neben Heldenliedern und Mären vom Spielmanne gepflegt werden, sind außer den erzählenden Liebesliedern, wie dem S. 117 mitgeteilten, hier besonders die welschen Tagelieder und sogenannten Graslieder („Pastourellen") und dann die auf den sehr begabten Dichter Neidhart von Reuental (etwa 1180—1250) zurückführenden „Neidharde" im weiteren Sinne zu erwähnen. Das betrachtende Liebeslied, dem strengritterlichen Minneliede entsprechend, lag wahrscheinlich überhaupt dem Spielmanne fern; in ihm entwickelt der Schreiber seine höchste Kunst.

Das Tagelied ist kaum ins Volk gedrungen. Der Gegenstand, ganz welsch, war zur Minnesangzeit einer der beliebtesten: „Der Burgwächter auf der Zinne weckt die in tiefer Sicherheit ruhenden Liebenden mit dem Anbruche des Tages und mahnt sie an das Scheiden" (Vilmar). Einzelne dieser spielmännischen Tagelieder müssen zwar sehr beliebt gewesen sein, denn das — Kirchenlied knüpft gern an ihren Anfang an, um die gottlose weltliche Weise für sich zu verwerten.[1]) So benutzt ein spielmännisches Tagelied der mächtige Gesang: '„Wachet auf", ruft uns die Stimme des Wächters sehr hoch von der Zinne', und auch 'Wie schön leucht't uns der Morgenstern'. Ob das aber wirklich Volkslieder, nicht eher unseren Tingeltangelliedern vergleichbare waren, die kommen und gehen? Sie sind schon in den alten Sammlungen sehr selten, in den heutigen gar nicht mehr zu finden. In ihrer Ablehnung erweist das Volk ein sicheres Gefühl, ebenso wie in der des streng gesetzmäßigen Minneliedes. Aber in Ausweitungen ist das Tagelied von günstigem und bleibendem Einflusse auf unser Volkslied gewesen. Aus ihm entwickelt sich der herrlichste Zweig der Schreiberdichtung, das Abschiedslied (S. 144; 149). Von ihm beeinflußt ist die mit dem Tageliedbilde beginnende Märe, wie 'Het daghet uit den oosten' und ihr später Erbe: 'Es leuchten drei Sterne am Himmel, die geben der Lieb einen Schein'.

---

1) Man spottet gern darüber, daß die englischen Sekten neue Volksweisen zu Kirchenliedern verwenden, z. B. die 'Wacht am Rhein', 'Strömt herbei, ihr Völkerscharen', 'Wien Neêrlands bloed door de aderen vloeit', die Marseillaise. Vor 400 Jahren taten wir genau dasselbe!

Vom Tageliede führen Fäden hinüber nach 'Morgenrot, Morgenrot', und in Herweghs stets noch an Boden gewinnendem Reiterliede 'Die bange Nacht ist nun herum' kann man noch einen Nachhall vernehmen. Und ganz losgelöst von dem Ursprünglichen entsteht in unserer neuen Kunstdichtung das reine Morgenlied, wie das ins Volk gedrungene Hoffmanns von Fallersleben: 'Die Sternlein sind erblichen Mit ihrem güldnen Schein.'

Das Vorhandensein deutscher „Graslieder" legt der Wissenschaft ein schweres Rätsel vor. In Welschland ein sehr beliebter Gegenstand ritterlicher Dichtung: „Der adlige Dichter, der immer in erster Person von sich erzählt, reitet am Morgen — gewöhnlich im Frühjahre; Ostern April, Mai — aus und begegnet unterwegs einer einsamen Schäferin. Er sucht ihre Liebe durch Komplimente, Bitten, Versprechungen, bisweilen auch Hilfeleistungen zu gewinnen. Gelingt es ihm, was meistens der Fall ist, so macht er mit ihr sein Liebesspiel und verläßt dann die Schöne, nicht selten unter zynischem Hohne; gelingt es ihm nicht, so reitet er ärgerlich von dannen."[1]) Nun soll eine unmittelbare Nachbildung solcher Gedichte in der ritterlichen Dichtung bei uns nirgends nachzuweisen sein[2]), bei den Spielleuten aber und — vielleicht hauptsächlich? oder nur hier? das ist kaum zu unterscheiden — bei den Schreibern finden wir Lieder, die auf dem welschen Grasliede fußen müssen. Es liegt zwar keine knechtische Nachahmung, sondern eine bewußte Anpassung vor; die Unterschiede sind groß und grundsätzlich. Daß das äußere Gewand des welschen Grasliedes nicht nachgebildet ist, will weniger sagen. Aber das Lied geht bei uns, anscheinend absichtlich, von einer anderen Auffassung aus. Die Vorstellung ist hier sozusagen umgedreht: der Gehänselte ist fast immer der Ritter, und der Dichter steht mit dem Herzen fast überall auf der Seite des Mädchens; darum ist das deutsche Graslied kein Ich-Gedicht, sondern es erzählt stets in der dritten Person. Aber daß die Liedart voll ausgebildet, wie sie in Welschland war, zu uns kam, ist mit Händen zu greifen: die ganze, doch ziemlich verwickelte Handlung ist dieselbe, sogar in nebensächlichen Dingen, wie der Tageszeit, dem häufigen Hilfeanerbieten. Wir erkennen deutlich, daß das Graslied mit seiner meist ritterfeindlichen deutschen Auffassung nicht durch die ritterliche Vermittlung zu uns gekommen, zugleich aber auch, daß es nicht bloß durch Hörensagen unsern Volksdichtern be-

1) A. Bielschowsky, 'Geschichte der deutschen Dorfpoesie 'I, Berlin 1891, S. 286. — 2) A. Schoenbach, 'Die Anfänge des deutschen Minnesanges', Graz 1898, S. 21. —

kannt geworden sein kann. Viele hier nicht hergehörende Fragen knüpfen sich hier an. Von besonderer Bedeutung wäre der Nachweis einer so unmittelbaren nahen Berührung der welschen und deutschen volkstümlichen Dichtung.

Die deutschen Graslieder sind noch jetzt sehr beliebt. Die welsche Handlung erfährt vielfach Umgestaltung, ein Beweis, daß die Liedart das Volk sehr ansprach. Am häufigsten ist die Weiterung, daß sich an das Gespräch mit dem Ritter eine Unterredung zwischen dem Mädchen und seiner Mutter oder dem Vater anknüpft, so daß eine Vermischung mit Neidharts Tanzliedern (S. 140) eintritt. Oft wird, ohne daß sich sonst etwas ändert, an die Stelle des Ritters der Schreiber, Reiter oder sonst jemand gesetzt, am häufigsten der Jäger. Erst erhält der Jäger von seinem vornehmen Herrn den Auftrag, das Mädchen einzufangen; dann bleibt nur der Jäger allein übrig, und es entsteht so das sehr beliebte Jägerabenteuer. Oft wird der Vorgang so erweitert, daß das Mägdlein im Walde oder auf der Wiese des Besitzers von diesem selbst angetroffen wird. Oder das Mädchen ist eine vornehme Dame, 'schneeweiß gekleidet', die der geringe Mann, der Jäger, auf 'königlicher Heide' antrifft. Oder das Mädchen geht nicht einer landwirtschaftlichen Beschäftigung nach, sondern fährt, zwecklos fast, 'über'n See, zu brechen Veiel und grünen Klee', und der Ritter will sie mitführen. Eine beliebte Umgestaltung ist die, daß der Jäger im Schoße der Liebsten die günstige Gelegenheit verschläft, Hirsch wie Liebe. Auch die Märe erfährt den Einfluß des Grasliedes. So hat die vom Todwunden (S. 115) den herkömmlichen Grasliedeingang, und die vom Herrn von Falkenstein (S. 113) erhält ihn in späteren Erweiterungen.

Noch jetzt sehr beliebt ist folgendes hübsche Lied:

1. Es wollt ein Mägdlein grasen,
Wollt grasen im grünen Klee.
Da begegnet ihr ein Reiter,
Des Morgens in aller Früh.

2. Der spreitet seinen Mantel
Wohl in den grünen Klee:
'Ach komm, du hurtig Mägdelein,
Und setz dich zu mir her.'

3. 'Wie wollt ich dürfen sitzen?
So hab ich doch kein Gras.
Ich hab ein zornig Mütterlein,
Das schlägt mich alle Tag.'

4. 'Hast du ein zornig Mütterlein
Und schlägt dich alle Tag,
So sag, du hast dein Fingerlein
Verwundt im grünen Gras.'

5. 'Wie wollt ich dürfen lügen?
Das sieht sie mir gleich an.
Viel lieber will ich sagen,
Der Reiter will mich han.'

6. 'Ach Mutter, liebe Mutter,
Ach gebt mir einen Rat!
Es reitet mir alle frühmorgen
Ein hurtiger Reiter nach.'

7. 'Ach Tochter, liebe Tochter!
Den Rat den geb ich dir:
Laß du den Reiter fahren,
Bleib noch ein Jahr bei mir.'

8. 'Ach Mutter, liebe Mutter,
Der Rat der ist nicht gut.
Der Reiter ist mir lieber,
Als all deine Hab' und Gut.'

9. 'Ist dir der Reiter lieber
als all mein Gut und Hab',
So bind deine Kleider zusammen
Und lauf dem Reiter nach.'

10. 'Ach Mutter, liebe Mutter,
Der Kleider hab ich nicht viel.
Gib mir nur hundert Taler,
So kauf ich, was ich will.'

11. 'Ach Tochter, liebe Tochter,
Der Taler hab ich nicht viel.
Dein Vater hat alles verrauschet
In Würfel- und Kartenspiel.'

12. 'Hat mein Vater alles verrauschet
In Würfel- und Kartenspiel,
So sei es Gott geklaget,
Daß ich seine Tochter bin.

13. Wär' ich ein Knab geboren,
Ich wollte ziehen ins Feld,
Ich wollte die Trommel rühren
Dem Kaiser um sein Geld.'

Ähnlich fangen die meisten Graslieder an: 'Es wollte ein Mädchen die Lämmlein hüten am Rain, am grünen Rain'; 'Es wollt' ein Mädchen früh aufstehn dreiviertelstund vor Tag'; 'Es wollt' gut Jäger jagen drei Stunden vor dem Tagen'; 'Es wollt' ein Jäger jagen, wollt' jagen vor dem Holz'. Am schönsten ist vielleicht das Lied von den Winterrosen:

1. Es wollt' ein Mägdlein Wasser holen bei einem kühlen Bronnen.
Ein schneeweiß Hemdlein hat sie an, dadurch schien ihr die Sonne.

2. Sie sieht sich hin, sie sieht sich um, sie meint', sie wär' alleine,
Es kommt ein Reiter und sein Knecht, er grüßt die Jungfrau reine.

3. 'Gott grüß Euch, zartes Jungfräulein! Was steht Ihr hier alleine?
Wollt Ihr dies Jahr mein Buhle sein, so ziehet mit mir heime!'

4. 'Und Euer Buhle bin ich nicht, Ihr bringt mir denn drei Rosen,
Die dies Jahr sind gebrochen ab zwischen Weihnacht wohl und Ostern.'

5. Er reitet über Berg und Tal, er konnt ihrer keine finden,
Er ritt wohl vor einer Malerin Tür: 'Frau Malerin, seid Ihr drinnen?

6. Seid Ihr darinnen, so tretet herfür und malet mir drei Rosen,
Wie sie dies Jahr gewachsen sind zwischen Weihnacht wohl und Ostern.'

7. Und da die Rosen gemalet warn, da hub er an zu singen:
'Freu dich, feins Mägdlein, wo du bist, drei Rosen tu ich dir bringen.'

8. Das Mägdlein an dem Laden stund, gar bitterlich tät sie weinen.
'Ach Herr, ich hab's im Schimpf[1]) gered't, ich meint', Ihr fünd't ihr keine.'

9. 'Hast du's in einem Schimpf geredt, im Ernst sollst du mir's halten.
So bin ich dein und du bist mein, drum laß den lieben Gott walten.'[2])

1) Scherz. 2) so, in usum delphini, auch im Volksmunde!

Mannigfach umgewandelt lebt das Lied noch jetzt; es ist auch deswegen bemerkenswert, weil hier einmal der Dichter mit seinen Gefühlen auf der Seite des Ritters steht.

Aus dem Grasliede scheinen nun, wie aus dem Tageliede, mehrere neue Liedgattungen hervorzugehen. Da ist das reine Jägerlied; der Übergang kündigt sich schon in den Jägerabenteuern an, wo die Frau sehr oft als 'feines Wild' erscheint; dann erfährt die Natureinleitung Berücksichtigung: 'der Kuckuck scherzt, der Auerhahn pfalzt, dazu die Turteltaube'. Ein anderer Ableger ist die noch jetzt sehr beliebte Verführungsgeschichte. Im 15. und 16. Jahrhunderte lüstern-schmutzig, ist sie jetzt meist natürlich-sinnlich geworden: 'Luise wollt' spazieren gehn wohl in den grünen Wald'; 'Ich saß einstmals an einer Linde'; 'Es ging einst ein verliebtes Paar im grünen Wald spazieren'. Das Mädchen hatte in den älteren Liedern gewöhnlich etwas verloren — Schuh, Tasche, Ring, Rosenkranz —:

1. Es hatt' ein Mägdlein ein Schuh verlorn und konnt ihn nirgends finden.
Es sucht ihn hin und sucht ihn her, wohl unter einer grünen Linden.

2. Was fand es an dem Wege stahn? Einen Knaben wohlgetan.
Ist gut, ist gut, ist gut. Was unser Töchterlein tut.

Ferner scheint hier die Entführungsgeschichte anzuknüpfen:

Ach Jungfrau wollt Ihr mit mir gehn, oder wollt Ihr mit mir reiten?
So kauf ich Euch ein Sichelein, vorm Schwarzwald müßt Ihr schneiden.

Oder: 'Es wollt ein feines Mägdelein den Hafer binden, da stachen sie die Distelein in ihre Finger'. Nun kommt das feine Hänselein und führt sie weg. Vielbeliebt ist das Gesetz:

'Ihr gefällt mir aus der Maßen wohl.
Zieht Ihr mit mir davon!
Legt Eure besten Kleider an,
Sprecht, Ihr wollt zum Tanze gahn,
Und zieht mit mir davon.'

Warum sie die besten Kleider anlegen soll, zeigt folgendes Lied als Vertreter einer sehr beliebten Gattung:

1. 'Nun schürz dich Gretelein, schürz dich!
Du mußt mit mir hindann!
Das Korn ist abgeschnitten,
Der Wein ist eingetan!'

2. 'Ach Hänslein, liebes Hänslein,
So laß mich bei dir sein!
Die Wochen auf dem Felde,
Den Feiertag bei dem Wein!'

3. Da nahm er's bei der Hände,
Bei ihrer schneeweißen Hand,
Er führt' sie an ein Ende,
Da er ein Wirtshaus fand.

4. 'Nun Wirtin, liebe Wirtin,
Schaut aus um kühlen Wein!
Die Kleider dieses Gretelein
Müssen verschlemmet sein.'

5. Die Gret hub an zu weinen,
Der Unmut der war groß,
Daß ihr die lichte Zähre
Über ihr Wänglein floß.

6. 'Ach Hänslein, liebes Hänslein,
Du redetest nicht also,
Da mich daheim ausführtest
Aus meines Vaters Hof.'

7. Er nahm sie bei der Hände,
Er nahm sie bei der Hand,
Er führt sie an ein Ende,
Da er ein Gärtlein fand.

8. 'Ach Gretlein, liebstes Gretlein,
Warum weinest du so sehr?
Reuet dich dein frischer Mut
Oder reuet dich deine Ehr?'

9. 'Es reut mich nicht mein freier Mut,
Dazu auch nicht mein Ehr';
Es reuen mich meine Kleider,
Die werden mir nimmermehr!'

So wird im Volksliede entführt, nicht wie in dem herrlichen angeblichen Volksliede Heines: 'Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht'. In diesen Stimmungen wurzelt wohl auch das jetzt auf den in der Fremde walzenden Mann übertragene 'Wenn das meine Mutter wüßte, wie mir's in der Fremde geht.'

„Neidharde" hießen schon im 14. Jahrhunderte die zahlreichen schmutzigen Lieder, die das wüste Schlemmerleben des Bauern als Hintergrund für die Erweckung der Lüsternheit benutzen, wie z. B. die neuzeitlichen vom lieben Schaffner oder von der chambre séparée. Sie sind hier schon deswegen zu übergehen, weil sie keine Volks-, sondern Janhagellieder sind. Zwischen beiden besteht aber ein ganz gewaltiger Unterschied. Das Volk ist ohne Berücksichtigung seiner angestammten und in langer Entwicklung erworbenen Art nicht zu verstehen. Seine Seele ist eine überaus fein gestimmte Harfe, auf der zu spielen vermag nur, wer sie kennt, liebt und an seinen zeitlichen Vorteil nicht denkt. Darum muß das Volkslied aus diesem Eigenwesen des Volkes heraustönen oder in die Gemütskreise des Hörers hineinklingen. Der Janhagel aber hat gar keine Seele, nur sinnliche Triebe. Sein Lied braucht also auf geistige Wesenszüge des Hörers, weil er deren keine hat, keine Rücksicht zu nehmen. So führt es ihm eine, ihm nur von Hörensagen bekannte, aber im Grunde fremde Welt vor, damit er es nicht auf seine Wahrheit hin prüfe, — und in diese Welt setzt es die Ausgeburten der Lüsternheit und der Lüge hinein.

Nun gibt es aber weiter eine Anzahl von Liedgattungen, die man im weiteren Sinne „Neidharde" nennen kann. Eine davon behandelt die Vorbereitung auf den sommerlichen Tanz: das Mädchen bittet die Mutter, ihr den Gang zum Tanzplatze zu gestatten. Nach einem mehr oder minder heftigen, auch in Schlägerei ausartenden Redestreite — die Mutter fürchtet für den Ehrenkranz der Tochter —, setzt die Tochter ihren Willen durch und eilt

zur Linde, um dort, den Bauer verschmähend, mit dem Ritter zu tanzen. Die Liedart ward nun meines Erachtens nicht, wie man gewöhnlich annimmt, von Neidhart bereits in Deutschland vorgefunden, sondern muß von ihm in Anlehnung an ähnliche französische Gedichte bei uns eingeführt sein. Wer sollte sich auch vor ihm in dieser, in ihrer ganzen Haltung ritterfreundlichen und meist bauernverhöhnenden Liedgattung versucht haben? Ich halte das dithmarsische Springtanzlied mit seinem völlig neidhardischen Schlusse:

3. Als sie zum Abendtanze kam,
Zum Kinderspiele kam,
Sie ließ ihre Augen rundum [gahn,
Bis sie den Reiter fand.

9. Der Reiter war gut, zog ab den [Hut,
Er zog ab seinen Hut,
Er wollte sie küssen auf den Mund
Beim Tanz, an dem sie stund.

für durchaus neidhardisch. Dieses Lied ist deshalb von besonderem Reize, weil in ihm die Quelle zu der schönen Wechselrede zwischen Mutter und Tochter in der Märe von den Königskindern fließen wird (S. 122):

5. 'Ach nein, du liebe Tochter, allein sollst du nicht gehn.
So weck' auf deinen Bruder, und laß ihn mit dir gehn.'

Noch sehr beliebt ist der Stoff in der eigentümlichen Umwandlung: 'Es war eine schöne Jüdin.' Ihre Tochter will zum Tanze mit dem Schreiber. 'Das wäre aber eine Schande für's ganze jüdische Lande'. Der Schreiber verlangt, sie solle sich taufen lassen, ehe spränge sie aber ins tiefste Meer. Sehr dankbar und für alle solche Lagen gerne verwandt, wo die Tochter in Gefahr kommt, ihren Kranz so oder so zu verlieren, erweist sich der tätliche Streit zwischen Mutter und Tochter. Dann zuckt die Mutter die Zuberstange 'und macht der Tochter die Weil sehr lang, daß sie auf böhmisch sang'. Darauf führt auch das berühmte Lied vom kleinen Manne und der großen Frau zurück, wo der Mann an die Stelle der Mutter und zugleich, was das Schicksal betrifft, der Tochter tritt; die Frau will zum Weine oder auf die Kirmeß. Oder: aus den Neidharden, in denen die Mutter mit will zum Tanze, geht der unendlich hin- und hergewandte Stoff vom tanz-, trink-, ehewütigen Weibe hervor. Mit Neidharts Dichtung verwandt sind die Bauernspottlieder: 'Es gingen drei Bauern und suchten einen Bärn. Und als sie ihn fanden, da hättens' ihn gern.' Oder: 'Es ließ sich ein Bauer einen Baldrock schneiden, von siebenzehn Ellen und einem Quartier'. In diese Gattung gehört das berühmte Lied von den Pinzgauern, die wallfahrten wollten. Und endlich hängen mit Neidharts Dichtung, wenigstens äußerlich, zusammen die Lieder, in denen des

Bauern oder Müllers Frau die Heldin einer unsauberen Ehebruchsgeschichte ist.

Da wären wir denn glücklich auf unserer Fahrt vor dem berüchtigten 'Wirtshause an der Lahn' angelangt. Wir gehen nicht hinein. Aber es gehört einmal in die Landschaft hinein, die wir durchwandern. Wir wollen daher nur einen Blick durch die schmutzigen Scheiben werfen.

Das „Schamperlied" ist schmutzig, aber darum doch kein Janhagellied im Sinne der „Neidharde". Es besingt in ganz volkstümlich geschauter Einkleidung die allgemein bekannten, uralten Volkszoten, die sich seit dem Anfange unseres Jahrtausends durch ganz Europa erzählen, die schon der verlumpte Kleriker des 10. Jahrhunderts in lateinische Verse kleidet und denen Boccaccio zur dichterischen Unsterblichkeit verhilft. Dieses Lied ist von geradezu erstaunlicher Zähigkeit. Das noch überall bekannte 'Ich weiß mir eine Müllerin, ein wunderschönes Weib' ist ein halbes Jahrtausend alt und dabei kaum zersungen. Das kommt daher, daß diese Lieder natürlich nur selten und nur von Männern gesungen werden, im volkstümlichen Chore unserer Zeit aber kaum noch. Jeder kennt, aber wenige singen sie.

Von diesen Liedern haben zwei ihr besonderes Schicksal erlitten. Das vom verunglückten Nachtbesuche:

Ich ging bei eitler Nacht, die Nacht, die war so finster,
daß man kein Sternlein sah,

schon an sich nicht besonders schlimm, ist mit vielen Gesetzen zum harmlosen Pfänderspielliede geworden wegen seiner wunderlichen, leicht falsch herauszubringenden Rundreime. Dann ist das Lied vom Schwabentöchterlein, nach Übertünchung der gefährlichsten Stellen, zum völlig ernstgemeinten, noch allgemein gesungenen Chorliede geworden. Es behandelt aber auch einen tiefernsten Gegenstand, ein Geschick, alltäglich, dem man immer das Gemüt erschließen wird:

1. Es hatt' ein Schwab ein Töchterlein, es wollt' nicht länger dienen,
Sie wollt nur Rock und Mantel han, zween Schuh mit schmalen Riemen.
2. 'Willst du Rock und Mantel han, zween Schuh mit schmalen Riemen,
So mußt du nun gen Augsburg ein, Da selbst rot Gold verdienen.'
3. Da sie nun gen Augsburg kam, wohl in die engen Gassen,
Sie fragt wohl nach dem besten Wein, da Ritter und Knecht bei saßen.
4. Und da sie in die Stuben kam, da bot man ihr zu trinken.
Die Augen ließ sie untergahn, den Becher ließ sie sinken.

Und nun geht's ihr 'wie andern Weiben'. Drei gute Gesellen würfeln sie aus. Der allerjüngste wirft die meisten Augen. Inzwischen vermißt man zu Hause die Schwester:

9. Der jüngste, der unter den Brüdern war, der war der allerbeste;
Er ließ sich satteln sein apfelgrau Pferd, wollt' suchen sein liebe Schwester.

10. 'O Schwester, liebste Schwester mein, wie ist es dir ergangen,
Daß vorne dir der Rock zu kurz und hinten viel zu lange?'

12. Sie saß da hinter ihn aufs Pferd, er sollte sie verdecken:
Ach Bruder, lieber Bruder mein, hilf mir mein Schand verstecken.'

13. 'Ach Schwester, liebste Schwester mein, ich will dirs wiederkehren.
Ich weiß einen reichen Bürgerssohn, der dein begehrt in Ehren.'

XIV. Schreiber und Reiter. Liebe und Leben.

Wir sind unbemerkt in die Stadt gekommen und damit zum eigentlichen städtischen Dichter, dem Schreiber, den wir im Voraufgehenden schon so oft erwähnten.

Im engeren Sinne ist der Schreiber der Student. Hier soll man ihn aber nicht nach seinem Stande fassen, obwohl unzweifelhaft die meisten Schreiberlieder wirklich auch von 'Burschen' herrühren, sondern nach seiner Weltanschauung. Dann ist er der vornehmste Vertreter der gebildeten Jugend seiner Zeit und wer zu dieser gebildeten Jugend gehört und dichtet, dichtet die hier zur Sprache kommenden Schreiberlieder.

Außer dem Burschen gibt es eigentlich nur noch einen anderen Stand, der wirkliche Dichter hervorbringt. Es ist der der Reiter, die um Sold Rittern oder Städten dienen und, wenn sie nicht Sold bekommen, vom Raube leben, wie im Dienste des Raubritters:

1. Ich kam vor einer Wirtin Haus, man fragt mich, wer ich wäre.
'Ich bin ein armer Schwartenhals, ich äß' und tränk so gerne.'

2. Man führt mich in die Stuben ein, da bot man mir zu trinken.
Meine Augen ließ ich untergehn, den Becher ließ ich sinken.

3. Man setzt mich oben an den Tisch, als ich ein Kaufherr wäre.
Und da es an ein Zahlen ging, mein Säckel stand mir leere.

4. Da ich zur Nacht wollt' schlafen gehn, man wies mich in die Scheuer.
Da ward mir armen Schwartenhals mein Lachen viel zu teuer.

5. Und da ich in die Scheuer kam, da hub ich an zu nisten.
Da stachen mich die Hagedorn, dazu die rauhen Distel.

6. Da ich des Morgens früh aufstund, der Reif lag auf dem Dache.
Da mußt ich armer Schwartenhals meins Unglücks selber lachen.

7. Ich nahm mein Schwert wohl in die Hand, und gürt' es an die Seiten.
Ich Armer mußt zu Fuße gahn, das macht, ich hatt' nicht z' reiten.

8. Ich hub mich auf und ging davon und macht mich auf die Straßen.
Mir kam eines reichen Kaufmanns Sohn, sein Tasch mußt er mir lassen.

Die Lieder, die auf den Stand des Reiters gehn, verraten mit ihrem wehmütigen Grundtone aufs deutlichste, daß, der sie dichtet, aus anderen, besseren Verhältnissen heraus auf die Landstraße kommt:

Und wenn die kleinen Waldvöglein singen,
Die Blümlein aus der Erde springen,
So freuen sich alle Leute;
So muß ich armes Reiterlein
Wohl über die Heid' ausreiten.

1. Ich ritt mir aus nach Abenteuer
Durch einen grünen Wald,
Und der war nicht geheuer.
Drinn fand ich ein' säuberliche Magd:
Röslein rot wollt' sie brechen,
Hat sie mir gesagt.

2. Röslein rot zu einem Kranze!
Und wer einen lieben Buhlen hat,
Der mag fröhlich tanzen.
Das hab ich armer Reiter nit.
Muß reiten und rauben,
Stehlen wie ein Dieb.

3. Reiten und Rauben ist keine Schande.
Das tun die Herren all,
Die besten in dem Lande.
Drum wagen sie ihrn Leib und [Gut.
Sie liegt mir an dem Herzen,
Ja, die mich singen tut.

Oder:

1. Der Reif und auch der kalte Schnee der tut uns armen Reitern weh,
Was sollen wir nun beginnen?
Was haben wir denn zu verzehrn, wenn wir die Straßen nicht reiten können?

2. So treiben wir aus Lämmer und Schaf. So folgen uns die Mägd- [lein nach.
Mein grau Roß tut mich zwingen.
So reiten wir den grünen Wald auf und ab, da hört man die Waldvöglein singen.

3. Wir kamen vor eines Wirtes Haus, da sah das Mägdlein zum [Fenster aus,
Das Mägdlein auf hoher Zinnen.
'So hab' ich all die Reiter lieb um meines Buhlen willen.'

Das Reiterlein ist 'arm', ein 'guter Schlucker', 'seines Guts ein armer Knecht'; er dichtet sich 'Reiters Trostlied': 'Ob ich schon arm und elend bin, so trag' ich doch einen steten Sinn, Hoffnung soll mich ernähren.'1) Sein Stand ist für ihn nur eine Nothütte

1) erretten.

auf dem verschneiten Lebenswege; überall sehnt er sich nach einem verlorenen Glücke, und er wäre gewiß herzlich froh, wenn er nicht zu stehlen brauchte wie ein Dieb. Der Durchschnittslandsknecht dagegen geht in seinem Leben auf, wie seine Lieder zeigen, die aber an dichterischer Schönheit unendlich hinter den Reiterliedern zurückstehen und deutlich verraten, daß schon damals die Zugehörigkeit zu „einer herabgedrückten, von dem Verkehre mit den höheren Sphären des Lebens abgeschnittenen Kultur" (Vilmar) auch die besten Gedanken unschön herausbringt. Der dichtende Reiter gehört sicher zu den Gebildeten; er ist der vorläufig entgleiste 'Bursche'. Wer außer Schreibern und Reitern sich an den Liedschlüssen als Dichter bekennt, verrät sich stets als Augenblicksdichter, der aus den tausend Bildern und Liedgesetzen, die in allen Gassen herumschwirren, ein 'neues Lied' ohne eigene Erfindung zusammenschweißt. Oder sein Lied trägt alle Züge des handwerkmäßig steifen, unsingbaren Meistergesanges.

Der nicht entgleiste 'Bursche', der eigentliche Schreiber, stellt sehr häufig jene Gattung dar, die man heute noch so oft auf Hochschulen antreffen kann. Alles ist sein, und er ist alles. 'Die Burschen können auch nit hauen des Morgens in dem Taue die schönen Wiesen breit.' Mit Schulden bei armen Witwen und kleinen Handwerkern, 'Hausproleten' und 'Filösen', geht's zum Tore hinaus, und die Studentenbraut läßt er sitzen, weil sie sein Fortkommen hindern könnte. Im großen und ganzen ein wenig liebenswerter Geselle. Aber Zeug zu tüchtigen Männern, wenn sie nicht, was gerade bei ihrem rücksichtslosen Wesen selten ist, verlumpen, wie der fahrende Schüler, der immer auf der Landstraße bleibt und hinter der Hecke stirbt. Das ist eher des weicheren Reiters Los.

Aus diesem Wesen heraus klingt das berühmte Abschiedslied des Burschen, das wie kaum ein anderes im 16. Jahrhunderte beliebt war. Noch deutlich hebt sich aus ihm das Tagelied als die Quelle des Abschiedsliedes hervor:

1. Ich stund an einem Morgen
Heimlich an einem Ort;
Da hatt' ich mich verborgen.
Ich hört klägliche Wort
Von einem Fräulein hübsch und
fein.
Das stund bei seinem Buhlen;
Es mußt geschieden sein!

2. 'Herzlieb, ich hab vernommen,
Du woll'st von hinnen schier!
Wann willst du wiederkommen?
Das sollst du sagen mir!'
'Nun merk, feins Lieb, was
ich dir sag!
Meine Zukunft tust mich fragen:
Weiß weder Stund noch Tag!'

3. Das Fräulein weinet sehre,
Sein Herz war unmutsvoll.
'So gib mir Weis' und Lehre,
Wie ich mich halten soll!
Für dich so setz ich all mein Hab',
Und willst du hie beleiben,
Verzehr ichs Jahr und Tag!'

4. Der Knab der sprach aus Mute:
'Deinen Willen ich wohl spür!
Verzehrten wir dein Gute,
Ein Jahr wär bald hinfür;
Danach müßt es geschieden
sein!
Ich will dich freundlich bitten,
Setz deinen Willen drein!'

5. Das Fräulein das schrie: „Morte,
Mord über alles Leid!
Mich kränken deine Worte!
Herzlieb, nit von mir scheid'!
Für dich da setz ich Gut und Ehr,
Und sollte ich mit dir ziehen,
Kein Weg wär mir zu ferr!'

6. Der Knab der sprach mit Züchten:
'Mein Schatz ob allem Gut,
Ich will dich freundlich bitten,
Schlag solchs aus deinem Mut!
Gedenk mehr an die Freunde dein,
Die dir kein Arges trauen
Und täglich bei dir sein!'

7. Da kehrt er ihr den Rücken,
Er sprach nicht mehr zu ihr.
Das Fräulein tät sich schmücken[1])
In einen Winkel schier
Und weinet, daß sie schier verging.
Das hat ein Schreiber gesungen,
Wie's einem Fräulein ging.

Reiter und Bursche zusammen verkörpern den Zeitgeist des großen 16. Jahrhunderts. Die Zeit war der unsrigen vielfach ähnlich. Reich an tiefster seelischer Erregung und Anregung, wo der Tag immer Neues brachte. Die Welt so weit und das Haus so voll und eng. Die gebildete Jugend mußte aufs Ungewisse hinaus arbeiten und streben. Unsicher den meisten die Zukunft in einer Zeit, wo das Angebot die Nachfrage nach Wissen und Können weit überstieg und wo die wirtschaftlichen Verhältnisse des Adels und des Mittelstandes längst nicht mehr die besten waren; dabei aber das Glück in allen Gassen für den, der es finden konnte, von allen erträumt. Die Gegenwart meist schwer, aber mit starker, weil hoffender Seele ertragen; die Vergangenheit eine bunte, lange Reihe ineinander fließender Bilder von glücklichen und sorgenvollen Stunden. Des Tages zu genießen war die Losung, nicht um im Genusse aufzugehen, sondern um diesen nicht zu versäumen. Denn 'das Glück ist kugelrund'. Morgen liegt der Reif auf dem Dache. Aber auch: 'Ein reicher Kaufmann kann werden arm, ein armer Reiter reiche'. Eine solche Zeit gebiert immer zwei Menschenarten, die sich aus der gleichgültig sich schieben lassenden Menge herausheben: den, der das Glück mit Härte und Selbstsucht zwingen will, den Burschen, und den, der unter dem Geschicke steht und seine Last schwer empfindet, weil er nicht die Seelenhärte besitzt, nur an sich zu denken,

1) schmiegen.

den Reiter. Und beide Arten sind oft vereint, wie in Goethe, in Ulrich von Hutten.

Dem Schreiber verdankt der Volksliederschatz an neuen Gattungen das Schlemmerlied und das betrachtende Liebeslied.

Des Schreibers Schlemmerlied steht ganz auf der Höhe, die diese dem Deutschen so wahlverwandte Dichtart erreichen kann. 'Der Märker und der Preuße, Baier oder Schwab und Frank lieben den Trank'. Hängt für Heine, den einzigen Dichter deutscher Zunge, dem kein Trinklied gekommen sein soll, der Himmel nur voller 'Mandeltorten, Goldbörsen und Straßendirnen' (v. Treitschke), so kommt für unsern Schreiber dazu noch der Wein, nicht das Bier, das man ähnlich verabscheut wie das Wasser: 'Von Bier will man auch sagen, es sei ein starker Trank. Es will nicht in meinen Magen, zurstund macht es mich krank'; 'So trink ich lieber Wein denn Bier, der Narren find man mehre'. Das Wasser erst, 'es schwenkt eim nur den Mund, und tut im Magen schweben'. Zum Weine tritt die jetzt gar nicht mehr besungene Magenweide: 'Backen wir ein Küchelein, Mäuselein und Sträubelein'; 'Was wollen wir mehr haben? den Schlaftrunk bringt uns her und Lebkuchen und Fladen und was Ihr Guts habt mehr!' und morgens um vier heißt es 'Die Specksupp laßt uns kochen schier'. Besonders wird die Martinsgans, das Huhn und der Schweinebraten angesungen: 'Steck an den Schweinebraten, dazu die Hühner jung'. Und dann wünscht sich der Schlemmer 'Sechs hübscher Fräulein zarte, an jeglicher Seiten drei', wie es in dem berühmten Liede 'Wo soll ich mich hinkehren, ich dummes Brüderlein?' heißt. Der Wirtin Töchterlein spielt in diesen Kreisen eine ganz andere Rolle als bei Uhland. Das 'Luder', wie die 'Stallbrüder', 'Schlemmer' und 'Prasser' ihre Kneipe nennen, hat seitdem doch bedeutend anständigere Nachfolger gefunden. Aber es müßte kein deutscher Zecher sein, dem der Wein nicht über die anderen Schlemmerfreuden ginge: 'Der liebste Buhle, den ich han, das ist der Muskateller'. Und sie haben schon ähnlich feine Weinzungen, wie die heutigen Trinkrecken an Rhein, Mosel und Nahe. In einem langen Gedichte werden die Weinarten gewürdigt: Laudenburger; Niersteiner; Elsässer, 'will getrunken sein mit Züchten'; 'Der Heinzerock stößt mir einen Bock'; 'Wein von Heimsbach macht ziemlich schwach, so man zu grob tut saufen'; der beste aber ist der Fürstenberger: 'derselbig wächst zu Bacharach, Gott wolle ihn wohl bewahren'. Auch der gewürzte Salbeiwein

wird gepriesen, und den 'Wermutwein, den tut man morgens kennen'. Überall mahnt diese Dichtung an die heutige:

Nun seid mir Gottwillkommen,
Kommt ihr von Geilenhausen!
Bei so viel guten Gesellen
Laß' sich niemand grausen!

Der Wein ist gut! Seid wohlgemut
Den Abend wie den Morgen!
Das Glas geht um und wiederum;
Laß' klein Waldvöglein sorgen!

Denn 'Morgen kommt der Engelländer, bringt den Beutel mit dem Gelde. Trink Bruder trink!' So klingt's wie heute: 'Aus diesem Haus da komm ich nit, scheint mir der Morgensterne; Heller und Pfennig hab' ich nit und trink so grausam gerne', und auch Noah kommt schon als Weinerfinder zu seinem Rechte. Allerdings bringt der Wein um Hab und Gut: 'Hätt' ich das Kaisertum, dazu den Zoll am Rhein und wär' Venedig mein, so wär' es all's verloren; verschlemmet müßt' es sein.' Aber der Schlemmer will 'darum nit sorgen; Gott beschert mir morgen mehr' und bringt seine Trinkerweisheit an: 'Was hilft's, daß ich lang spar'? Vielleicht verlör' ich's gar. Sollt's mir ein Dieb austragen, es reute mich ein Jahr.' Und wenn der Wirt ihm am Leibe keinen Faden mehr läßt und des Wirtes Fräulein abzieht 'unter ihrem Arm des Schlemmers Kleider gut': er 'läßt die Vögel sorgen gen diesen Winter kalt'. Etwas anders als heute, sehr derb, aber überaus witzig, wird der Rausch beschrieben: 'Wir gehn schier an den Wänden'; 'Zuletzt fiel einer unter die Bank, dem andern ward die Zung zu lang', und ein Lied, das ich hier nicht gut mitteilen kann ('Was wollen wir auf den Abend tun?'), sieht sogar so aus, als ob es von einem Berauschten gedichtet wäre. In der Gelagstimmung wurzeln weiter wohl auch die lustigen Wunder=, Wunsch= und Lügenlieder:

Ein Amboß und ein Mühlenstein,
Die schwammen zu Köln wohl
übern Rhein,
Sie schwammen also leise;

Ein Frosch verschlang
Eine glühnde Pflugschar
Zu Pfingsten auf dem Eise;

weiter das heutzutage wieder aus dem Schalltrichter ertönende zotige Lied von der Vogelhochzeit und das vom Schlaraffenlande. 'Doch Gott behüt die frommen Knaben, die allzeit voll wollen sein'.

Beim Trunke mag wohl das Spottlied Pflege erfahren haben, denn schon Notker († 1022) klagt: „Sie saßen beim Weine und sangen von mir. So tun noch viele, singen von dem, der ihrem Unrechte wehret". Ich habe hier die besondere Art von Spottliedern

auf wählerische Frauen im Auge, die vielfach auf Entstehung in Schlemmerkreisen hinweisen:

Ein Maidlein, ein Maidlein, das ist gar hübsch und fein.
Sie hat eine wunderlange Nas' und trinkt gar gerne Wein.
'Ei Maidlein, ei Maidlein, wohlauf mit mir ins Feld!'
'So nein ich, so nein ich, du Narr, du hast keine Geld,'

Oder:

2. Mein feins Lieb hieß mich niedersitzen an ihrer schmalen Seiten.
Sie sah mich über die Achsel an, sie meint mein Geld im Beutel.

3. Dieweil ich Geld im Beutel hatt', da ward ich wert gehalten.
Da ich kein Heller und Pfennig hatt', hat sich die Lieb zerspalten.

Oder:

Das selbig Maidlein ist hübsch und fein und tritt auf zweien Pantoffeln herein,
Kann gar hübsch einher schnappen.
Geht einer für sie und grüßt sie nit recht, sie hängt ihm an eine Kappen.

Und schon heißt es 'Dein Herz ist wie ein Taubenhaus, einer fliegt ein, der andre aus. Manch gut Gesell hat's beklaget'. Hierher gehört das bekannte 'Das Maidlein will einen Freier habn und sollt' sie'n aus der Erde grabn für fünfzehn Pfennige' und die bekannten Klänge: 'Wenn ihr zu meiner Liebsten kommt, sagt ihr einen guten Morgen. Sprecht, es geht mir sehr wohl, sie braucht um mich nicht sorgen'. An diese Lieder nun knüpft wahrscheinlich eine Gattung der Abschiedslieder an. So das noch allgemein gesungene:

1. 'Heut noch und morgen
Da bleib ich noch bei dir. [Tag,
Und wenn es kommt der dritte
Scheid ich, schöns Lieb, von dir'.

2. 'Warum willst du wegziehen,
Mein Schatz, mein Augentrost?
Wann willst du wiederkommen
Und daß du mich erlöst?'

3. 'Und wenn ich auch gleich wieder-
Was hülf es aber dich? [käm',
Lieb will ich dich schon haben,
Aber nehmen mag ich dich nicht.'

5. 'Ach Jungfrau, seid ihr stareblind
Oder seht ihr sonst nicht wohl?
Ei seht ihr nicht, was Hasen sind,
Und daß man sie schießen soll?

6. Die Hasen soll man schießen,
Die laufen in dem Wald.
Schöne Jungfern soll man küssen,
Eh denn sie werden alt.

7. Es ist kein Äpflein so rosenrot,
Es steckt ein Würmelein drin.
Keine Jungfer wird geboren,
Sie trägt einen falschen Sinn.'

Oder:

1. Mein Buhle hat mir einen Brief geschickt, darin da steht geschrieben:
Sie hab' einen andern lieber als mich. Darauf hab ich verziegen.

2. 'Hast du einen andern lieber denn mich, das acht' ich wahrlich kleine.
Da sitz ich auf mein apfelgrau Roß und reit' wohl über die Heide.'

3. Und da ich über die Heide kam, mein feins Lieb trauret sehre.
Laß fahren, was nit bleiben will! Man findt der schönen Jungfraun mehre.

Außerordentlich beliebt ist das Reitergesetz:

Zwischen Berg und tiefem Tal
Liegt eine freie Straße.
Und wer seinen Schatz nicht halten kann,
Der soll ihn fahren lassen.

Im deutschen Volksliede spielt diese Untreue eine sehr große Rolle. Man bedenke aber, um was für Mädchen es sich ursprünglich in den Liedern wohl ausschließlich gehandelt hat.

Ganz anders klingt das friedliche Abschiedslied, eine herrliche Perle. Noch allgemein bekannt ist das innige 'Innsbruck, ich muß dich lassen'. Neuerdings wieder auf der Studentenkneipe beliebt wird das zartempfundene, etwas biedermeierische:

1. Ach Gott, wie weh tut scheiden!
Hat mir mein Herz verwundt.
So trab' ich über die Heide
Und traur' zu aller Stund'.
Der Stunden der sind allzuviel.
Mein Herz trägt heimlich Leiden,
Wie wohl ich oft fröhlich bin.

2. Hatt' mir ein Gärtlein bauet
Von Veiel und grünem Klee.
Ist mir zu früh erfroren,
Tut meinem Herzen weh.
Ist mir erfrorn bei Sonnenschein
Ein Kraut Jelängerjelieber,
Ein Blümlein Vergißnichtmein.

5. Sollt' mich meines Buhlen erwegen,
Als oft ein andrer tut,
Sollt' führn ein fröhlichs Leben,
Dazu einen leichten Mut?
Das kann und mag doch nicht gesein!
Gesegne dich Gott im Herzen!
Es muß geschieden sein.

Viel höher steht mir Reiters Abschied:

1. So wünsch' ich dir eine gute Nacht,
Bei der ich war alleine.
Ein traurig Wort sie zu mir sprach:
'Wir zwei, wir müssen scheiden.'
Ich scheid mit Leid,
Gott weiß die Zeit!
Wiederkommen das bringt Freuden.

3. Das Mägdlein an dem Laden stand,
Hub kläglich an zu weinen:
'Gedenk daran, du junger Knab',
Laß mich nicht lang alleine!
Kehr' wieder bald!
Dein Aufenthalt
Löst mich von schweren Träumen.'

4. Der Knabe wohl über die Heide ritt,
Er warf sein Rößlein herumme:
'Nun segne dich Gott, mein schönes Lieb,
Wend deine Red nicht umme!
Beschert Gott Glück,
Geht's nimmer zurück!
Ade, meines Herzens ein' Krone!'

Schon damals heißt es: 'Ach Scheiden, immer Scheiden, wer hat dich doch erdacht?' und an Uhlands lieblichen Abschied des Burschen gemahnt:

Das Mägdlein an der Zinne lag,
Sie sah zum Fenster 'naus;
In rechter Lieb' und Treue
Warf sie zwei Kränzlein 'raus.

Das eine war von Veiel,¹)
Das ander von grünem Klee.
'Soll ich dich, feins Lieb, meiden,
Meinem Herzen dem geschieht weh.'

In diesen Liedern haben wir bereits die Pflanzenbilder, die für den Schreibersang kennzeichnend sind. Sie gedeihen auf dem Boden des alten Mailiedes (S. 44). Und damit müssen wir auf einen Augenblick ins graueste Altertum zurück.

Der Sommer bringt uns Kindern des Nordens deutlich überall neues Leben, während im Winter das Leben eingeschlafen scheint. Uns greift diese Beobachtung nur noch ans Gemüt. Unsere ursprünglichen heidnischen Vorfahren aber lebten noch danach. Für sie war der Sommer die Zeit der Liebe, wie ein ursprüngliches Volk die Liebe allein auffassen kann. So besang das Mailied diese Liebe, es forderte zu ihr auf, unverhüllt, derb, aber nirgends lüstern. Wenn die Kirche so oft den Volksgesang der Übergangzeit zum Christentume 'schändlich', 'üppig', 'lüstern' schilt, so tut sie das von ihrem Standpunkte aus gewiß mit Recht. In dem S. 18 erwähnten Gedichte des 11. Jahrhunderts, das auf einen weltlichen Wechselgesang als Muster zurückgeht, folgte auf den jahreszeitlichen Eingang — 'Die schöne Zeit ist da, es grünt das Gras auf Erden, von Liedern erschallen die Wälder, nun singen die Vögel im Walde' — erst eine Wechselfrage des Mädchens — 'was ich tun soll, sage du mir das' — und dann ohne weitere Umschweife die Aufforderung 'Süßeste Nonne, koste meine Minne'. Derart waren die winileod²), die Karl der Große den — Nonnen verbieten mußte und gegen welche die Kirche einen endlich siegreichen, langen Kampf kämpfte. Noch im 15. und 16. Jahrhunderte werden von der Kirche den Weisen dieser Lieder christliche Stoffe untergeschoben:

Ihr Schwesterlein, ihr Schwesterlein, ihr allerliebsten Gespielen mein!
Wir wollen singen ein Abendreihn von unserem Herrn Jesulein.

Das Mailied leitete wohl regelmäßig den Tanz unter der Linde und das Kranzsingen ein. Es begann mit dem Natureingange, der

1) Veilchen (= lat. viola).

2) Das Wort bedeutet nicht, wie man gewöhnlich sagt, 'Liebeslieder' in unserem Sinne, sondern Kameraden-, Gesellenliedlein, vom volkstümlichen Chore gesungen. (altd. wine ist 'Freund'.)

in formelhaften Wendungen immer wieder dieselben Züge verwertete; daran schloß sich die Aufforderung zum Tanze:

Nun sollen wir alle Freude han, die Zeit mit Sange wohl begahn.
Wir sehen Blumen stahn, die Heide ist wonniglich getan.
Tanzen, reihen, springen wir mit Freude und auf mit Schalle!
Das ziemt guten Mägdlein, wie es soll. Nun spielen wir mit dem Balle.[1])

Auf das Mailied führen die vielen Liedanfänge mit jahreszeitlichen Begriffen zurück: 'Wenn alle Brünnlein fließen'; 'Drauß' ist alles so prächtig'; 'Es kann mich nichts Schönres erfreuen, als wenn es der Sommer angeht'; umgekehrt: 'Der Winter ist ein harter Gast'; 'Es ist ein Schnee gefallen, denn es ist noch nicht Zeit'. Daraus entwickelt sich das reine Frühlings- und Naturlied, das heute eine so große Rolle spielt.

Aus den älteren Mailiedern hören wir noch oft den Vorsänger heraus, sei es Spielmann oder Meister (S. 70):

Ich komm aus fremden Landen her, Der neuen Mär bring ich so viel,
Und bring Euch viel der neuen Mär. Mehr denn ich Euch hier sagen will.

So fängt ein Kranzaussingelied an. Dem oder den Sängern werden Fragen aufgegeben, wie in dem S. 42 mitgeteilten Liede. Oder der Bursche legt der Jungfrau Fragen vor: 'Welches ist die mittelste Blume im Kränzelein? Das seid Ihr'. Wir können in der Art, wie Chor und Singer miteinander abwechseln, leicht einen Überrest uralten Gottesdienstes erkennen (S. 42). Bei diesem Kranzaussingen besonders hatte der Wettsinger oft Gelegenheit, seine eigene Dichtung, sei es im Augenblick entstandene oder auch vorher vorbereitete, vorzutragen, die dann, wenn sie den Beifall des Chores fand, von diesem übernommen und damit zum Volksliede werden konnte.

Mit dieser, noch in Pfänderspielen und Kinderringelreihen dürftig fortlebenden Sitte, deren Untergang wir nur tief beklagen können, hängt nun sicher manche Stileigentümlichkeit des deutschen Volksliedes zusammen. So z. B. die Frage: 'Was trägt er an seinem Finger? Von Golde ein Ringelein'. Dann die ganz eigentümliche Art, wie der Augenblicksgedanke, plötzlich vorgebracht, an sich

1) Carmina burana. Es folgen noch zwei Zeilen, die erst später hinzukamen, wie Reimbehandlung und Inhalt zeigen. Während 1—8 von den Mädchen und in der Mehrzahl gesprochen werden, spricht in 9, 10 der junge Mann für seine Person.

unbegründet, überleitet zu dem folgenden. Der Wettsinger holt sich eben seine Gedanken aus der nächsten Umgebung, wie der, welcher die Hechtleber besingt: 'Dort droben auf jenem Berge, da steht ein goldenes Haus'; 'Drei Laub auf einer Linden, die blühen also wohl; sie tät viel tausend Sprünge, ihr Herz war Freuden voll; ich gönn's dem Mägdlein wohl'; 'Der Wind der weht, der Hahn der kräht, der Fuchs läuft in dem Kraute'; 'Es geht ein Storch auf jener Wies; es ist kein Storch, es ist mein Lieb'; 'Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken'; 'Es geht ein frischer Sommer daher'; 'Nun laube, Lindlein, laube'. — Auch die aus vielen Liedern belegbare Verwendung des Sprichwortes entstammt diesem Ursprunge. Der Wettsinger griff damit eine Eigentümlichkeit auf, die unter den berufsmäßigen Vorsängern besonders die Meister (S. 70) übten, während die Anfänge 'ich weiß', 'nun schweigt fein still', 'nun hört' auf die niederen Spielleute hinweisen. So dichtet ein Naturdichter am Tanze. Aber der am Abendtanze begünstigte Sänger, der Schreiber, bringt die Kunst. Er findet den Gedanken im Keime vor, daß die Jungfrauen mit den Blumen im Kranze verglichen werden. Und schon längst hatte es, wenigstens dem Sinne nach, geheißen:

Die Röslein sind zu brechen Zeit.
Derhalben brecht sie heut!
Und wer sie nicht im Sommer bricht,
Der bricht s' im Winter nicht.

Und brichst du sie im Sommer nicht,
Das reuet dich, ja dich!
Es geht ein frischer Sommer daher,
Dasselbig freuet mich.

Der Schreiber aber, das Kind einer in Sinnbildern schwelgenden Zeit, schafft daraus einen Schatz von durchdachten, ja durchklügelten Bildern, der nur unter den Händen bewußter, nachdenkender Kunst seine Ausbildung erfahren haben kann. Die Liebste hat ein 'Wurzgärtlein', einen 'Rosengarten'; Bäume 'von Ästen weit', kühle Brunnen, der Schlüssel zum Garten spielen eine mehrdeutige Rolle, und die alten Namen der Kräutlein 'Vergißmeinnicht', 'Wegwarte', 'Wohlgemut', 'Hab mich lieb' werden zu deutlichen Sinnbildern verwendet, besonders:

Das Kraut *Je länger je lieber*
An manchem Ende blüht,
Bringt oft ein heimlich Fieber,
Wer sich davor nicht hüt.

Ich hab es wohl vernommen,
Was dieses Kraut vermag,
Doch kann man dem vorkommen,
Wer *Maßlieb* braucht Alltag.

Sogar ein Blümlein 'Schab'-ab!' wird eigens erfunden. Und ehr-, oder wohl nur zweideutig, ist es, wenn es heißt:

In meines Buhlen Garten
Da stehn zwei Bäumelein;
Das eine trägt Muskaten,
Das andre Nägelein.

Muskaten, die sind süße,
Die Nägelein die sind räß.[1]
Die geb' ich meinem Buhlen,
Daß er mein nicht vergeß'.

Der Blumen Feind ist Reif und kalter Schnee, ihre Zier der Tau. Und schon singt 'ein junger Hacht, als er von ihr wollt' scheiden' das Röslein auf der Heiden an.

So schafft der Schreiber aus vorhandenen volkstümlichen Keimen einen sehr reichen Vorrat an neuen Bildern, die mit den spielmännischen zum Teile bis auf unsere Tage kommen, aber meist in ganz anderer Bedeutung, als ihnen ursprünglich eigen war. Am verständlichsten bleibt das Bild vom Rosenbrechen, aber mit der neuen Farbe 'Wer lieben will, muß leiden': 'Wer Rosen will abbrechen, der scheu die Dornen nicht, wenn sie gleich heftig stechen'. Der Rosengarten blüht in den beiden verbreitetsten neuzeitlichen Volksliebesliedern weiter, aber mehr verborgen; und ich glaube, er blüht hier schöner, als damals, wo das Bild noch allzu deutlich war:

'Schatz, ach Schatz, ach zieh nicht fort von mir!
Im Rosengarten Will ich deiner warten,
Im grünen Klee Im weißen Schnee.'

heißt es in dem bekannten reizenden Wechselliede und dann:

1. Ist alles dunkel, ist alles trüb,
Dieweil mein Schatz einen andern liebt.
Ich hatt' gedacht, du liebtest mich;
:,: Aber nein, aber nein, aber nein :,:
Aber nein, aber nein, du hassest mich!

2. Was nützt denn mich ein schöner Garten,
Wenn andre drin spazierengehn?
Und pflücken mir die Röslein ab,
,: Woran ich ja meine :,:
Woran ich ja meine Freude hab?

Ein eigentümliches Weiterleben ist den zweideutigen Bäumlein, die Muskaten und Nägelein tragen, beschieden. Das mitgeteilte Gesetz lautet jetzt, als zweites des bekannten Liedes 'Da droben auf jenem Berge', vielerorten so:

In meines Großvaters Lustgarten
Da stehen zwei prächtige Bäum',
Der eine der träget Muskaten,
Der andere Feinsnägelein.

Muskaten und die sein süße,
Feinsnägelein riechen gut,
Die will ich meinem Schätzchen mitnehmen,
Daß es an mich denken tut.

1) 'scharf', lebt noch in Mundarten.

Man denkt unwillkürlich an die bekannte, an Eichendorffs 'Mühle im Grunde' vorgenommene Änderung: 'Mein Onkel ist verschwunden, der dort gewohnet hat'. Diese Änderung, ob nun absichtlich von einem besorgten Sittenwächter vorgenommen oder nicht, ist bezeichnend für die Art, wie diese alten Ausdrücke sich durch die Jahrhunderte hindurch halten. Das Stichwort bleibt, die ursprünglichen Beziehungen werden vergessen, und neue knüpfen sich an. In Goethes herrlichem 'Veilchen' wird das arme Veilchen vom Mädchen zertreten; gerade umgekehrt im alten Rosengartenliede, wo das Mädchen sich dagegen verwahrt, daß der Schatz ihre Blumen zertritt. Der in des Wassers Grunde schwimmende Fisch mit dem Ringe im Munde (S. 29) erhält in dem bekannten — nach meinem Gefühle absichtlich (S. 34) als Volkslied verfaßten — 'Bald gras' ich am Neckar, bald gras' ich am Rhein' eine ganz neue und doch auch alte Verwendung: Der Fisch verschlingt das ins Wasser geworfene Ringlein, er kommt 'auf dem König sein'n Tisch', und der Besitzer des Ringes meldet sich. Hier wächst also der eine der beiden in dem Gedanken ruhenden Keime aus; der Ring. Anderseits wird der Ring aufgegeben und der Fisch bleibt. In einem beliebten Liede, mit ähnlichem Grundtone wie dem alten spielmännischen vom Vogel mit dem zerschrotenen Gefieder, heißt es:

Auf dem Berg, da sitzt ein Vogel,
Wär' es eine Nachtigall!
Nachtigall, Schöner Schall,
Grüß' mein'n Schatz viel tausendmal!

In dem Wasser schwimmt ein Fisch.
Lustig wer noch ledig ist.
Lustig ist, Wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist.

Hier sind sicher die alten Vorbilder verwendet. Aber Nachtigall und Fisch haben ganz andere Bedeutungen bekommen. 'Der Fisch ist frei' denkt das Lied jetzt und findet so einen ähnlichen Schlußgedanken, wie das alte ihn hatte. Wer nur das heutige Lied vernimmt, hält den Satz 'In dem Wasser schwimmt ein Fisch' für einen jener oben besprochenen Augenblicksgedanken. Wir wissen jetzt, daß er eher bestand, als das, was er jetzt begründen hilft. Und ganz ebenso heißt es, nur das Stichwort ist beibehalten, eine ganz neue Beziehung geschaffen:

Auf dem See da schwimmt ein Schwan, schwarzbraunes Mädchen, schau mich an.
Mädchen, wie bist du so schön gestalt, gleichst einer Rose in dem Wald.

So hat auch in dem bekannten Liede von Helmine von Chezy 'Ach, wie ist's möglich dann' das uralte Bild vom Liebsten als Vogel

neue Verwendung gefunden, obwohl sogar noch die alte Ortsbestimmung beibehalten ist:

Wär' ich ein Vögelein,
Wollt ich bald bei dir sein.
Scheut' Falk und Habicht nicht,
Flög' schnell zu dir.

Schöß' mich ein Jäger tot,
Fiel ich in deinen Schoß,
Sähst du mich traurig an,
Gern stürb' ich dann.

Wer kennt endlich nicht den zu Lauterbach verlorenen Strumpf? Früher hielt der verlorene Gegenstand auch zu Gedanken her. Aber da waren diese wesentlich anderer Art (S. 138).

Auf das Mailied werden im letzten Grunde einige besondere Arten des Liebesliedes zurückgeführt werden können. In der Benediktbeurer Handschrift finden wir ein lateinisches Gedicht, das die Umstände vorführt, unter denen sich naturgemäß Burschen und Mädchen zum Tanze zusammenfanden: 'Nun kleidet der reizende Sommer in Laub die Blöße der Bäume. Die Schar der Mädchen trägt Verlangen, die blühenden Haine zu schauen. Ihr folge in Freuden die männliche Jugend, eine liebliche und fröhliche Versammlung'. Wir sahen S. 18, daß schon sehr früh die von diesen Doppelchören gesungenen Lieder nicht mehr die Chöre als solche, sondern nur noch Einzelpersonen einander gegenüberstellten. Eine einfache Abänderung ergibt dann das Stelldicheingedicht.

In einigen dieser Lieder zeigt sich schon voll entwickelt die dem Spielmanne fremde „impressionistische" Art der Dichtung: Der Zusammenhang der Einzelgesetze bleibt dunkel; die stimmungweckenden Züge werden nur obenhin angedeutet; das Lied wirft im Hörer Fragen auf, die zu beantworten ihm überlassen bleibt, und ist darum wohl oft von besonders heimlichem Reize, wie die heutige, ebenfalls nur anregende und nicht alles Sehnen sättigende Volksweise.

Sehr dankbar erweist sich der Gedanke, daß die Zeiten der Liebe vorüber sind und der Ort, wo das Stelldichein stattfand (S. 133), die Erinnerung daran weckt. So in dem ganz „impressionistischen", angeblich noch jetzt gesungenen Liede:

1. Traut Hänselein über die Heide ritt, er schoß nach einer Taube.
   Da strauchelt ihm sein apfelgrau Roß über einer Fenchelstaude, ja Staude.

2. 'Und strauchel nit, mein graues Roß! Ich will dir's wohl belohnen.
   Du mußt mich über die Heide tragen zu Elselein, meinem Buhlen!'

3. Und da er auf die Heide kam, da begegnet ihm sein Buhle:
   'Kehr wieder, kehr wieder, mein schönes Lieb! Der Wind der weht
   so kuhle!'

4. 'Und daß der Wind so kuhle weht, so hat mich doch nie gefroren.
   Verloren hab' ich meinen Rosenkranz, den will ich wiederum holen.'

5. 'Hast du verlorn dein' Rosenkranz, willst du ihn wiederum holen,
   Bis Montag kommt uns der Krämer ins Land, kauf' dir, schöns
   Lieb, ein' neuen!'

6. Am Montag da der Krämer kam, er bracht nicht mehr denn alte.
   'Setz' schöns Lieb, einen Schleier auf und laß den lieben Gott walten!'

Auch des Mädchens Klage kann als Ausläufer des Mailiedes aufgefaßt werden. Der Liebste ist nicht gekommen; er hat sich den ganzen Frühling nicht am Tanze sehen lassen; vergebens haben der Verlassenen die Blumen geblüht und die Vögel gesungen, welche die Glücklicheren so erfreuten. Gewiß sind andere Frauen schuld daran. Im ältesten ritterlichen Minnesange finden sich derartige Frauenklagen, die ohne Zweifel Fortbildungen des Mailiedes sind; beim Volksliede wird es nicht anders gewesen sein. So stelle ich hierher das schönste aller alten und neuen Volkslieder:

1. Ich hört ein Sichelein rauschen,
   Wohl rauschen durch das Korn;
   Ich hört' eine feine Magd klagen:
   Sie hätt' ihr Lieb verlorn.

2. 'Laß rauschen, Lieb, laß rauschen,
   Ich acht' nit, wie es geh';
   Ich hab' mir ein Buhlen erworben
   In Veiel und grünem Klee.'

3. 'Hast du einen Buhlen erworben
   In Veiel und grünem Klee:
   So steh ich hier alleine,
   Tut meinem Herzen weh.'

Der Dichter hört auf dem Erntefelde zwei Mägdelein die beim Sichelrauschen ihnen kommenden Gedanken austauschen. Wehmütig stimmt die rauschende Sichel die eine, sie hat ihren Buhlen verloren. Die andere aber, im Liebesglücke, denkt bei dem einförmigen Klingen, das die Seele schläfert wie das leise anspülende Meer, an die selige Stunde, wo das Weltgebraus auch nur so in gleichförmigen, fernleise herübertönenden Wellen an ihr Ohr brandete. Und 'über dem Ganzen wie ein ungewisser Schein der Gegensatz zwischen Herbst und Frühling' (W. Scherer). Stimmungen von wunderbarstem Reize. Für seine Zeit ist das Lied ein großartiger Wurf. Denn fast ohne Ausnahme sind damals, vielfach im Gegensatze zum jetzigen Volksliede, die ausgedrückten Gefühle die des Mannes, außerdem ist das Bauernmädchen in dieser edlen Auffassung für fast alle zeitgenössische Dichtung eine unerhörte Seltenheit; sonst wird sie meist mit sehr wohlfeilem Spotte abgetan.

Hier bietet sich Gelegenheit, das Lied vom Mädchen und der Hasel anzuführen, das im Männergesangvereine seine Auferstehung feiern durfte:

1. Es wollt' eine Magd zum Tanze gehn, sucht Rosen auf der Heiden.
Was fand sie an dem Wege stehn? Eine Hasel, die war grüne.

2. 'Nun grüß dich Gott, Frau Haselein! Wovon bist du so grüne?'
'Nun grüß dich Gott, feins Mägdelein! Wovon bist du so schöne?'

3. 'Wovon daß ich so schöne bin, das kann ich dir wohl sagen:
Ich ess' Weißbrot, trink' kühlen Wein, davon bin ich so schöne.'

4. 'Ißt du Weißbrot, trinkst kühlen Wein und bist davon so schöne,
Auf mich so fällt der kühle Tau, davon bin ich so grüne.'

5. 'Hüt dich, hüt dich, Frau Haselein, und tu dich wohl umschauen!
Ich hab' daheim zween Brüder stolz, die wollen dich abhauen.'

6. 'Und hau'n sie mich im Winter ab, im Sommer grün' ich wieder.
Verliert ein Mägdlein ihren Kranz, den find't sie nimmer wieder.'

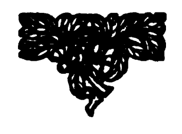
Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts beginnt der Schreiber schon den 'Gebildeten' herauszukehren. Venus und Amor werden besungen, die Liebste heißt Chloris, und mit den Anfangsbuchstaben ihres Namens wird gespielt: 'Und ein A und ein E, und die Liebe tut weh' singt man noch heute nach herrlicher Weise. Und dann kommt der Dreißigjährige Krieg . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Erst am Ende des 18. Jahrhunderts dringt neues Leben in den Liebesliederschatz des Volkes. Damit aber ganz andere Töne. Erstens besingt oft die Frau ihr Leid: das neue Lied ist fast durchweg wehmütig. Dann gibt es zum ersten Male im geschlossenen hochdeutschen Sprachgebiete mundartliche Volkslieder, während sich hier der Volksgesang sonst in allen ernsten Liedern streng an die Schriftsprache hält, die nur in den abgesprengten Sprachinseln die Mundart aus den Liedern nicht hat verdrängen können. Ganz eigentümlich: es ist fast nur das Bairisch-österreichische und Schwäbische, das Lieder aufweist, und diese werden, in dieser ihnen fremden Mundart, vom rheinischen und thüringischen Bauern gesungen. Ich habe den Verdacht, daß diese bairisch-schwäbischen Lieder meist absichtlich als solche verfaßte Volkslieder sind, wie Goethes 'Ufm Bergli'; sie sind meist durch die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts häufiger und häufiger werdenden Nationalsänger in Aufnahme gekommen.

Augenblicklich liefern die österreichischen Alpen — Kärnten voran — und Böhmen viele sinnige neue Lieder in der Mundart, die überraschend schnell zu Volksliedern werden, wie 'Verlassen bin i', 'Wenn's Mailüfterl wehet'. Ferner beginnt, wie beim geschichtlichen Liede, jener alte Volkston zu schwinden, und immer mehr treten die äußeren Züge des zeitgenössischen Kunstliedes hervor. Allmählich werden auch die früher — bis in die fünfziger Jahre — sehr häufigen Lieder ungoethischer Mondscheinart abgestoßen: 'So alleine wandelst du? Schon ist Mitternacht vorüber, Regenwolken ziehn herüber, Mädchen, Mädchen, geh' zur Ruh'; 'Weint mit mir, ihr nächtlich stillen Haine'; 'Ist denn Lieben ein Verbrechen?' Dagegen macht sich sehr bemerkbar und wird vom Volke sehr begünstigt das wahrempfundene Lied, das seit Goethe unserm Volke nicht mehr verloren gehen wird. Es besingt außer der Liebe auch die Heimat, das Vaterhaus, die Mutter, das Kind. Und auf diesem Wege, dem Kunstliede zur Seite, schreitet es seiner weiteren Zukunft entgegen. Zwar versinkt hinter ihm in graue Dämmerung die Aue, auf der dem Schreiber Veiel und grüner Klee wuchs, wie längst von der Nacht verschlungen ward die Heide, wo der Spielmann sah, wie der Falke die weißen Hermelein jagte. Aber immer scheine ihm die Sonne, wie dem Volke, das es trägt. So fliege das deutsche Lied, wie sein Sinnbild, die Lerche, aus Nacht und Dämmerung jauchzend hinein in ein Meer von Licht.

. . . Das Korn ist bereits eingefahren, doch Obst und Ohmet harren noch der Ernte . . .



Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Aus Natur und Geisteswelt.

Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.

Jeder Band ist in sich abgeschlossen und einzeln käuflich.

Jeder Band geh. M. 1.—, in Leinwand geb. M. 1.25.

Übersicht nach Wissenschaften geordnet.

Allgemeines Bildungswesen. Erziehung u. Unterricht.

Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. Von weil. Prof. Dr. Friedrich Paulsen. 2. Auflage. Mit einem Geleitwort von Prof. Dr. W. Münch und einem Bildnis Paulsens. (Bd. 100.)
Eine unparteiische Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Bildungswesens nach seinen Hauptrichtlinien, zugleich ein Spiegelbild deutscher Kulturentwicklung.

Der Leipziger Student von 1409—1909. Von Dr. Wilhelm Bruchmüller. Mit 25 Abbildungen. (Bd. 273.)
Eine zusammenfassende Kultur- und Sittengeschichte des Leipziger Studenten.

Allgemeine Pädagogik. Von Prof. Dr. Th. Ziegler. 3. Aufl. (Bd. 33.)
Behandelt das mit der großen sozialen Frage unserer Zeit in so engem Zusammenhang stehende Problem der Volkserziehung in praktischer, selbständiger Weise und in sittlich-sozialem Geiste.

Experimentelle Pädagogik mit besonderer Rücksicht auf die Erziehung durch die Tat. Von Dr. W. A. Lay. Mit 2 Abbildungen. (Bd. 224.)
Behandelt Geschichte, Aufgaben, Wesen und Bedeutung der experimentellen Pädagogik und ihrer Forschungsmethode.

Moderne Erziehung in Haus u. Schule. Von Johannes Tews. (Bd. 159.)
Zeichnet scharf die Schattenseiten der modernen Erziehung und zeigt Mittel und Wege für eine allseitige Durchdringung des Erziehungsproblems.

Die höhere Mädchenschule in Deutschland. Von Oberlehrerin Marie Martin. (Bd. 65.)
Bietet aus berufenster Feder eine Darstellung der Ziele, der historischen Entwicklung, der heutigen Gestalt und der Zukunftsaufgaben der höheren Mädchenschulen.

Vom Hilfsschulwesen. Von Rektor Dr. B. Maennel. (Bd. 73.)
Gibt in kurzen Zügen eine Theorie und Praxis der Hilfsschulpädagogik nach ihrem gegenwärtigen Stand und zugleich Richtlinien für ihre künftige Entwicklung.

Das deutsche Fortbildungsschulwesen. Von Direktor Dr. Friedrich Schilling. (Bd. 256.)
Würdigt die gegenwärtige Ausgestaltung des gesamten (einschließlich des gewerblichen und kaufmännischen) Fortbildungsschulwesens und zeichnet Richtlinien für einen konsequenten Weiterbau.

Die Knabenhandarbeit in der heutigen Erziehung. Von Seminar-Dir. Dr. A. Pabst. Mit 21 Abbildungen und 1 Titelbild. (Bd. 140.)
Gibt einen Überblick über die Geschichte des Knabenhandarbeitsunterrichts, untersucht seine Stellung im Lichte der modernen pädagogischen Strömungen sowie seinen Wert als Erziehungsmittel und erörtert sodann die Art des Betriebes in den verschiedenen Schulen und Ländern.

Geschichte des deutschen Schulwesens. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 85.)
Eine übersichtliche Darstellung der Entwicklungsgeschichte des deutschen Schulwesens von seinen Anfängen an bis zum nationalen Humanismus der Gegenwart.

Das deutsche Unterrichtswesen der Gegenwart. Von Oberrealschuldirektor Dr. Karl Knabe. (Bd. 299.)
Bietet einen anregenden Überblick über das Gesamtgebiet des gegenwärtigen deutschen Unterrichtswesens.

Das moderne Volksbildungswesen. Bücher- und Lesehallen, Volkshochschulen und verwandte Bildungseinrichtungen in den wichtigsten Kulturländern in ihrer Entwicklung seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts. Von Stadtbibliothekar Dr. Gottlieb Fritz. Mit 14 Abbildungen. (Bd. 266.)
Gibt einen zusammenfassenden Überblick über das für den Aufschwung des geistigen Lebens der modernen Kulturvölker so wichtige Volksbildungswesen.

Schulkämpfe der Gegenwart. Von Johannes Tews. (Bd. 111.)
Stellt die Probleme dar, um die es sich bei der Reorganisation der Volksschulen handelt, deren Stellung zu Staat und Kirche, Abhängigkeit vom Zeitgeist und Wichtigkeit für die Herausgestaltung einer volksfreundlichen Gesamtkultur scharf beleuchtet werden.

Deutsches Ringen nach Kraft und Schönheit. Aus den literarischen Zeugnissen eines Jahrhunderts gesammelt. Von Turninspektor Karl Möller. In 2 Bänden.
Band I: Von Schiller bis Lange. (Bd. 188.) Band II: In Vorbereitung.
Eine feinsinnige Auslese von Aussprüchen und Aufsätzen unserer führenden Geister über eine allseitig harmonische Ausbildung von Leib und Seele.

Schulhygiene. Von Prof. Dr. Leo Burgerstein. 2. Auflage. Mit 33 Figuren. (Bd. 96.)
Ein alle in Betracht kommenden Fragen gleichmäßig berücksichtigendes Gesamtbild der modernen Schulhygiene.

Jugend-Fürsorge. Von Waisenhaus-Direktor Dr. Johannes Petersen. 2 Bände. (Bd. 161. 162.)
Band I: Die öffentliche Fürsorge für die hilfsbedürftige Jugend. (Bd. 161.)
Band II: Die öffentliche Fürsorge für die sittlich gefährdete und die gewerblich tätige Jugend. (Bd. 162.)
Behandelt das gesamte öffentliche Fürsorgewesen, dessen Vorzüge und Mängel sowie die Möglichkeit der Reform.

Die amerikanische Universität. Von Ph. D. Edward Delavan Perry. Mit 22 Abbildungen. (Bd. 206.)
Schildert die Entwicklung des gelehrten Unterrichts in Nordamerika, belehrt über das dortige innere und äußere akademische Leben und bietet interessante Vergleiche zwischen deutschem und amerikanischem Hochschulwesen.

Technische Hochschulen in Nordamerika. Von Prof. Siegmund Müller. Mit zahlreichen Abbildungen, Karte und Lageplan. (Bd. 190.)
Schildert, von lehrreichen Abbildungen unterstützt, die Einrichtungen und den Unterrichtsbetrieb der amerikanischen technischen Hochschulen in ihrer Eigenart.

Volksschule und Lehrerbildung der Vereinigten Staaten in ihren hervortretenden Zügen. Von Direktor Dr. Franz Kuypers. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 150.)
Schildert anschaulich das amerikanische Schulwesen vom Kindergarten bis zur Hochschule, überall das Wesentliche der amerikanischen Erziehungsweise (die stete Erziehung zum Leben, das Wecken des Betätigungstriebes, das Hindrängen auf praktische Verwertung usw.) hervorhebend.

Pestalozzi. Sein Leben und seine Ideen. Von Prof. Dr. Paul Natorp. Mit einem Bildnis und einem Brieffaksimile. (Bd. 250.)
Sucht durch systematische Darstellung der Prinzipien Pestalozzis und ihrer Durchführung eine von seiner zeitlichen Bedingtheit losgelöste Würdigung des Pädagogen anzubahnen.

Herbarts Lehren und Leben. Von Pastor O. Flügel. Mit einem Bildnisse Herbarts. (Bd. 164.)
Sucht durch liebevolle Darstellung von Herbarts Werden und Lehre seine durch eigenartige Terminologie und Deduktionsweise schwer verständliche Philosophie und Pädagogik weiteren Kreisen zugänglich zu machen.

Friedrich Fröbel. Sein Leben und sein Wirken. Von Adele von Portugall. Mit 5 Tafeln. (Bd. 82.)
Lehrt die grundlegenden Gedanken der Methode Fröbels kennen und gibt einen Überblick seiner wichtigsten Schriften mit Betonung aller jener Kernaussprüche, die treuen und oft ratlosen Müttern als Wegweiser in Ausübung ihres hehrsten und heiligsten Berufes dienen können.

Hierzu siehe ferner:
Gaupp, Psychologie des Kindes S. 6. **Hensel,** Rousseau S. 5. **Zander,** Die Leibesübungen S. 18.

Religionswissenschaft.

Leben und Lehre des Buddha. Von Prof. Dr. Richard Pischel. Mit 1 Tafel. (Bd. 109.)
Gibt eine wissenschaftlich begründete, durchaus objektive Darstellung des Lebens des Buddha, seiner Stellung zu Staat und Kirche, seiner Lehrweise und Lehre sowie der weiteren Entwicklung des Buddhismus.

Mystik im Heidentum und Christentum. Von Dr. Edvin Lehmann. (Bd. 217.)
Verfolgt die Erscheinungen der Mystik von der niedrigsten Stufe durch die orientalischen Religionen bis zu den mystischen Phänomenen in den christlichen Kirchen aller Zeiten.

Palästina und seine Geschichte. Von Prof. Dr. Hermann Freiherr von Soden. 2. Auflage. Mit 2 Karten, 1 Plan von Jerusalem und 6 Ansichten des Heiligen Landes. (Bd. 6.)
Ein Bild, nicht nur des Landes selbst, sondern auch alles dessen, was aus ihm hervor- oder über es hingegangen ist im Laufe der Jahrhunderte, in deren Verlauf die Patriarchen Israels und die Kreuzfahrer, David und Christus, die alten Assyrer und die Scharen Mohammeds einander ablösten.

Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Peter Thomsen. Mit 36 Abbildungen. (Bd. 260.)
Will, indem es die wichtigsten bis in das 4. Jahrtausend vor Christi zurückreichenden Ergebnisse der neuesten Ausgrabungen in Palästina zum ersten Male gemeinverständlich darstellt, zugleich ein Führer sein zu neuem und tieferem Eindringen in die geschichtlichen Grundlagen unserer Religion.

Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte. Von Prof. Dr. Friedrich Giesebrecht. 2. Auflage. (Bd. 52.)
Schildert, wie Israels Religion entsteht, wie sie die nationale Schale sprengt, um in den Propheten die Ansätze einer Menschheitsreligion auszubilden, und wie auch diese neue Religion sich verpuppt in die Formen eines Priesterstaats.

Die Gleichnisse Jesu. Zugleich Anleitung zu einem quellenmäßigen Verständnis der Evangelien. Von Lic. Prof. Dr. Heinrich Weinel. 2. Auflage. (Bd. 46.)
Will gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicher Allegorisierung der Gleichnisse Jesu mit ihrer richtigen, wörtlichen Auffassung bekannt machen und verbindet damit eine Einführung in die Arbeit der modernen Theologie.

Wahrheit und Dichtung im Leben Jesu. Von Pfarrer D. Paul Mehlhorn. (Bd. 137.)
Will zeigen, was von dem im Neuen Testament uns überlieferten Leben Jesu als geschichtlich beglaubigter Tatbestand festzuhalten und was als Sage oder Dichtung zu betrachten ist.

Jesus und seine Zeitgenossen. Geschichtliches und Erbauliches. Von Pastor Carl Bonhoff. (Bd. 89.)
Sucht der ganzen Fülle und Eigenart der Persönlichkeit Jesu gerecht zu werden, indem es ihn in seinem Verkehr mit den ihn umgebenden Menschengestalten, Volks- und Parteigruppen zu verstehen sucht.

Der Text des Neuen Testamentes nach seiner geschichtlichen Entwicklung. Von Div.-Pfarrer August Pott. Mit 8 Tafeln. (Bd. 134.)
Will die Frage: „Ist der ursprüngliche Text des Neuen Testamentes überhaupt noch herzustellen?" durch eine Darstellung seiner Entwicklung von der ersten schriftlichen Fixierung bis zum heutigen „berichtigten" Text beantworten.

Christentum und Weltgeschichte. Von Prof. Dr. K. Sell. 2 Bände. (Bd. 297. 298.)
Zeigt durch eingehende Charakterisierung der schöpferischen Persönlichkeiten die Wechselbeziehungen zwischen Kulturentwicklung und Christentum auf.

Aus der Werdezeit des Christentums. Studien und Charakteristiken. Von Prof. Dr. Johannes Geffcken. 2. Auflage. (Bd. 54.)
Ein Bild der vielseitigen, kultur- und religionsgeschichtlichen Bedingtheiten, unter denen die Werdezeit des Christentums steht.

Der Apostel Paulus und sein Werk. Von Prof. Dr. Eberhard Vischer. (Bd. 309.)
Zeigt durch eingehende Darstellung von Leben und Lehre die Persönlichkeit des Apostels in ihrer zeitlichen Bedingtheit und in ihrer bleibenden weltgeschichtlichen Bedeutung.

Luther im Lichte der neueren Forschung. Ein kritischer Bericht. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. Auflage. Mit 2 Bildnissen Luthers. (Bd. 113.)
Gibt auf kulturgeschichtlichem Hintergrunde eine unparteiische, Schwächen und Stärken gleichmäßig beleuchtende Darstellung von Luthers Leben und Wirken.

Johann Calvin. Von Pfarrer Dr. G. Sodeur. Mit 1 Bildnis. (Bd. 247.)
Sucht durch eingehende Darstellung des Lebens und Wirkens sowie der Persönlichkeit des Genfer Reformators, sowie der Wirkungen, welche von ihm ausgingen, Verständnis für seine Größe und bleibende Bedeutung zu wecken.

Die Jesuiten. Eine historische Skizze. Von Prof. Dr. Heinrich Boehmer. 2. vermehrte Auflage. (Bd. 49.)
Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens nach seiner bleibenden geschichtlichen Bedeutung.

Die religiösen Strömungen der Gegenwart. Von Superintendent D. August Heinrich Braasch. 2. Auflage. (Bd. 66.)
Will durch eine großzügige historische Übersicht über das an Richtungen und Problemen so reiche religiöse Leben der Gegenwart den innerlichsten und höchsten Lebenswerten gegenüber einen eigenen Standpunkt finden helfen.

Die Stellung der Religion im Geistesleben. Von Lic. Dr. Paul Kalweit. (Bd. 225.)
Will das Verhältnis der Religion zu dem übrigen Geistesleben, insbesondere zu Wissenschaft, Sittlichkeit und Kunst klarlegen, indem es die bedeutsamsten Anschauungen darüber erörtert.

Religion und Naturwissenschaft in Kampf und Frieden. Ein geschichtlicher Rückblick. Von Dr. August Pfannkuche. (Bd. 141.)
Will durch geschichtliche Darstellung der Beziehungen beider Gebiete eine vorurteilsfreie Beurteilung des heiß umstrittenen Problems ermöglichen.

Hierzu siehe ferner:

von Negelein, Germanische Mythologie S. 10.
Wachtler, Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage S. 8.

Philosophie und Psychologie.

Einführung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Raoul Richter. 2. Aufl. (Bd. 155.)

Bietet eine anschauliche, zugleich wissenschaftlich-gründliche Darstellung der philosophischen Hauptprobleme und der Richtungen ihrer Lösung, insbesondere des Erkenntnisproblems, und nimmt dabei, nach einer vorherigen Abgrenzung des Gebietes der Philosophie und Bestimmung ihrer Aufgabe, zu den Standpunkten des Materialismus, Spiritualismus, Theismus und Pantheismus Stellung, um zum Schlusse die Fragen der Moral- und Religionsphilosophie zu beleuchten.

Die Philosophie. Einführung in die Wissenschaft, ihr Wesen und ihre Probleme. Von Realschuldirektor Hans Richert. (Bd. 186.)

Will die Stellung der Philosophie im Geistesleben der Gegenwart beleuchten, ihren Wert als Weltanschauung sicher stellen, ihre Grundprobleme und deren Lösungsversuche charakterisieren und in die philosophische Literatur einführen.

Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Von Prof. Dr. Jonas Cohn. Mit 6 Bildnissen. (Bd. 176.)

Will durch Geschichte in die Philosophie einführen, indem es von sechs großen Denkern, Sokrates und Platon, Descartes und Spinoza, Kant und Fichte das für die Philosophie dauernd Bedeutende herauszuarbeiten sucht aus der Überzeugung, daß aus der Kenntnis der Persönlichkeiten am besten das Verständnis für ihre Gedanken zu gewinnen ist.

Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. Von weil. Prof. Dr. Ludwig Busse. 4. Auflage, herausgegeben von Prof. Dr. R. Falckenberg. (Bd. 56.)

Eine sich auf die Darstellung der großen klassischen Systeme beschränkende, aber deren beherrschende und charakteristische Grundgedanken herausarbeitende und so ein klares Gesamtbild der in ihm enthaltenen Weltanschauungen entwerfende Einführung in die neuere Philosophie.

Die Philosophie der Gegenwart in Deutschland. Eine Charakteristik ihrer Hauptrichtungen. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 4. Auflage. (Bd. 41.)

Schildert die vier Hauptrichtungen der modernen deutschen Philosophie: den Positivismus, Materialismus, Naturalismus und Idealismus unter eingehender Würdigung der bedeutendsten Vertreter der verschiedenen Richtungen.

Rousseau. Von Prof. Dr. Paul Hensel. Mit 1 Bildnisse. (Bd. 180.)

Stellt Rousseau als Vorläufer des deutschen Idealismus, seine Lebensarbeit als unumgängliche Voraussetzung für Goethe, Schiller, Herder, Kant, Fichte dar.

Immanuel Kant. Darstellung und Würdigung. Von Prof. Dr. Oswald Külpe. 2. Auflage. Mit einem Bildnisse Kants. (Bd. 146.)

Eine Einführung in das Verständnis Kants und eine Würdigung seiner Philosophie in ihrer unvergleichlichen und schier unerschöpflichen Kraft der Anregung, wie seiner Persönlichkeit in ihrer echten in sich geschlossenen Eigenart.

Schopenhauer. Seine Persönlichkeit, seine Lehre, seine Bedeutung. Sechs Vorträge von Realschuldirektor Hans Richert. 2. Auflage. Mit dem Bildnis Schopenhauers. (Bd. 81.)

Gibt, in das Werden dieses großen deutschen Philosophen und Schriftstellers mit seinen geschichtlichen Bedingungen und Nachwirkungen einführend, einen zusammenfassenden Überblick über das Ganze seines Systems.

Herbert Spencer. Von Dr. Karl Schwarze. Mit Bildnis. (Bd. 245.)

Gibt eine klar gefaßte Darstellung des Lebens und des auf dem Entwicklungsgedanken aufgebauten Systems Herbert Spencers nach seinen verschiedenen Seiten, nämlich philosophische Grundlegung, Biologie, Psychologie, Soziologie und Ethik.

Das Weltproblem von positivistischem Standpunkte aus. Von Prof. Dr. Josef Petzoldt. (Bd. 133.)
Sucht die Geschichte des Nachdenkens über die Welt als eine sinnvolle Geschichte von Irrtümern psychologisch verständlich zu machen im Dienste der von Schuppe, Mach und Avenarius vertretenen Anschauung, daß es keine Welt an sich, sondern nur eine Welt für uns gibt.

Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Von Dr. J. Unold. 3. Auflage. (Bd. 12.)
Stellt sich in den Dienst einer nationalen Erziehung, indem es zuversichtlich und besonnen eine von konfessionellen Schranken unabhängige, wissenschaftlich haltbare Lebensanschauung und Lebensordnung begründet und entwickelt.

Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. Von Prof. Dr. Otto Kirn. (Bd. 177.)
Übt verständnisvolle Kritik an den Lebensanschauungen des Naturalismus, des Utilitarismus, des Evolutionismus, an der ästhetischen Lebensauffassung, um dann für das überlegene Recht des sittlichen Idealismus einzutreten, indem es dessen folgerichtige Durchführung in der christlichen Weltanschauung aufweist.

Die Mechanik des Geisteslebens. Von Prof. Dr. Max Verworn. 2. Auflage. Mit 18 Figuren. (Bd. 200.)
Schildert vom monistischen Standpunkt aus die modernen Anschauungen über die physiologischen Grundlagen der Gehirnvorgänge.

Hypnotismus und Suggestion. Von Dr. Ernst Trömner. (Bd. 199.)
Bietet eine rein sachliche Darstellung der Lehre von Hypnotismus und Suggestion und zeigt deren Einfluß auf die wichtigsten Kulturgebiete.

Psychologie des Kindes. Von Prof. Dr. Rob. Gaupp. Mit 18 Abbildungen. (Bd. 213.)
Behandelt die wichtigsten Kapitel aus der Kinderpsychologie unter Betonung der Bedeutung des psychologischen Versuchs für die Erkenntnis der Eigenart geistiger Tätigkeit wie der individuellen Verschiedenheiten im Kindesalter.

Die Psychologie des Verbrechers. Von Dr. Paul Pollitz, Strafanstaltsdirektor. Mit 5 Diagrammen. (Bd. 248.)
Gibt eine umfassende Übersicht und psychologische Analyse des Verbrechens als Produkt sozialer und wirtschaftlicher Verhältnisse, defekter geistiger Anlage wie persönlicher, verbrecherischer Tendenz.

Die Seele des Menschen. Von Prof. Dr. Joh. Rehmke. 3. Aufl. (Bd. 36.)
Gibt allgemeinverständlich eine eingehende wissenschaftliche Antwort auf die Grundfrage: „Was ist die Seele?“

Hierzu siehe ferner:

Lehmann, Mystik in Heidentum und Christentum S. 3. **Pischel,** Leben und Lehre des Buddha S. 3. **Flügel,** Herbarts Lehre und Leben S. 3. **Pfannkuche,** Naturwissenschaft und Religion in Kampf und Frieden S. 4. **Volbehr,** Bau und Leben der bildenden Kunst S. 8. **Muckle,** Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert S. 14.

Literatur und Sprache.

Die Sprachstämme des Erdkreises. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 267.)
Gibt einen auf den Resultaten moderner Sprachforschung aufgebauten, umfassenden Überblick über die Sprachstämme des Erdkreises, ihre Verzweigungen in Einzelsprachen sowie über deren gegenseitige Zusammenhänge.

Die Haupttypen des menschlichen Sprachbaues. Von Prof. Dr. Franz Nikolaus Finck. (Bd. 268.)
Will durch Erklärung je eines charakteristischen Textes aus acht Hauptsprachtypen einen unmittelbaren Einblick in die Gesetze der menschlichen Sprachbildung geben.

Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit. Von Prof. Dr. O. Weise. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 4.)

Verfolgt Schrift-, Brief- und Zeitungswesen, Buchhandel und Bibliotheken von den Bibliotheken der Babylonier und den Zeitungen im alten Rom bis zu der großartigen Entwicklung des Schrift- und Buchwesens seit Erfindung der Buchdruckerkunst.

Wie ein Buch entsteht. Von Prof. Arthur W. Unger. 2. Auflage. Mit 7 Tafeln und 26 Abbildungen. (Bd. 175.)

Schildert in einer durch Abbildungen und Papier- und Illustrationsproben unterstützten Darstellung Geschichte, Herstellung und Vertrieb des Buches unter eingehender Behandlung sämtlicher buchgewerblicher Techniken.

Entstehung und Entwicklung unserer Muttersprache. Von Prof. Dr. Wilhelm Uhl. Mit vielen Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 84.)

Eine Zusammenfassung der Ergebnisse der sprachlich-wissenschaftlich lautphysiologischen wie der philologisch-germanistischen Forschung, die Ursprung und Organ, Bau und Bildung, andererseits die Hauptperioden der Entwicklung unserer Muttersprache zur Darstellung bringt.

Rhetorik. Von Dr. Ewald Geißler. (Bd. 310.)

Eine zeitgemäße Rhetorik für den Berufsredner wie für jeden nach sprachlicher Ausdrucksfähigkeit Strebenden.

Die deutschen Personennamen. Von Direktor A. Bähnisch. (Bd. 296.)

Gibt einen vollständigen historischen Überblick über das gesamte Gebiet der deutschen Vor- und Familiennamen und erklärt ihre Entstehung und Bedeutung nach ihren verschiedenen Gattungen.

Das deutsche Volkslied. Über Wesen und Werden des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. 3. Auflage. (Bd. 7.)

Eine von warmem Empfinden getragene, durch reiche Proben belebte Einführung in das Verständnis des Werdens und Wesens des deutschen Volksgesanges.

Die deutsche Volkssage. Übersichtlich dargestellt. Von Dr. Otto Böckel. (Bd. 262.)

Bietet zum erstenmal eine vollständige Übersicht über die reichen Schätze der deutschen Volkssage, als des tiefverschütteten Grundes deutscher Anschauungs- und Denkweise.

Schiller. Von Prof. Dr. Theobald Ziegler. Mit dem Bildnis Schillers von Kügelgen in Heliogravüre. 2. Auflage. (Bd. 74.)

Will durch eingehende Analyse der Einzelwerke in das Verständnis von Schillers Leben und Gedankenwelt einführen.

Friedrich Hebbel. Von Dr. Anna Schapire-Neurath. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 238.)

Gibt eine eindringende Analyse des Werkes und der Weltanschauung des großen deutschen Tragikers.

Gerhart Hauptmann. Von Prof. Dr. E. Sulger-Gebing. (Bd. 283.)

Sucht durch eindringende Analyse des Einzelwerkes in die Gedankenwelt Gerhart Hauptmanns einzuführen.

Deutsche Romantik. Von Prof. Dr. Oskar F. Walzel. (Bd. 232.)

Gibt auf Grund der modernen Forschungen ein knappes, lebendiges Bild jener Epoche, deren Wichtigkeit für unser Bewußtsein ständig wächst, und die an Reichtum der Gefühle, Gedanken und Erlebnisse von keiner anderen übertroffen wird.

Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts. In seiner Entwicklung dargestellt von Prof. Dr. Georg Witkowski. 3. Auflage. Mit einem Bildnis Hebbels. (Bd. 51.)

Sucht in erster Linie auf historischem Wege das Verständnis des Dramas der Gegenwart anzubahnen und berücksichtigt die drei Faktoren, deren jeweilige Beschaffenheit die Gestaltung des Dramas bedingt: Kunstanschauung, Schauspielkunst und Publikum.

Das Drama. Band I. Von der Antike zum französischen Klassizismus. Von Dr. Bruno Busse. Mit 3 Abbildungen. (Bd. 287.)
Verfolgt die Entwicklung des Dramas von den primitiven Anfängen über Altertum, Mittelalter und Renaissance bis zum französischen Klassizismus.

Das Theater. Schauspielhaus und Schauspielkunst vom griech. Altertum bis auf die Gegenwart. Von Dr. Christian Gaehde. Mit 20 Abbild. (Bd. 230.)
Eine Geschichte des Theaters vom griechischen Altertum durch Mittelalter und Renaissance bis auf die Schauspielkunst der Gegenwart, deren verschiedene Strömungen in ihren historischen und psychologischen Bedingungen dargestellt werden.

Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius. Von Dr. Heinrich Spiero. (Bd. 254.)
Schildert unter liebevoller Würdigung der größten und feinsten Meister des Liedes an der Hand wohlgewählter Proben die Entwicklungsgeschichte der deutschen Lyrik.

Henrik Ibsen, Björnstjerne Björnson und ihre Zeitgenossen. Von Prof. Dr. B. Kahle. Mit 7 Bildnissen. (Bd. 193.)
Sucht Entwicklung und Schaffen Ibsens und Björnsons sowie der bedeutendsten jungen norwegischen Dichter auf Grund der Veranlagung und Entwicklung des norwegischen Volkes verständlich zu machen und im Zusammenhang mit den kulturellen Strömungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts darzustellen.

Shakespeare und seine Zeit. Von Prof. Dr. Ernst Sieper. Mit 3 Tafeln und 3 Textbildern. (Bd. 185.)
Schildert Shakespeare und seine Zeit, seine Vorgänger und eigenartige Bühne, seine Persönlichkeit und seine Entwicklung als Mensch und Künstler und erörtert die vielumstrittene Shakespeare-Bacon-Frage.

Hierzu siehe ferner:
Gerber, Die Stimme S. 19. **Das Buchgewerbe und die Kultur** S. 11.

Bildende Kunst und Musik.

Bau und Leben der bildenden Kunst. Von Direktor Dr. Theodor Volbehr. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 68.)
Führt von einem neuen Standpunkte aus in das Verständnis des Wesens der bildenden Kunst ein, erörtert die Grundlagen der menschlichen Gestaltungskraft und zeigt, wie das künstlerische Interesse sich allmählich weitere und immer weitere Stoffgebiete erobert.

Die Blütezeit der griechischen Kunst im Spiegel der Reliefsarkophage. Eine Einführung in die griechische Plastik. Von Dr. H. Wachtler. Mit 8 Tafeln und 32 Abbildungen. (Bd. 272.)
Gibt an der Hand der Entwicklung des griechischen Sarkophags eine Entwicklungsgeschichte der gesamten griechischen Plastik in ihrem Zusammenhang mit Kultur und Religion.

Deutsche Baukunst im Mittelalter. Von Prof. Dr. Adalbert Matthaei. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 8.)
Will mit der Darstellung der Entwicklung der deutschen Baukunst des Mittelalters über das Wesen der Baukunst aufklären, indem es zeigt, wie sich im Verlauf der Entwicklung die Raumvorstellung klärt und vertieft, wie das technische Können wächst und die praktischen Aufgaben sich erweitern.

Die deutsche Illustration. Von Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. Mit 35 Abbildungen. (Bd. 44.)
Behandelt ein besonders wichtiges und lehrreiches Gebiet der Kunst und leistet zugleich, indem es an der Hand der Geschichte das Charakteristische der Illustration als Kunst zu erforschen sucht, ein gut Teil „Kunsterziehung".

Deutsche Kunst im täglichen Leben bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts. Von Prof. Dr. Berthold Haendcke. Mit 63 Abbildungen. (Bd. 198.)
Zeigt an der Hand zahlreicher Abbildungen, wie die angewandte Kunst im Laufe der Jahrhunderte das deutsche Heim in Burg, Schloß und Haus behaglich gemacht und geschmückt hat, wie die Gebrauchs- und Luxusgegenstände des täglichen Lebens entstanden sind und sich gewandelt haben.

Albrecht Dürer. Von Dr. Rudolf Wustmann. Mit 33 Abb. (Bd. 97.)
Eine schlichte und knappe Erzählung des gewaltigen menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Albrecht Dürers, verbunden mit einer eingehenden Analyse seiner vorzüglichsten Werke.

Rembrandt. Von Prof. Dr. Paul Schubring. Mit 50 Abb. (Bd. 158.)
Eine durch zahlreiche Abbildungen unterstützte lebensvolle Darstellung des menschlichen und künstlerischen Entwicklungsganges Rembrandts.

Ostasiatische Kunst und ihr Einfluß auf Europa. Von Direktor Prof. Dr. Richard Graul. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 87.)
Bringt unter Mitteilung eines reichen Bildermaterials die mehr als einmal für die Entwicklung der Kunst bedeutsame Einwirkung der japanischen und chinesischen Kunst auf die europäische zur Darstellung.

Kunstpflege in Haus und Heimat. Von Superintendent Richard Bürkner. 2. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 77.)
Zeigt, daß gesunde Kunstpflege zu wahrem Menschentum gehört, und wie es jedermann in seinen Verhältnissen möglich ist, sie zu verwirklichen.

Geschichte der Gartenkunst. Von Reg.-Baumeister Chr. Ranck. Mit 41 Abbildungen. (Bd. 274.)
Eine Geschichte des Gartens als Kunstwerk, vom Altertum bis zu den modernen Bestrebungen.

Geschichte der Musik. Von Dr. Friedrich Spiro. (Bd. 143.)
Gibt in großen Zügen eine übersichtliche, äußerst lebendig gehaltene Darstellung von der Entwicklung der Musik vom Altertum bis zur Gegenwart mit besonderer Berücksichtigung der führenden Persönlichkeiten und der großen Strömungen.

Haydn, Mozart, Beethoven. Von Prof. Dr. Carl Krebs. Mit vier Bildnissen auf Tafeln. (Bd. 92.)
Eine Darstellung des Entwicklungsganges und der Bedeutung eines jeden der drei großen Komponisten für die Musikgeschichte. Sie gibt mit wenigen, aber scharfen Strichen ein Bild der menschlichen Persönlichkeit und des künstlerischen Wesens der drei Heroen mit Hervorhebung dessen, was ein jeder aus seiner Zeit geschöpft und was er aus Eignem hinzugebracht hat.

Die Grundlagen der Tonkunst. Versuch einer genetischen Darstellung der allgemeinen Musiklehre. Von Prof. Dr. Heinrich Rietsch. (Bd. 178.)
Ein anschauliches Entwicklungsbild der musikalischen Erscheinungen, des Stoffes der Tonkunst, wie seiner Bearbeitung und der Musik als Tonsprache.

Einführung in das Wesen der Musik. Von Prof. Carl R. Hennig. (Bd. 119.)
Untersucht das Wesen des Tones als eines Kunstmaterials, prüft die Natur der musikalischen Darstellungsmittel und erörtert die Objekte der Darstellung, indem sie klarlegt, welche Ideen im musikalischen Kunstwerke gemäß der Natur des Tonmaterials und der Darstellungsmittel zur Darstellung gebracht werden können.

Die Blütezeit der musikalischen Romantik in Deutschland. Von Dr. Edgar Istel. Mit einer Silhouette von E. T. A. Hoffmann. (Bd. 239.)
Gibt eine erstmalige Gesamtdarstellung der Epoche Schuberts und Schumanns, der an Persönlichkeiten, Schöpfungen und Anregungen reichsten der deutschen Musikgeschichte.

Das moderne Orchester. Von Prof. Dr. Fritz Volbach. Mit Partiturbeispielen und 2 Instrumententabellen. (Bd. 308.)
Gibt zum ersten Mal einen Überblick über die Entwicklungsgeschichte der Orchestrierung vom Altertum bis auf Richard Strauß.

Geschichte und Kulturgeschichte.

Die Anfänge der menschlichen Kultur. Von Prof. Dr. Ludwig Stein. (Bd. 93.)
Behandelt als Einführung in die Kulturprobleme der Gegenwart den vorgeschichtlichen Menschen, die Anfänge der Arbeitsteilung, die Anfänge der Rassenbildung sowie der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen und sozialen Kultur.

Kulturbilder aus griechischen Städten. Von Oberlehrer Dr. Erich Ziebarth. Mit 22 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel. (Bd. 131.)
Sucht auf Grund der Ausgrabungen und der inschriftlichen Denkmäler ein anschauliches Bild von dem Aussehen einer altgriechischen Stadt und von dem städtischen Leben in ihr zu entwerfen.

Pompeji, eine hellenistische Stadt in Italien. Von Hofrat Prof. Dr. Friedrich v. Duhn. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 114.)
Sucht an dem besonders greifbaren Beispiel Pompejis die Übertragung der griechischen Kultur und Kunst nach Italien, ihr Werden zur Weltkultur und Weltkunst verständlich zu machen.

Soziale Kämpfe im alten Rom. Von Privatdozent Dr. Leo Bloch. 2. Auflage. (Bd. 22.)
Behandelt die Sozialgeschichte Roms, soweit sie mit Rücksicht auf die die Gegenwart bewegenden Fragen von allgemeinem Interesse ist.

Byzantinische Charakterköpfe. Von Privatdozent Dr. Karl Dieterich. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 244.)
Bietet durch Charakterisierung markanter Persönlichkeiten einen Einblick in das wirkliche Wesen des gemeinhin so wenig bekannten und doch so wichtigen mittelalterlichen Byzanz.

Germanische Kultur in der Urzeit. Von Prof. Dr. Georg Steinhausen. 2. Auflage. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 75.)
Beruht auf eingehender Quellenforschung und gibt in fesselnder Darstellung einen Überblick über germanisches Leben von der Urzeit bis zur Berührung der Germanen mit der römischen Kultur.

Germanische Mythologie. Von Dr. Julius v. Negelein. (Bd. 95.)
Gibt ein Bild germanischen Glaubenslebens, indem es die Äußerungen religiösen Lebens, namentlich auch im Kultus und in den Gebräuchen des Aberglaubens aufsucht und sich überall bestrebt, das ihnen zugrunde liegende psychologische Motiv aufzudecken.

Mittelalterliche Kulturideale. Band I. Heldenleben. Von Prof. Dr. V. Vedel. (Bd. 292.)
Zeichnet auf Grund besonders der griechischen, germanischen, persischen und nordischen Heldendichtung ein Bild des heroischen Kriegerideals, um so Verständnis für die bleibende Bedeutung dieses Ideals für die Ausbildung der Kultur der Menschheit zu wecken.

Kulturgeschichte des deutschen Bauernhauses. Von Regierungsbaumeister a. D. Christian Ranck. Mit 70 Abbildungen. (Bd. 121.)
Gibt eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Bauernhauses von der germanischen Urzeit über Skandinavien und Mittelalter bis zur Gegenwart.

Das deutsche Dorf. Von Robert Mielke. Mit 51 Abbild. (Bd. 192.)
Schildert die Entwicklung des deutschen Dorfes von den Anfängen dörflicher Siedelungen an bis in die Neuzeit, in der uns ein fast wunderbares Mosaik ländlicher Siedelungstypen entgegentritt.

Das deutsche Haus und sein Hausrat. Von Prof. Dr. Rudolf Meringer. Mit 106 Abbildungen. (Bd. 116.)
Will das Interesse an dem deutschen Hause, wie es geworden ist, fördern, indem es das „Herdhaus", das oberdeutsche Haus, die Einrichtung der für dieses charakteristischen Stube, den Ofen, den Tisch, das Eßgerät schildert und einen Überblick über die Herkunft von Haus und Hausrat gibt.

Deutsche Städte und Bürger im Mittelalter. Von Prof. Dr. B. Heil. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen und 1 Doppeltafel. (Bd. 43.)
Stellt die geschichtliche Entwicklung dar, schildert die wirtschaftlichen, sozialen und staatsrechtlichen Verhältnisse und gibt ein zusammenfassendes Bild von der äußeren Erscheinung und dem inneren Leben der deutschen Städte.

Deutsche Volksfeste und Volkssitten. Von Hermann S. Rehm. Mit 11 Abbildungen. (Bd. 214.)
Will durch die Schilderung der wichtigsten deutschen Volksfeste und Bräuche Teilnahme und Verständnis für sie als Äußerungen des Seelenlebens unseres Volkes neu erwecken und beleben.

Historische Städtebilder aus Holland und Niederdeutschland. Von Regierungs-Baumeister a. D. Albert Erbe. Mit 59 Abbildungen. (Bd. 117.)
Will dem Sinn für die Reize der alten malerischen Städtebilder durch eine Schilderung der eigenartigen Herrlichkeit Alt-Hollands wie Niederdeutschlands, ferner Danzigs, Lübecks, Bremens und Hamburgs nicht nur vom rein künstlerischen, sondern auch vom kulturgeschichtlichen Standpunkt aus entgegen kommen.

Das deutsche Handwerk in seiner kulturgeschichtlichen Entwicklung. Von Direktor Dr. Eduard Otto. 3. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 14.)
Eine Darstellung der Entwicklung des deutschen Handwerks bis in die neueste Zeit und der Handwerkerbewegungen des 19. Jahrhunderts wie des älteren Handwerkslebens, seiner Sitten, Bräuche und Dichtung.

Deutsches Frauenleben im Wandel der Jahrhunderte. Von Dir. Dr. Eduard Otto. 2. Auflage. Mit 27 Abbildungen. (Bd. 45.)
Gibt ein Bild des deutschen Frauenlebens von der Urzeit bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts, von Denken und Fühlen, Stellung und Wirksamkeit der deutschen Frau, wie sie sich im Wandel der Jahrhunderte darstellt.

Das Buchgewerbe und die Kultur. Sechs Vorträge, gehalten im Auftrage des Deutschen Buchgewerbevereins. Mit 1 Abbildung. (Bd. 182.)
Inhalt: Buchgewerbe und Wissenschaft: Prof. Dr. Rudolf Focke. — Buchgewerbe und Literatur: Prof. Dr. Georg Witkowski. — Buchgewerbe und Kunst: Prof. Dr. Rudolf Kautzsch. — Buchgewerbe und Religion: Privatdozent Lic. Dr. Heinrich Hermelink. — Buchgewerbe und Staat: Prof. Dr. Robert Wuttke. — Buchgewerbe und Volkswirtschaft: Prof. Dr. Heinrich Waentig.
Will für das mit sämtlichen Gebieten deutscher Kultur durch tausend Fäden verknüpfte Buchgewerbe verständnisvolle Freunde, tatkräftige Berufsgenossen werben.

Die Münze als historisches Denkmal sowie ihre Bedeutung im Rechts- und Wirtschaftsleben. Von Dr. Arnold Luschin v. Ebengreuth. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 91.)
Zeigt, wie Münzen zur Aufhellung der wirtschaftlichen Zustände und der Rechtseinrichtungen früherer Zeiten dienen; legt die verschiedenen Arten von Münzen, ihre äußeren und inneren Merkmale sowie ihre Herstellung in historischer Entwicklung dar und gibt im Anschluß daran Münzensammlern beherzigenswerte Winke.

Von Luther zu Bismarck. 12 Charakterbilder aus deutscher Geschichte. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2 Bände. (Bd. 123. 124.)
Ein knappes und doch eindrucksvolles Bild der nationalen und kulturellen Entwicklung der Neuzeit, das aus den vier Jahrhunderten je drei Persönlichkeiten herausgreift, die bestimmend eingegriffen haben in den Werdegang deutscher Geschichte.

Friedrich der Große. Sechs Vorträge. Von Privatdozent Theodor Bitterauf. Mit 2 Bildnissen. (Bd. 246.)
Schildert in knapper, wohldurchdachter, durch charakteristische Selbstzeugnisse und authentische Äußerungen bedeutender Zeitgenossen belebter Darstellung des großen Königs Leben und Wirken, das den Grund gelegt hat für die ganze spätere geschichtliche und kulturelle Entwicklung Deutschlands.

Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert. Von Prof. Dr. Karl Theodor v. Heigel. (Bd. 129.)
Bietet eine knappe Darstellung der wichtigsten politischen Ereignisse im 19. Jahrhundert, womit eine Schilderung der politischen Ideen Hand in Hand geht, und wobei der innere Zusammenhang der einzelnen Vorgänge dargelegt, auch Sinnesart und Taten wenigstens der einflußreichsten Persönlichkeiten gewürdigt werden.

Restauration und Revolution. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. 2. Aufl. (Bd. 37.)

Die Reaktion und die neue Ära. Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der Gegenwart. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 101.)

Vom Bund zum Reich. Neue Skizzen zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Einheit. Von Prof. Dr. Richard Schwemer. (Bd. 102.)

Die 3 Bände geben zusammen eine in Auffassung und Darstellung durchaus eigenartige Geschichte des deutschen Volkes im 19. Jahrhundert. „Restauration und Revolution" behandelt das Leben und Streben des deutschen Volkes von dem ersten Aufleuchten des Gedankens des nationalen Staates bis zu dem tragischen Fehlschlagen aller Hoffnungen in der Mitte des Jahrhunderts. „Die Reaktion und die neue Ära", beginnend mit der Zeit der Ermattung nach dem großen Aufschwung von 1848, stellt in den Mittelpunkt des Prinzen von Preußen und Otto von Bismarcks Schaffen. „Vom Bund zum Reich" zeigt uns Bismarck mit sicherer Hand die Grundlage des Reiches vorbereitend und dann immer entschiedener allem Geschehenen das Gepräge seines Geistes verleihend.

1848. Sechs Vorträge. Von Prof. Dr. Ottocar Weber. 2. Aufl. (Bd. 53.)

Sucht in kritischer, abwägender Darstellung den einzelnen Ständen und Parteien, den rechts und links auftretenden Extremen gerecht zu werden und hebt besonders den großartigen deutschnationalen Aufschwung jenes Jahres hervor.

Das Zeitalter der Entdeckungen. Von Prof. Dr. Siegmund Günther. 2. Auflage. Mit einer Weltkarte. (Bd. 26.)

Schildert die großen weltbewegenden Ereignisse der geographischen Renaissancezeit von der Begründung der portugiesischen Kolonialherrschaft und den Fahrten des Kolumbus an bis zu dem Hervortreten der französischen, britischen und holländischen Seefahrer.

Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrh. bis auf unsere Tage. Von Prof. Dr. Wilh. Langenbeck. Mit 19 Bildnissen. (Bd. 174.)

Eine großzügige und fesselnde Darstellung der für uns so bedeutsamen Entwicklung des britischen Weltreichs, seiner inneren und äußeren Ausgestaltung als einer der gewaltigsten Erscheinungen der Weltgeschichte.

Napoleon I. Von Privatdozent Dr. Theodor Bitterauf. Mit einem Bildnis Napoleons. (Bd. 195.)

Will zum Verständnis für das System Napoleons führen und zeigen, wie die napoleonischen Kriege nur unter dem Gesichtswinkel der imperialistischen Politik zu verstehen sind.

Österreichs innere Geschichte von 1848 bis 1907. Von Richard Charmatz. 2 Bände. (Bd. 242. 243.)

Band I: Die Vorherrschaft der Deutschen. (Bd. 242.)
Band II: Der Kampf der Nationen. (Bd. 243.)

Gibt zum ersten Male in lebendiger und klarer Sprache eine Gesamtdarstellung der Entstehung des modernen Österreichs, seiner interessanten, durch das Zusammenwirken der verschiedensten Faktoren bedingten innerpolitischen Entwicklung seit 1848.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Prof. Dr. Ernst Daenell. (Bd. 147.)

Gibt eine übersichtliche Darstellung der geschichtlichen, kulturgeschichtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung der Vereinigten Staaten mit besonderer Berücksichtigung der verschiedenen politischen, ethnographischen, sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Gegenwart.

Vom Kriegswesen im 19. Jahrhundert. Zwanglose Skizzen von Major Otto von Sothen. Mit 9 Übersichtskarten. (Bd. 59.)

In einzelnen Abschnitten wird insbesondere die Napoleonische und Moltkesche Kriegführung an Beispielen (Jena-Königgrätz-Sedan) dargestellt und durch Kartenskizzen erläutert. Damit verbunden sind kurze Schilderungen der preußischen Armee von 1806 und nach den Befreiungskriegen sowie nach der Reorganisation von 1860, endlich des deutschen Heeres von 1870 bis zur Gegenwart.

Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Alfred Meyer, Hauptmann im Kgl. Sächs. Inf.-Reg. Nr. 133 in Zwickau. Mit 3 Abbildungen im Text und zwei Tafeln. (Bd. 271.)

Stellt die ungeheuren Umwälzungen dar, welche die Entwicklung des modernen Verkehrswesens und der modernen Technik auf das Kriegswesen ausgeübt hat, wie sie bei einem europäischen Krieg der Zukunft in die Erscheinung treten würden.

Der Seekrieg. Eine geschichtliche Entwicklung vom Zeitalter der Entdeckungen bis zur Gegenwart. Von Kurt Freiherr von Maltzahn, Vize-Admiral a. D. (Bd. 99.)

Bringt den Seekrieg als Kriegsmittel wie als Mittel der Politik zur Darstellung, indem es zunächst die Entwicklung der Kriegsflotte und der Seekriegsmittel schildert und dann die heutigen Weltwirtschaftsstaaten und den Seekrieg behandelt.

Die moderne Friedensbewegung. Von Alfred H. Fried. (Bd. 157.)

Entwickelt das Wesen und die Ziele der Friedensbewegung, gibt eine Darstellung der Schiedsgerichtsbarkeit in ihrer Entwicklung und ihrem gegenwärtigen Umfang sowie des Abrüstungsproblemes und gibt zum Schluß einen eingehenden Überblick über die Geschichte der Friedensbewegung und eine chronologische Darstellung der für sie bedeutsamen Ereignisse.

Die moderne Frauenbewegung. Ein geschichtlicher Überblick. Von Dr Käthe Schirmacher. 2. Auflage. (Bd. 67.)

Unterrichtet eingehend und zuverlässig über die moderne Frauenbewegung aller Länder auf den Gebieten der Bildung, Arbeit, Sittlichkeit, Soziologie und Politik.

Hierzu siehe ferner:

H. v. Soden, Palästina und seine Geschichte. S. 3. **Thomsen**, Palästina nach den neuesten Ausgrabungen. S. 3. **Neurath**, Antike Wirtschaftsgeschichte. S. 15. **Geffcken**, Aus der Werdezeit des Christentums. S. 4. **Sell**, Christentum und Weltgeschichte. S. 4. **Weise**, Die deutschen Volksstämme und Landschaften. S. 17. **Matthaei**, Deutsche Baukunst im Mittelalter. S. 8. **Bähnisch**, Die deutschen Personennamen. S. 7. **Böckel**, Die deutsche Volkssage. S. 7. **Bruinier**, Das deutsche Volkslied. S. 7. **Paulsen**, Das deutsche Bildungswesen in seiner geschichtlichen Entwicklung. S. 1. **Knabe**, Geschichte des deutschen Schulwesens. S. 1. **Bruchmüller**, Der Leipziger Student von 1409—1909. S. 1. **Boehmer**, Luther im Lichte der neueren Forschung. S. 4. **Sodeur**, Johann Calvin. S. 4. **Boehmer**, Die Jesuiten. S. 4. **Muckle**, Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. S. 14. **Pohle**, Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im 19. Jahrhundert. S. 14. **Laughlin**, Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. S. 14. **Schmidt**, Geschichte des Welthandels. S. 14. **Fried**, Internationales Leben der Gegenwart. S. 14. **Wislicenus**, Der Kalender. S. 24. **Weise**, Schrift- und Buchwesen. S. 7. **Ranck**, Geschichte der Gartenkunst. S. 9.

Rechts- und Staatswissenschaft. Volkswirtschaft.

Deutsches Fürstentum und deutsches Verfassungswesen. Von Prof. Dr. Eduard Hubrich. (Bd. 80.)

Zeigt den Weg, auf dem deutsches Fürstentum und deutsche Volksfreiheit zu dem in der Gegenwart geltenden wechselseitigen Ausgleich gelangt sind, unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklungsgeschichte der preußischen Verfassung.

Grundzüge der Verfassung des Deutschen Reiches. Von Prof. Dr. Edgar Loening. 3. Auflage. (Bd. 34.)

Eine durch geschichtliche Rückblicke und Vergleiche das Verständnis des geltenden Rechtes fördernde Einführung in das Verfassungsrecht des Deutschen Reiches, soweit seine Kenntnis für jeden Deutschen erforderlich ist.

Finanzwissenschaft. Von Dr. S. P. Altmann. (Bd. 306.)

Ein Überblick über das Gesamtgebiet der Finanzwissenschaft, der jedem die Möglichkeit einer objektiv-wissenschaftlichen Beurteilung der Reichsfinanzreform bietet.

Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung. Von Gustav Maier. 4. Auflage. (Bd. 2.)

Schildert die sozialen Bewegungen und Theorien in ihrer geschichtlichen Entwicklung von den altorientalischen und antiken Kulturvölkern an durch das Mittelalter bis zur Entstehung des modernen Sozialismus.

Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. Von Dr. Friedrich Muckle. 2 Bände. (Bd. 269. 270.)

Band I: Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. (Bd. 269.)
Band II: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. (Bd. 270.)

Gibt eine feine philosophischen Grundlagen aufzeigende Darstellung der Entwicklung des sozialen Ideals im 19. Jahrhundert mit liebevoller Charakterisierung der Einzelpersönlichkeiten von Owen, Fourier, Weitling über Proudhon, Saint-Simon, Rodbertus bis zu Karl Marx und Lassalle.

Das internationale Leben der Gegenwart. Von Alfred H. Fried. Mit einer lithographischen Tafel. (Bd. 226.)

Ein „Baedeker für das internationale Land", der durch eine Zusammenstellung der internationalen Vereinbarungen und Einrichtungen nach ihrem Umfang und ihrer Wirksamkeit zu zeigen sucht, wie weit der internationale Zusammenschluß der Kulturwelt auf nationaler Grundlage bereits gediehen ist.

Geschichte des Welthandels. Von Oberlehrer Dr. Max Georg Schmidt. (Bd. 118.)

Behandelt die Entwicklung des Handels vom Altertum an über das Mittelalter, in dem Konstantinopel, seit den Kreuzzügen Italien und Deutschland den Weltverkehr beherrschen, zur Neuzeit, die mit der Entdeckung Amerikas beginnt, und bis zur Gegenwart, in der auch der deutsche Kaufmann den ganzen Erdball erobert.

Geschichte d. deutschen Handels. Von Prof. Dr. W. Langenbeck. (Bd. 237.)

Schildert die Entwicklung von primitivsten prähistorischen Anfängen bis zur heutigen Weltmachtstellung des deutschen Handels mit ihren Bedingungen und gibt ein übersichtliches Bild dieses weitverzweigten Organismus.

Deutschlands Stellung in der Weltwirtschaft. Von Prof. Dr. Paul Arndt. (Bd. 179.)

Stellt unsere wirtschaftlichen Beziehungen zum Auslande sowie die Ursachen der gegenwärtigen hervorragenden Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft dar, erörtert die Vorteile und Gefahren dieser Stellung eingehend und behandelt endlich die vielen wirtschaftlichen und politischen Aufgaben, die sich aus Deutschlands internationaler Stellung ergeben.

Deutsches Wirtschaftsleben. Auf geographischer Grundlage geschildert von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. 2. Auflage. Neubearbeitet von Dr. Hans Reinlein. (Bd. 42.)

Will Verständnis für den sieghaften Aufschwung unseres wirtschaftlichen Lebens seit der Wiederaufrichtung des Reichs herbeiführen und darlegen, inwieweit sich Produktion und Verkehrsbewegung auf die natürlichen Gelegenheiten, die geographischen Vorzüge unseres Vaterlandes stützen können und in ihnen sicher verankert liegen.

Die Entwicklung des deutschen Wirtschaftslebens im letzten Jahrhundert. Von Prof. Dr. Ludwig Pohle. 2. Auflage. (Bd. 57.)

Eine objektive, ruhig abwägende Darstellung der gewaltigen Umwälzung, die das deutsche Wirtschaftsleben im Laufe des einen Jahrhunderts erfahren hat.

Die deutsche Landwirtschaft. Von Dr. Walter Claaßen. Mit 15 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 215.)

Behandelt die natürlichen Grundlagen der Bodenbereitung, die Technik und Betriebsorganisation des Bodenbaues und der Viehhaltung, die volkswirtschaftliche Bedeutung des Landbaues sowie die agrarpolitischen Fragen, ferner die Bedeutung des Menschen als Produktionsfaktor in der Landwirtschaft und andererseits die Rolle, die das Landvolk im Lebensprozesse der Nation spielt.

Innere Kolonisation. Von A. Brenning. (Bd. 261.)

Gibt in knappen Zügen ein vollständiges Bild von dem Stande der inneren Kolonisation in Deutschland als einer der volkswirtschaftlich, wie sozial und national wichtigsten Aufgaben der Gegenwart.

Aus dem amerikanischen Wirtschaftsleben. Von Prof. J. Laurence Laughlin. Mit 9 graphischen Darstellungen. (Bd. 127.)

Ein Amerikaner behandelt für deutsche Leser die wirtschaftlichen Fragen, die augenblicklich im Vordergrunde des öffentlichen Lebens in Amerika stehen.

Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwicklung. Von Prof. Dr. Karl Rathgen. (Bd. 72.)
Schildert auf Grund langjähriger eigener Erfahrungen Land und Leute, Staat und Wirtschaftsleben sowie die Stellung Japans im Weltverkehr und ermöglicht so ein wirkliches Verständnis für die staunenswerte innere Neugestaltung des Landes in den letzten Jahrzehnten.

Antike Wirtschaftsgeschichte. Von Dr. O. Neurath. (Bd. 258.)
Gibt auf Grund der modernen Forschungen einen gemeinverständlichen Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Antike unter stetem Vergleich mit modernen Verhältnissen.

Die Gartenstadtbewegung. Von Generalsekr. Hans Kampffmeyer. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 259.)
Orientiert zum ersten Male umfassend über Ursprung und Geschichte, Wege und Ziele, Bedeutung und Erfolge der Gartenstadtbewegung.

Bevölkerungslehre. Von Prof. Dr. Max Haushofer. (Bd. 50.)
Will in gedrängter Form das Wesentliche der Bevölkerungslehre geben über Ermittlung der Volkszahl, über Gliederung und Bewegung der Bevölkerung, Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und die Ziele der Bevölkerungspolitik.

Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung. Von weil. Prof. Dr. Otto v. Zwiedineck-Südenhorst. (Bd. 78.)
Bietet eine gedrängte Darstellung des gemeiniglich unter dem Titel „Arbeiterfrage" behandelten Stoffes unter besonderer Berücksichtigung der Fragen der Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und der ökonomischen Begrenzung der einzelnen Schutzmaßnahmen und Versicherungseinrichtungen.

Die Konsumgenossenschaft. Von Prof. Dr. Franz Staudinger. (Bd. 222.)
Stellt die Konsumgenossenschaft nach ihrer Bedeutung und ihren Grundlagen, ihrer geschichtlichen Entwicklung und heutigen Organisation und in ihren Kämpfen und Zukunftsaussichten dar.

Die Frauenarbeit. Ein Problem des Kapitalismus. Von Privatdozent Dr. Robert Wilbrandt. (Bd. 106.)
Behandelt von dem Verhältnis von Beruf und Mutterschaft aus, als dem zentralen Problem der ganzen Frage, die Ursachen der niedrigen Bezahlung der weiblichen Arbeit, die daraus entstehenden Schwierigkeiten in der Konkurrenz der Frauen mit den Männern, den Gegensatz von Arbeiterinnenschutz und Befreiung der weiblichen Arbeit.

Grundzüge des Versicherungswesens. Von Prof. Dr. Alfred Manes. (Bd. 105.)
Behandelt die Stellung der Versicherung im Wirtschaftsleben, ihre Entwicklung und Organisation, den Geschäftsgang eines Versicherungsbetriebs, die Versicherungspolitik, das Versicherungsvertragsrecht und die Versicherungswissenschaft, ebenso die einzelnen Zweige der Versicherung, wie Lebensversicherung, Unfallversicherung usw.

Verkehrsentwicklung in Deutschland. 1800—1900. Vorträge über Deutschlands Eisenbahnen und Binnenwasserstraßen, ihre Entwicklung und Verwaltung sowie ihre Bedeutung für die heutige Volkswirtschaft. Von Prof. Dr. Walter Lotz. 3. Auflage, fortgeführt bis 1909. (Bd. 15.)
Gibt nach einer kurzen Übersicht über die Hauptfortschritte in den Verkehrsmitteln eine Geschichte des Eisenbahnwesens, schildert den heutigen Stand der Eisenbahnverfassung, das Güter- und das Personentarifwesen, die Reformversuche und die Reformfrage, ferner die Bedeutung der Binnenwasserstraßen und endlich die Wirkungen der modernen Verkehrsmittel.

Das Postwesen, seine Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. (Bd. 165.)
Eine umfassende Darstellung des gesamten Postwesens unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung sowie der Bedürfnisse der Praxis.

Die Telegraphie in ihrer Entwicklung und Bedeutung. Von Postrat Johannes Bruns. Mit 4 Figuren. (Bd. 183.)
Gibt auf der Grundlage eingehender praktischer Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse einen Einblick in das für die heutige Kultur so bedeutungsvolle Gebiet der Telegraphie und seine großartigen Fortschritte.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Schildert unter klarer Veranschaulichung der zugrundeliegenden Prinzipien den Entwicklungsgang der Telegraphen- und Fernsprechtechnik von Flammenzeichen und Rufposten bis zum modernen Mehrfach- und Maschinentelegraphen und von Philipp Reis' und Graham Bells Erfindung bis zur Einrichtung unserer großen Fernsprechämter.

Deutsche Schiffahrt und Schiffahrtspolitik der Gegenwart. Von Prof. Dr. Karl Thieß. (Bd. 169.)
Gibt in übersichtlicher Darstellung der großen für ihre Entwicklung und ihr Gedeihen in Betracht kommenden volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte eine Nationalökonomik der deutschen Schiffahrt.

Moderne Rechtsprobleme. Von Prof. Josef Kohler. (Bd. 128.)
Behandelt nach einem einleitenden Abschnitte über Rechtsphilosophie die wichtigsten und interessantesten Probleme der modernen Rechtspflege, insbesondere die des Strafrechts, des Strafprozesses, des Genossenschaftsrechts, des Zivilprozesses und des Völkerrechtes.

Verbrechen und Aberglaube. Skizzen aus der volkskundlichen Kriminalistik. Von Kammergerichtsreferendar Dr. Albert Hellwig. (Bd. 212.)
Bietet eine Reihe interessanter Bilder aus dem Gebiete des kriminellen Aberglaubens, wie z. B. von modernen Hexenprozessen, Vampyrglauben, Sympathiekuren, verborgenen Schätzen, Meineidszeremonien usw.

Das dtsch. Zivilprozeßrecht. Von Rechtsanw. Dr. M. Strauß. (Bd. 315.)
Die erste zusammenfassende Orientierung auf Grund der neuen Zivilprozeßreform.

Die Jurisprudenz im häuslichen Leben. Für Familie und Haushalt dargestellt. Von Rechtsanwalt Paul Bienengräber. 2 Bände. (Bd. 219. 220.)
Band I: Die Familie. (Bd. 219.) Band II: Der Haushalt. (Bd. 220.)
Behandelt in anregender, durch zahlreiche, dem täglichen Leben entnommene Beispiele belebter Darstellung alle in der Familie und dem Haushalt vorkommenden Rechtsfragen und Rechtsfälle.

Ehe und Eherecht. Von Prof. Dr. Ludwig Wahrmund. (Bd. 115.)
Schildert die historische Entwicklung des Ehebegriffes nach seiner natürlichen, sittlichen und rechtlichen Seite, untersucht das Verhältnis von Staat und Kirche auf dem Gebiete des Eherechtes und behandelt darüber hinaus auch alle jene Fragen über die rechtliche Stellung der Frau und besonders der Mutter, die immer lebhafter die öffentliche Meinung beschäftigen.

Der gewerbliche Rechtsschutz in Deutschland. Von Patentanwalt Bernhard Tolksdorf. (Bd. 138.)
Behandelt die geschichtliche Entwicklung des gewerblichen Rechtsschutzes und führt in Sinn und Wesen des Patent-, Muster- und Warenzeichenrechts ein.

Die Miete nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch. Ein Handbüchlein für Juristen, Mieter und Vermieter. Von Rechtsanwalt Dr. Max Strauß. (Bd. 194.)
Will durch eine objektive, gemeinverständliche Darstellung des Mietrechts die beiden Gruppen Mieter und Vermieter über ihr gegenseitiges Verhältnis aufklären und gleichzeitig durch Berücksichtigung der einschlägigen Literatur und Entscheidungen dem praktischen Juristen als Handbuch dienen.

Das Wahlrecht. Von Regierungsrat Dr. Oskar Poensgen. (Bd. 249.)
Bietet eine Würdigung der verschiedenen Wahlrechtssysteme und Bestimmungen sowie eine Übersicht über die heutzutage in den einzelnen Staaten geltenden Wahlrechte.

Hierzu siehe ferner:
Bloch, Soziale Kämpfe im alten Rom S. 10. Barth, Uns. Schutzgebiete nach ihren wirtschaftl. Verhältnissen. Im Lichte d. Erdkunde dargestellt S. 17. Pollitz, Psychologie des Verbrechers S. 6.

Erdkunde.

Mensch und Erde. Skizzen von den Wechselbeziehungen zwischen beiden. Von Prof. Dr. Alfred Kirchhoff. 3. Auflage. (Bd. 31.)
Zeigt, wie die Ländernatur auf den Menschen und seine Kultur einwirkt, durch Schilderungen allgemeiner und besonderer Art, der Steppen- und Wüstenvölker, der Entstehung von Nationen, wie Deutschland und China u. a. m.

Wirtschaftl. Erdkunde. Von weil. Prof. Dr. Christian Gruber. (Bd. 122.)
Will die ursprünglichen Zusammenhänge zwischen der natürlichen Ausstattung der einzelnen Länder und der wirtschaftlichen Kraftäußerung ihrer Bewohner klarmachen und Verständnis für die wahre Machtstellung der einzelnen Völker und Staaten erwecken.

Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Von Prof. Dr. Oskar Weise. 3. Auflage. Mit 29 Abbildungen. (Bd. 16.)
Schildert, durch eine gute Auswahl von Städte-, Landschafts- und anderen Bildern unterstützt, die Eigenart der deutschen Gaue und Stämme, die charakteristischen Eigentümlichkeiten der Landschaft, den Einfluß auf das Temperament und die geistige Anlage der Menschen, die Leistungen hervorragender Männer, Sitten und Gebräuche, Sagen und Märchen u. a. m.

Die deutschen Kolonien. (Land und Leute.) Von Dr. Adolf Heilborn. 2. Auflage. Mit 26 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 98.)
Gibt eine durch Abbildungen und Karten unterstützte objektive und allseitige Darstellung der geographischen und ethnographischen Grundlagen, wie der wirtschaftlichen Entwicklung unserer deutschen Kolonien.

Unsere Schutzgebiete nach ihren wirtschaftlichen Verhältnissen. Im Lichte der Erdkunde dargestellt. Von Dr. Chr. G. Barth. (Bd. 290.)
Unsere kolonisatorischen Errungenschaften materieller und ideeller Art, wie auch die weitere Entwicklungsfähigkeit unserer Schutzgebiete werden geographisch und statistisch begründet.

Die Städte. Geographisch betrachtet. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. Mit 21 Abbildungen. (Bd. 163.)
Erörtert die Ursachen des Entstehens, Wachsens und Vergehens der Städte, sowie ihre wirtschaftsgeographische Bedeutung und schildert das Städtebild als geographische Erscheinung.

Der Orient. Eine Länderkunde. Von Ewald Banse. (Bd. 277. 278. 279.)
Band I. Die Atlasländer. Marokko, Algerien, Tunesien. Mit 15 Abbildungen, 10 Kartenskizzen, 3 Diagrammen und 1 Tafel. (Bd. 277.)
Band II. Der arabische Orient. Mit 29 Abbildungen und 7 Diagrammen. (Bd. 278.)
Band III. Der arische Orient. (Bd. 279.)
Der erste Band gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine lebendige Schilderung von Land, Leuten und wirtschaftlichen Verhältnissen in Marokko, Algier und Tunis, der zweite eine solche von Ägypten, Arabien, Syrien und Mesopotamien, der dritte von Kleinasien, Armenien und Iran.

Die Polarforschung. Geschichte der Entdeckungsreisen zum Nord- und Südpol von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Von Prof. Dr. Kurt Hassert. 2. Auflage. Mit 6 Karten. (Bd. 38.)
Faßt in gedrängtem Überblick die Fortschritte und wichtigsten Ergebnisse der Nord- und Südpolarforschung von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart zusammen.

Meeresforschung und Meeresleben. Von Dr. Otto Janson. 2. Aufl. Mit 41 Figuren. (Bd. 30.)
Schildert kurz und lebendig die Fortschritte der modernen Meeresuntersuchung auf geographischem, physikalisch-chemischem und biologischem Gebiete, die Verteilung von Wasser und Land auf der Erde, die Tiefen des Meeres, die physikalischen und chemischen Verhältnisse des Meerwassers, endlich die wichtigsten Organismen des Meeres, die Pflanzen und Tiere.

Die Alpen. Von Hermann Reishauer. Mit 26 Abb. u. 2 Karten. (Bd. 276.)
Gibt, durch zahlreiche Abbildungen unterstützt, eine umfassende Schilderung des Reiches der Alpen in landschaftlicher, erdgeschichtlicher, sowie klimatischer, biologischer, wirtschaftlicher und verkehrstechnischer Hinsicht.

Anthropologie. Heilwissenschaft u. Gesundheitslehre.

Der Mensch. Sechs Vorlesungen aus dem Gebiete der Anthropologie. Von Dr. Adolf Heilborn. Mit 44 Abbildungen. (Bd. 62.)
Bringt streng sachlich und doch durchaus volkstümlich das Wissen vom Ursprung des Menschen, die Entwicklungsgeschichte des Individuums, die Menschenrassen, die rassenanatomischen Verschiedenheiten und den Tertiärmenschen zur Darstellung.

Die Anatomie des Menschen. Von Prof. Dr. Karl v. Bardeleben. In 5 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 201. 202. 203. 204. 263.)

I. Teil: Allgemeine Anatomie und Entwicklungsgeschichte. Mit 69 Abbildungen. (Bd. 201.)
II. Teil: Das Skelett. Mit 53 Abbildungen. (Bd. 202.)
III. Teil: Das Muskel- und Gefäßsystem. Mit 68 Abbildungen. (Bd. 203.)
IV. Teil: Die Eingeweide (Darm, Atmungs-, Harn- u. Geschlechtsorgane). Mit 38 Abb. (Bd. 204.)
V. Teil: Statik und Mechanik des menschlichen Körpers. Mit 26 Abbildungen. (Bd. 263.)

In dieser Reihe von 5 Bänden wird die menschliche Anatomie in knappem, für gebildete Laien leicht verständlichem Texte dargestellt, wobei eine große Anzahl sorgfältig ausgewählter Abbildungen die Anschaulichkeit erhöht. Der erste Band enthält u. a. einiges aus der Geschichte der Anatomie von Homer bis zur Neuzeit, ferner die Zellen- und Gewebelehre, die Entwicklungsgeschichte, sowie Formen, Maß und Gewicht des Körpers. Im zweiten Band werden dann Skelett, Knochen und die Gelenke nebst einer Mechanik der letzteren, im dritten die bewegenden Organe des Körpers, die Muskeln, das Herz und die Gefäße, im vierten die Eingeweidelehre, namentlich der Darmtraktus, sowie die Harn- und Geschlechtsorgane, und im fünften werden die verschiedenen Ruhelagen des Körpers, Liegen, Stehen, Sitzen usw., sodann die verschiedenen Arten der Ortsbewegung, Gehen, Laufen, Tanzen, Schwimmen, Reiten usw., endlich die wichtigsten Bewegungen innerhalb des Körpers, die der Wirbelsäule, des Herzens und des Brustkorbes bei der Atmung zur Darstellung gebracht.

Bau und Tätigkeit des menschlichen Körpers. Von Privatdozent Dr. Heinrich Sachs. 2. Auflage. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 32.)

Erläutert die Einrichtung und die Tätigkeit der einzelnen Organe des Körpers und zeigt dabei vor allem, wie diese einzelnen Organe in ihrer Tätigkeit aufeinander einwirken, miteinander zusammenhängen und so den menschlichen Körper zu einem einheitlichen Ganzen machen.

Acht Vorträge aus der Gesundheitslehre. Von weil. Prof. Dr. H. Buchner. 3. Aufl., besorgt von Prof. Dr. M. v. Gruber. Mit 26 Abb. (Bd. 1.)

Unterrichtet über die äußeren Lebensbedingungen des Menschen, über das Verhältnis von Luft, Licht und Wärme zum menschlichen Körper, über Kleidung und Wohnung, Bodenverhältnisse und Wasserversorgung, die Krankheiten erzeugenden Pilze und die Infektionskrankheiten, kurz über die wichtigsten Fragen der Hygiene.

Die moderne Heilwissenschaft. Wesen und Grenzen des ärztlichen Wissens. Von Dr. Edmund Biernacki. Deutsch von Dr. S. Ebel. (Bd. 25.)

Will in den Inhalt des ärztlichen Wissens und Könnens einführen, indem die geschichtliche Entwicklung der medizinischen Grundbegriffe, die Fortschritte der modernen Heilkunst, die Beziehungen zwischen Diagnose und Therapie, sowie die Grenzen der modernen Diagnostik behandelt werden.

Der Arzt. Seine Stellung und Aufgaben im Kulturleben der Gegenwart. Ein Leitfaden der sozialen Medizin. Von Dr. med. Moritz Fürst. (Bd. 265.)

Gibt einen vollständigen Überblick über das Wesen des ärztlichen Berufes in seinen verschiedenen Betätigungen und veranschaulicht die heutige soziale Bedeutung unseres Ärztestandes.

Der Aberglaube in der Medizin und seine Gefahr für Gesundheit und Leben. Von Prof. Dr. D. von Hansemann. (Bd. 83.)

Behandelt alle menschlichen Verhältnisse, die in irgendeiner Beziehung zu Leben und Gesundheit stehen, besonders mit Rücksicht auf viele schädliche Arten des Aberglaubens, die geeignet sind, Krankheiten zu fördern, die Gesundheit herabzusetzen und auch in moralischer Beziehung zu schädigen.

Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Von Prof. Dr. Richard Zander. 2. Auflage. Mit 19 Abbildungen. (Bd. 13.)

Will darüber aufklären, weshalb und unter welchen Umständen die Leibesübungen segensreich wirken, indem es ihr Wesen, andererseits die in Betracht kommenden Organe bespricht; erörtert besonders die Wechselbeziehungen zwischen körperlicher und geistiger Arbeit, die Leibesübungen der Frauen, die Bedeutung des Sportes und die Gefahren der sportlichen Übertreibungen.

Ernährung und Volksnahrungsmittel. Von weil. Prof. Dr. Johannes Frentzel. 2. Auflage. Neu bearbeitet von Geh. Rat Prof. Dr. N. Zuntz. Mit 7 Abbildungen und 2 Tafeln. (Bd. 19.)

Gibt einen Überblick über die gesamte Ernährungslehre. Durch Erörterung der grundlegenden Begriffe werden die Zubereitung der Nahrung und der Verdauungsapparat besprochen und endlich die Herstellung der einzelnen Nahrungsmittel, insbesondere auch der Konserven behandelt.

Der Alkoholismus. Herausgegeben vom Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus. In 3 Bänden. (Bd. 103. 104. 145.)
Die drei Bändchen sind ein kleines wissenschaftliches Kompendium der Alkoholfrage, verfaßt von den besten Kennern der mit ihr zusammenhängenden sozial-hygienischen und sozial-ethischen Probleme, und enthalten eine Fülle von Material in übersichtlicher und schöner Darstellung.

Krankenpflege. Von Chefarzt Dr. Bruno Leick. (Bd. 152.)
Erörtert nach einem Überblick über Bau und Funktion der inneren Organe und deren hauptsächlichste Erkrankungen die hierbei zu ergreifenden Maßnahmen, wobei besonders eingehend die Pflege bei Infektionskrankheiten, sowie bei plötzlichen Unglücksfällen und Erkrankungen behandelt werden.

Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele. Von Prof. Dr. Richard Zander. Mit 27 Figuren. (Bd. 48.)
Erörtert die Bedeutung der nervösen Vorgänge für den Körper, die Geistestätigkeit und das Seelenleben und sucht klarzulegen, unter welchen Bedingungen Störungen der nervösen Vorgänge auftreten, wie sie zu beseitigen und zu vermeiden sind.

Geisteskrankheiten. Von Anstaltsoberarzt Dr. Georg Ilberg. (Bd. 151.)
Erörtert an eingehend dargestellten Beispielen die wichtigsten Formen geistiger Erkrankung, um so die richtige Beurteilung der Zeichen geistiger Erkrankung und damit eine rechtzeitige verständnisvolle Behandlung derselben zu ermöglichen.

Die Geschlechtskrankheiten, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Bekämpfung und Verhütung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 4 Abbildungen und 1 Tafel. (Bd. 251.)
Gibt in sachlicher, aber rückhaltlos offener Darlegung ein Bild von dem Wesen der Geschlechtskrankheiten und von ihren Erregern, erörtert ausführlich ihre Bekämpfung und Verhütung, mit besonderer Rücksicht auf das gefährliche Treiben der Prostitution und der Kurpfuscher, die persönlichen Schutzmaßregeln, sowie die Aussichten auf erfolgreiche Behandlung.

Die fünf Sinne des Menschen. Von Prof. Dr. Josef Klemens Kreibig. 2. Auflage. Mit 30 Abbildungen. (Bd. 27.)
Eine Darstellung der einzelnen Sinnesgebiete, der Organe und ihrer Funktionsweise, der als Reiz wirkenden äußeren Ursachen, sowie der Empfindungen nach Inhalt, Stärke und Merkmalen.

Herz, Blutgefäße und Blut und ihre Erkrankungen. Von Prof. Dr. Heinrich Rosin. (Bd. 312.)
Eine allgemeinverständliche Darstellung von Bau und Funktion des Herzens und der Blutgefäße, sowie den verschiedenen Formen ihrer Erkrankungen.

Das Auge des Menschen und seine Gesundheitspflege. Von Privatdozent Dr. med. Georg Abelsdorff. Mit 15 Abbildungen. (Bd. 149.)
Schildert die Anatomie des menschlichen Auges, sowie die Leistungen des Gesichtssinnes und behandelt die Hygiene des Auges, seine Erkrankungen und Verletzungen, Kurzsichtigkeit, Vererbung usw.

Die menschliche Stimme und ihre Hygiene. Von Prof. Dr. Paul H. Gerber. Mit 20 Abbildungen. (Bd. 136.)
Nach den notwendigsten Erörterungen über das Zustandekommen und über die Natur der Töne werden der Kehlkopf des Menschen und seine Funktion als musikalisches Instrument behandelt; dann werden die Gesang- und die Sprechstimme, ihre Ausbildung, ihre Fehler und Erkrankungen, sowie deren Verhütung und Behandlung erörtert.

Das menschliche Gebiß, seine Erkrankung und Pflege. Von Zahnarzt Fritz Jäger. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 229.)
Schildert Entwicklung und Aufbau, sowie die Erkrankungen der Zähne, die Wechselbeziehungen zwischen Zahnzerstörnis und Gesamtorganismus und die zur Schaffung und Erhaltung eines gesunden Gebisses dienlichen Maßnahmen.

Die Tuberkulose, ihr Wesen, ihre Verbreitung, Ursache, Verhütung und Heilung. Von Generaloberarzt Prof. Dr. Wilhelm Schumburg. Mit 1 Tafel und 8 Figuren. (Bd. 47.)

Schildert nach einem Überblick über die Verbreitung der Tuberkulose das Wesen derselben, beschäftigt sich eingehend mit dem Tuberkelbazillus, bespricht die Maßnahmen, durch die man ihn von sich fernhalten kann, und erörtert die Fragen der Heilung der Tuberkulose.

Die krankheiterregenden Bakterien. Von Privatdozent Dr. Max Loehlein. Mit 31 Abbildungen. (Bd. 307.)

Gibt eine Darstellung der wichtigsten Errungenschaften der modernen Bakteriologie und eine Übersicht über die häufigen Infektionskrankheiten nach dem Stande der neueren Forschungen.

Der Säugling, seine Ernährung und seine Pflege. Von Dr. Walter Kaupe. Mit 17 Abbildungen. (Bd. 154.)

Will der jungen Mutter oder Pflegerin in allen in Betracht kommenden Fragen den nötigen Rat erteilen. Außer der allgemeinen geistigen und körperlichen Pflege des Kindchens werden besonders die natürliche und künstliche Ernährung behandelt und für alle diese Fälle zugleich praktische Anleitung gegeben.

Gesundheitslehre für Frauen. Von weil. Privatdozent Dr. Roland Sticher. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 171.)

Unterrichtet über den Bau des weiblichen Organismus und seine Pflege vom Kindesalter an, vor allem aber eingehend über den Beruf der Frau als Gattin und Mutter.

Naturwissenschaften. Mathematik.

Die Grundbegriffe der modernen Naturlehre. Von Prof. Dr. Felix Auerbach. 2. Auflage. Mit 79 Figuren. (Bd. 40.)

Eine zusammenhängende, für jeden Gebildeten verständliche Entwicklung der in der modernen Naturlehre eine allgemeine und exakte Rolle spielenden Begriffe Raum und Bewegung, Kraft und Masse und der allgemeinen Eigenschaften der Materie, Arbeit, Energie und Entropie.

Die Lehre von der Energie. Von Dr. Alfred Stein. Mit 13 Figuren. (Bd. 257.)

Vermittelt für jeden verständlich eine Vorstellung von der umfassenden Einheitlichkeit, die durch die Aufstellung des Energiegesetzes in unsere gesamte Naturauffassung gekommen ist.

Moleküle — Atome — Weltäther. Von Prof. Dr. Gustav Mie. 2. Auflage. Mit 27 Figuren. (Bd. 58.)

Stellt die physikalische Atomlehre als die kurze, logische Zusammenfassung einer großen Menge physikalischer Tatsachen unter einem Begriffe dar, die ausführlich und nach Möglichkeit als einzelne Experimente geschildert werden.

Das Licht und die Farben. Von Prof. Dr. Leo Graetz. 2. Auflage. Mit 116 Abbildungen. (Bd. 17.)

Behandelt, ausgehend von der scheinbar geradlinigen Ausbreitung, Zurückwerfung und Brechung des Lichtes, das Wesen der Farben, die Beugungserscheinungen und die Photographie.

Sichtbare und unsichtbare Strahlen. Von Prof. Dr. Richard Börnstein und Prof. Dr. W. Marckwald. 2. Auflage. Mit 85 Abb. (Bd. 64.)

Schildert die verschiedenen Arten der Strahlen, darunter die Kathoden- und Röntgenstrahlen, die Hertzschen Wellen, die Strahlungen der radioaktiven Körper (Uran und Radium) nach ihrer Entstehung und Wirkungsweise, unter Darstellung der charakteristischen Vorgänge der Strahlung.

Einführung in die chemische Wissenschaft. Von Prof. Dr. Walter Löb. Mit 16 Figuren. (Bd. 264.)

Ermöglicht durch anschauliche Darstellung der den chemischen Vorgängen zugrunde liegenden allgemeinen Tatsachen, Begriffe und Gesetze ein gründliches Verständnis dieser und ihrer praktischen Anwendungen.

Die optischen Instrumente. Von Dr. Moritz von Rohr. Mit 84 Abbildungen. (Bd. 88.)
Gibt eine elementare Darstellung der optischen Instrumente nach den modernen Anschauungen, wobei das Ultramikroskop, die neuen Apparate zur Mikrophotographie mit ultraviolettem Licht, die Prismen- und die Zielfernrohre, die Projektionsapparate und stereoskopischen Entfernungsmesser erläutert werden.

Spektroskopie. Von Dr. L. Grebe. Mit 62 Abbildungen. (Bd. 284.)
Gibt eine von zahlreichen Abbildungen unterstützte Darstellung der spektroskopischen Forschung und ihrer weittragenden Ergebnisse für Wissenschaft und Technik.

Das Mikroskop, seine Optik, Geschichte und Anwendung. Von Dr. W. Scheffer. Mit 66 Abbildungen. (Bd. 35.)
Nach Erläuterung der optischen Konstruktion und Wirkung des Mikroskops und Darstellung der historischen Entwicklung wird eine Beschreibung der modernsten Mikroskoptypen, Hilfsapparate und Instrumente gegeben und gezeigt, wie die mikroskopische Untersuchung die Einsicht in Naturvorgänge vertieft.

Das Stereoskop und seine Anwendungen. Von Prof. Theodor Hartwig. Mit 40 Abbildungen und 19 Tafeln. (Bd. 135.)
Behandelt die verschiedenen Erscheinungen und Anwendungen der Stereoskopie, insbesondere die stereoskopischen Himmelsphotographien, die stereoskopische Darstellung mikroskopischer Objekte, das Stereoskop als Meßinstrument und die Bedeutung und Anwendung des Stereokomparators.

Die Lehre von der Wärme. Von Prof. Dr. Richard Börnstein. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 172.)
Behandelt ausführlich die Tatsachen und Gesetze der Wärmelehre, Ausdehnung erwärmter Körper und Temperaturmessung, Wärmemessung, Wärme- und Kältequellen, Wärme als Energieform, Schmelzen und Erstarren, Sieden, Verdampfen und Verflüssigen, Verhalten des Wasserdampfes in der Atmosphäre, Dampf- und andere Wärmemaschinen und schließlich die Bewegung der Wärme.

Die Physik der Kälte. Von Dr. Heinrich Alt. (Bd. 311.)
Ein Überblick über die künstliche Erzeugung tiefster Temperaturen und ihre so wichtige technische Verwendung.

Luft, Wasser, Licht und Wärme. Neun Vorträge aus dem Gebiete der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. Reinhart Blochmann. 3. Aufl. Mit 115 Abbildungen. (Bd. 5.)
Führt unter besonderer Berücksichtigung der alltäglichen Erscheinungen des praktischen Lebens in das Verständnis der chemischen Erscheinungen ein und zeigt die außerordentliche Bedeutung derselben für unser Wohlergehen.

Das Wasser. Von Privatdoz. Dr. O. Anselmino. Mit 44 Abb. (Bd. 291.)
Gibt eine zusammenfassende Darstellung unseres gesamten Wissens über das Wasser, dies Lebenselement der Erde, unter besonderer Berücksichtigung des praktisch Wichtigen.

Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. Von Dr. B. Bavink. Mit 7 Figuren. (Bd. 187.)
Will einen Einblick in die wichtigsten theoretischen Erkenntnisse der organischen Chemie geben und das Verständnis für ihre darauf begründeten praktischen Entdeckungen und Erfindungen vermitteln.

Der Luftstickstoff u. seine Verwertung. Von Prof. Dr. Karl Kaiser. (Bd. 313.)
Ein Überblick über Wesen, Bedeutung und Geschichte dieses wichtigsten und modernsten Problems der Agrikulturchemie bis auf die neuesten erfolgreichen Versuche zu seiner Lösung.

Die Erscheinungen des Lebens. Von Privatdozent Dr. H. Miehe. Mit 40 Figuren. (Bd. 130.)
Sucht eine umfassende Totalansicht des organischen Lebens zu geben, indem es nach einer Erörterung der spekulativen Vorstellungen über das Leben und einer Beschreibung des Protoplasmas und der Zelle die hauptsächlichsten Äußerungen des Lebens, wie Entwicklung, Ernährung, Atmung, das Sinnesleben, die Fortpflanzung, den Tod und die Variabilität behandelt.

Abstammungslehre und Darwinismus. Von Prof. Dr. Richard Hesse. 3. Auflage. Mit 37 Figuren. (Bd. 39.)
Gibt einen kurzen, aber klaren Einblick in den gegenwärtigen Stand der Abstammungslehre und sucht die Frage, wie die Umwandlung der organischen Wesen vor sich gegangen ist, nach dem neuesten Stande der Forschung zu beantworten.

Der Befruchtungsvorgang, sein Wesen und seine Bedeutung. Von Dr. Ernst Teichmann. Mit 7 Abbildungen und 4 Doppeltafeln. (Bd. 70.)
Eine gemeinverständliche, streng sachliche Darstellung der bedeutsamen Ergebnisse der modernen Forschung über das Befruchtungsproblem.

Das Werden und Vergehen der Pflanzen. Von Prof. Dr. Paul Gisevius. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 173.)
Eine leichtfaßliche Darstellung alles dessen, was uns allgemein an der Pflanze interessiert, eine kleine „Botanik des praktischen Lebens".

Vermehrung und Sexualität bei den Pflanzen. Von Prof. Dr. Ernst Küster. Mit 38 Abbildungen. (Bd. 112.)
Gibt eine kurze Übersicht über die wichtigsten Formen der vegetativen Vermehrung und beschäftigt sich eingehend mit der Sexualität der Pflanzen, deren überraschend vielfache und mannigfaltige Äußerungen, ihre große Verbreitung im Pflanzenreich und ihre in allen Einzelheiten erkennbare Übereinstimmung mit der Sexualität der Tiere zur Darstellung gelangen.

Unsere wichtigsten Kulturpflanzen (die Getreidegräser). Von Prof. Dr. Karl Giesenhagen. 2. Aufl. Mit 38 Figuren. (Bd. 10.)
Behandelt die Getreidepflanzen und ihren Anbau nach botanischen wie kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten, damit zugleich in anschaulichster Form allgemeine botanische Kenntnisse vermittelnd.

Der deutsche Wald. Von Prof. Dr. Hans Hausrath. Mit 15 Abbildungen und 2 Karten. (Bd. 153.)
Schildert unter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung die Lebensbedingungen und den Zustand unseres deutschen Waldes, die Verwendung seiner Erzeugnisse sowie seine günstige Einwirkung auf Klima, Fruchtbarkeit, Sicherheit und Gesundheit des Landes, und erörtert zum Schlusse die Pflege des Waldes. Ein Büchlein also für jeden Waldfreund.

Der Obstbau. Von Dr. Ernst Voges. Mit 13 Abbildungen. (Bd. 107.)
Will über die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen des Obstbaues sowie seine Naturgeschichte und große volkswirtschaftliche Bedeutung unterrichten. Die Geschichte des Obstbaues, das Leben des Obstbaumes, Obstbaumpflege und Obstbaumschutz, die wissenschaftliche Obstkunde, die Ästhetik des Obstbaues gelangen zur Behandlung.

Kolonialbotanik. Von Privatdoz. Dr. F. Tobler. Mit 21 Abb. (Bd. 184.)
Schildert die allgemeinen Grundlagen und Methoden tropischer Landwirtschaft und behandelt im besonderen die bekanntesten Kolonialprodukte, wie Kaffee, Zucker, Reis, Baumwolle usw.

Kaffee, Tee, Kakao und die übrigen narkotischen Getränke. Von Prof. Dr. Arwed Wieler. Mit 24 Abbildungen und 1 Karte. (Bd. 132.)
Behandelt Kaffee, Tee und Kakao, sowie Mate und Kola in bezug auf die Art und Verbreitung der Stammpflanzen, ihre Kultur und Ernte bis zur Gewinnung der fertigen Ware.

Die Pflanzenwelt des Mikroskops. Von Bürgerschullehrer Ernst Reukauf. Mit 100 Abbildungen. (Bd. 181.)
Eröffnet einen Einblick in den staunenswerten Formenreichtum des mikroskopischen Pflanzenlebens und lehrt den Ursachen ihrer wunderbaren Lebenserscheinungen nachforschen.

Die Tierwelt des Mikroskops (die Urtiere). Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 39 Abbildungen. (Bd. 160.)
Eröffnet dem Naturfreunde ein Bild reichen Lebens im Wassertropfen und sucht ihn zugleich zu eigener Beobachtung anzuleiten.

Die Beziehungen der Tiere zueinander und zur Pflanzenwelt. Von Prof. Dr. K. Kraepelin. (Bd. 79.)
Stellt in großen Zügen eine Fülle wechselseitiger Beziehungen der Organismen zueinander dar. Familienleben und Staatenbildung der Tiere, wie die interessanten Beziehungen der Tiere und Pflanzen zueinander werden geschildert.

Tierkunde. Eine Einführung in die Zoologie. Von Privatdoz. Dr. Kurt Hennings. Mit 34 Abb. (Bd. 142.)
Stellt die charakteristischen Eigenschaften aller Tiere — Bewegung und Empfindung, Stoffwechsel und Fortpflanzung — dar und sucht die Tätigkeit des Tierleibes aus seinem Bau verständlich zu machen.

Vergleichende Anatomie der Sinnesorgane der Wirbeltiere. Von Prof. Dr. Wilhelm Lubosch. Mit 107 Abbildungen. (Bd. 282.)
Gibt eine auf dem Entwicklungsgedanken aufgebaute allgemeinverständliche Darstellung eines der interessantesten Gebiete der modernen Naturforschung.

Die Stammesgeschichte unserer Haustiere. Von Prof. Dr. Carl Keller. Mit 28 Abbildungen. (Bd. 252.)
Schildert eingehend den Verlauf der Haustierwerdung, die allmählich eingetretene Umbildung der Rassen sowie insbesondere die Stammformen und Bildungsherde der einzelnen Haustiere.

Die Fortpflanzung der Tiere. Von Privatdozent Dr. Richard Goldschmidt. Mit 77 Abbildungen. (Bd. 253.)
Gewährt durch anschauliche Schilderung der zu den wechselvollsten und überraschendsten biologischen Tatsachen gehörenden Formen der tierischen Fortpflanzung sowie der Brutpflege Einblick in das mit der menschlichen Sittlichkeit in so engem Zusammenhang stehende Tatsachengebiet.

Deutsches Vogelleben. Von Prof. Dr. Alwin Voigt. (Bd. 221.)
Will durch Schilderung des deutschen Vogellebens in der Verschiedenartigkeit der Daseinsbedingungen in den wechselnden Landschaften die Kenntnis der charakteristischen Vogelarten und namentlich auch ihrer Stimmen fördern.

Vogelzug und Vogelschutz. Von Dr. Wilhelm R. Eckardt. (Bd. 218.)
Eine wissenschaftliche Erklärung der rätselhaften Tatsachen des Vogelzugs und der daraus entspringenden praktischen Forderungen des Vogelschutzes.

Korallen und andere gesteinsbildende Tiere. Von Prof. Dr. W. May. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 231.)
Schildert die gesteinsbildenden Tiere, vor allem die für den Bau der Erdrinde so wichtigen Korallen nach Bau, Lebensweise und Vorkommen.

Lebensbedingungen und Verbreitung der Tiere. Von Prof. Dr. Otto Maas. Mit 11 Karten und Abbildungen. (Bd. 139.)
Zeigt die Tierwelt als Teil des organischen Erdganzen, die Abhängigkeit der Verbreitung des Tieres von dessen Lebensbedingungen wie von der Erdgeschichte, ferner von Nahrung, Temperatur, Licht, Luft und Vegetation, wie von dem Eingreifen des Menschen, und betrachtet an der Hand von Karten die geographische Einteilung der Tierwelt.

Die Bakterien. Von Prof. Dr. Ernst Gutzeit. Mit 13 Abbild. (Bd. 233.)
Setzt, gegenüber der laienhaften Identifikation von Bakterien und Krankheiten, die allgemeine Bedeutung der Kleinlebewelt für den Kreislauf des Stoffes in der Natur und dem Haushalt des Menschen auseinander.

Die Welt der Organismen. In Entwicklung und Zusammenhang dargestellt. Von Prof. Dr. Kurt Lampert. Mit 52 Abbildungen. (Bd. 236.)
Gibt einen allgemeinverständlichen Überblick über die Gesamtheit des Tier- und Pflanzenreiches, über den Aufbau der Organismen, ihre Lebensgeschichte, ihre Abhängigkeit von der äußeren Umgebung und die Wechselbeziehungen zwischen den einzelnen Gliedern der belebten Natur.

Zwiegestalt der Geschlechter in der Tierwelt (Dimorphismus). Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 37 Abbildungen. (Bd. 148.)
Die merkwürdigen, oft erstaunlichen Verschiedenheiten in Aussehen und Bau der Tiergeschlechter werden durch zahlreiche Beispiele aus allen Gruppen auf wissenschaftlicher Grundlage dargestellt.

Die Ameisen. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit 61 Figuren. (Bd. 94.)
Faßt die Ergebnisse der Forschungen über das Tun und Treiben einheimischer und exotischer Ameisen, über die Vielgestaltigkeit der Formen im Ameisenstaate, über die Bautätigkeit, Brutpflege und die ganze Ökonomie der Ameisen, über ihr Zusammenleben mit anderen Tieren und mit Pflanzen, und über die Sinnestätigkeit der Ameisen zusammen.

Das Süßwasser-Plankton. Von Dr. Otto Zacharias. Mit 49 Abbildungen. (Bd. 156.)
Gibt eine Anleitung zur Kenntnis jener mikroskopisch kleinen und für die Existenz der höheren Lebewesen und für die Naturgeschichte der Gewässer so wichtigen Tiere und Pflanzen. Die wichtigsten Formen werden vorgeführt und die merkwürdigen Lebensverhältnisse und -bedingungen dieser unsichtbaren Welt einfach und doch vielseitig erörtert.

Der Kampf zwischen Mensch und Tier. Von Prof. Dr. Karl Eckstein. 2. Auflage. Mit 51 Figuren. (Bd. 18.)
Der hohe wirtschaftliche Bedeutung beanspruchende Kampf zwischen Mensch und Tier erfährt eine eingehende Darstellung, wobei besonders die Kampfmittel beider Gegner, hier Schußwaffen, Fallen, Gifte oder auch besondere Wirtschaftsmethoden, dort spitzige Kralle, scharfer Zahn, furchtbares Gift, List und Gewandtheit geschildert werden.

Wind und Wetter. Von Prof. Dr. Leonhard Weber. 2. Auflage. Mit 28 Figuren und 3 Tafeln. (Bd. 55.)
Schildert die historischen Wurzeln der Meteorologie, ihre physikalischen Grundlagen und ihre Bedeutung im gesamten Gebiete des Wissens, erörtert die hauptsächlichsten Aufgaben, die dem ausübenden Meteorologen obliegen, wie die praktische Anwendung in der Wettervorhersage.

Der Bau des Weltalls. Von Prof. Dr. J. Scheiner. 3. Auflage. Mit 26 Figuren. (Bd. 24.)
Gibt eine anschauliche Darstellung vom Bau des Weltalls wie der einzelnen Weltkörper und der Mittel zu ihrer Erforschung.

Entstehung der Welt und der Erde, nach Sage und Wissenschaft. Von Geh. Regierungsrat Prof. D. M. B. Weinstein. (Bd. 223.)
Zeigt, wie die Frage der Entstehung der Welt und der Erde in den Sagen aller Völker und Zeiten und in den Theorien der Wissenschaft beantwortet worden ist.

Das astronomische Weltbild im Wandel der Zeit. Von Prof. Dr. Samuel Oppenheim. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 110.)
Schildert den Kampf des geozentrischen und heliozentrischen Weltbildes, wie er schon im Altertum bei den Griechen entstanden ist, anderthalb Jahrtausende später zu Beginn der Neuzeit durch Kopernikus von neuem aufgenommen wurde und da erst mit einem Siege des heliozentrischen Systems schloß.

Der Mond. Von Prof. Dr. Julius Franz. Mit 31 Abbild. (Bd. 90.)
Gibt die Ergebnisse der neueren Mondforschung wieder, erörtert die Mondbewegung und Mondbahn, bespricht den Einfluß des Mondes auf die Erde und behandelt die Fragen der Oberflächenbedingungen des Mondes und die charakteristischen Mondgebilde, anschaulich zusammengefaßt in „Beobachtungen eines Mondbewohners", endlich die Bewohnbarkeit des Mondes.

Die Planeten. Von Prof. Dr. Bruno Peter. Mit 18 Figuren. (Bd. 240.)
Bietet unter steter Berücksichtigung der geschichtlichen Entwicklung unserer Erkenntnis eine eingehende Darstellung der einzelnen Körper unseres Planetensystems und ihres Wesens.

Der Kalender. Von Prof. Dr. W. F. Wislicenus. (Bd. 69.)
Erklärt die für unsere Zeitrechnung bedeutsamen astronomischen Erscheinungen und schildert die historische Entwicklung des Kalenderwesens vom römischen Kalender ausgehend, den Werdegang der christlichen Kalender bis auf die neueste Zeit verfolgend, setzt ihre Einrichtungen auseinander und lehrt die Berechnung kalendarischer Angaben.

Aus der Vorzeit der Erde. Von Prof. Dr. Fritz Frech. In 5 Bänden. 2. Auflage. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 207—211.)
In 5 Bänden wird eine vollständige Darstellung der Fragen der allgemeinen Geologie und physischen Erdkunde gegeben, wobei Übersichtstabellen die Fachausdrücke und die Reihenfolge der geologischen Perioden erläutern und auf neue, vorwiegend nach Original-Photographien angefertigte Abbildungen und auf anschauliche, lebendige Schilderung besonders Wert gelegt ist.

Band I: Gebirgsbau, Erdbebenlehre und Vulkanismus. (Bd. 207.)
Band II: Kohlenbildung und Klima der Vorzeit. (Bd. 208.)
Band III: Die Arbeit des fließenden Wassers. Eine Einleitung in die physikalische Geologie. Mit 51 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln. (Bd. 209.)

Behandelt als eines der interessantesten Gebiete der Geologie die Arbeit fließenden Wassers, Talbildung u. Karstphänomen, Höhlenbildung u. Schlammvulkane, Wildbäche, Quellen u. Grundwasser.

Band IV: Die Arbeit des Ozeans und die chemische Tätigkeit des Wassers im allgemeinen. Mit 1 Titelbild und 51 Textabbildungen. (Bd. 210.)

Behandelt die grundlegenden erdgeschichtlichen Vorgänge der Bodenbildung und Abtragung, der Küstenbrandung und maritimen Gesteinsbildung und schließlich die Geographie der großen Ozeane in Vergangenheit und Zukunft.

Band V: Gletscher und Eiszeit. (Bd. 211.)

Arithmetik und Algebra zum Selbstunterricht. Von Prof. Dr. Paul Crantz. In 2 Bänden. Mit Figuren. (Bd. 120. 205.)

I. Teil: Die Rechnungsarten. Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten. Gleichungen zweiten Grades. 2. Auflage. Mit 9 Figuren. (Bd. 120.)
II. Teil: Gleichungen. Arithmetische und geometrische Reihen. Zinseszins- und Rentenrechnung. Komplexe Zahlen. Binomischer Lehrsatz. Mit 21 Figuren. (Bd. 205.)

Band I unterrichtet in leicht faßlicher, für das Selbststudium geeigneter eingehender Darstellung unter Beifügung ausführlich berechneter Beispiele über die sieben Rechnungsarten, die Gleichungen ersten Grades mit einer und mehreren Unbekannten und die Gleichungen zweiten Grades mit einer Unbekannten, Band II ebenso über Gleichungen höheren Grades, arithmetische und geometrische Reihen, Zinseszins- und Rentenrechnung, komplexe Zahlen und über den binomischen Lehrsatz.

Einführung in die Infinitesimalrechnung mit einer historischen Übersicht. Von Prof. Dr. Gerhard Kowalewski. Mit 18 Fig. (Bd. 197.)

Will, ohne große Kenntnis vorauszusetzen, in die moderne Behandlungsweise der Infinitesimalrechnung einführen, die die Grundlage der gesamten mathematischen Naturwissenschaft bildet.

Mathematische Spiele. Von Dr. Wilhelm Ahrens. Mit 70 Fig. (Bd. 170.)

Ein kurzweiliger und doch zuverlässiger Führer für jeden, dem das tiefere Verständnis der täglich von ihm geübten Unterhaltungsspiele Freude macht.

Das Schachspiel und seine strategischen Prinzipien. Von Dr. Max Lange. Mit den Bildnissen E. Laskers und P. Morphys, 1 Schachbrettafel und 43 Darstellungen von Übungsspielen. (Bd. 281.)

Sucht durch eingehende, leichtverständliche Einführung in die Spielgesetze sowie durch eine größere, mit Erläuterungen versehene Auswahl interessanter Schachgänge berühmter Meister diesem anregendsten und geistreichsten aller Spiele neue Freunde und Anhänger zu werben.

Hierzu siehe ferner:
Janson, Meeresforschung und Meeresleben S. 17.

Angewandte Naturwissenschaft. Technik.

Am sausenden Webstuhl der Zeit. Übersicht über die Wirkungen der Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik auf das gesamte Kulturleben. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Ing. Wilhelm Launhardt. 2. Aufl. Mit 16 Abbildungen. (Bd. 23.)

Ein geistreicher Rückblick auf die Entwicklung der Naturwissenschaften und der Technik, der die Weltwunder unserer Zeit verdankt werden.

Die Uhr. Von Reg.-Bauführer a. D. H. Bock. Mit 47 Abbild. (Bd. 216.)

Behandelt Grundlagen und Technik der Zeitmessung, sowie eingehend, durch zahlreiche technische Zeichnungen unterstützt, den Mechanismus der Zeitmesser und der feinen Präzisionsuhren nach seiner theoretischen Grundlage wie in seinen wichtigsten Teilen.

Bilder aus der Ingenieurtechnik. Von Baurat Kurt Merckel. Mit 43 Abbildungen. (Bd. 60.)

Zeigt in einer Schilderung der Ingenieurbauten der Babylonier und Assyrer, der Ingenieurtechnik der alten Aegypter unter vergleichsweiser Behandlung der modernen Irrigationsanlagen daselbst, der Schöpfungen der antiken griechischen Ingenieure, des Städtebaues im Altertum und der römischen Wasserleitungsbauten die hohen Leistungen der Völker des Altertums.

Schöpfungen der Ingenieurtechnik der Neuzeit. Von Baurat Kurt Merckel. 2. Auflage. Mit 55 Abbildungen. (Bd. 28.)
Führt eine Reihe interessanter Ingenieurbauten, die Gebirgsbahnen und die Gebirgsstraßen der Schweiz und Tirols, die großen Eisenbahnverbindungen in Asien, endlich die modernen Kanal- und Hafenbauten nach ihrer technischen und wirtschaftlichen Bedeutung vor.

Der Eisenbetonbau. Von Dipl.-Ing. E. Haimovici. Mit 81 Abb. (Bd. 275.)
Gibt eine fachmännische und dabei doch allgemein verständliche Darstellung dieses neuesten, in seiner Bedeutung für Hoch- und Tiefbau, Brücken- und Wasserbau stetig wachsenden Zweiges der Technik.

Das Eisenhüttenwesen. Von Geh. Bergrat Prof. Dr. Hermann Wedding. 3. Auflage. Mit 15 Figuren. (Bd. 20.)
Schildert, wie Eisen erzeugt und in seine Gebrauchsformen gebracht wird, wobei besonders der Hochofenprozeß nach seinen chemischen, physikalischen und geologischen Grundlagen dargestellt und die Erzeugung der verschiedenen Eisenarten und die dabei in Betracht kommenden Prozesse erörtert werden.

Die Metalle. Von Prof. Dr. Karl Scheid. 2. Auflage. Mit 16 Abb. (Bd. 29.)
Behandelt die für Kulturleben und Industrie wichtigen Metalle, die mutmaßliche Bildung der Erze, die Gewinnung der Metalle aus den Erzen, das Hüttenwesen mit seinen verschiedenen Systemen, die Fundorte der Metalle, ihre Eigenschaften, Verwendung und Verbreitung.

Mechanik. Bd. I. Die Mechanik der festen Körper. Von Geh. Regierungsrat Albrecht von Ihering. Mit 61 Abbildungen. (Bd. 303.)
Durch Anwendung der graphischen Methode und Einfügung instruktiver Beispiele eine ausgezeichnete Darstellung der Grundlehren der Mechanik der festen Körper.
Band II: Die Mechanik der flüssigen Körper. (In Vorbereitung.)
Band III: Die Mechanik der gasförmigen Körper. (In Vorbereitung.)

Maschinenelemente. Von Prof. Richard Vater. Mit 184 Abb. (Bd. 301.)
Eine Übersicht über die Fülle der einzelnen ineinandergreifenden Teile, aus denen die Maschinen zusammengesetzt sind, und ihre Wirkungsweise.

Hebezeuge. Das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper. Von Prof. Richard Vater. Mit 67 Abbildungen. (Bd. 196.)
Eine für weitere Kreise bestimmte, durch zahlreiche einfache Skizzen unterstützte Abhandlung über die Hebezeuge, wobei das Heben fester, flüssiger und luftförmiger Körper nach dem neuesten Stande der Forschungen eingehend behandelt wird.

Dampf und Dampfmaschine. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 45 Abbildungen. (Bd. 63.)
Schildert die inneren Vorgänge im Dampfkessel und namentlich im Zylinder der Dampfmaschine, um so ein richtiges Verständnis des Wesens der Dampfmaschine und der in der Dampfmaschine sich abspielenden Vorgänge zu ermöglichen.

Einführung in die Theorie und den Bau der neueren Wärmekraftmaschinen (Gasmaschinen). Von Prof. Richard Vater. 3. Auflage. Mit 33 Abbildungen. (Bd. 21.)
Gibt eine die neuesten Fortschritte berücksichtigende Darstellung des Wesens, Betriebes und der Bauart der immer wichtiger werdenden Benzin-, Petroleum- und Spiritusmaschinen.

Neuere Fortschritte auf dem Gebiete der Wärmekraftmaschinen. Von Prof. Richard Vater. 2. Auflage. Mit 48 Abbildungen. (Bd. 86.)
Will ein Urteil über die Konkurrenz der modernen Wärmekraftmaschinen nach ihren Vor- und Nachteilen ermöglichen und weiter in Bau und Wirkungsweise der Dampfturbine einführen.

Die Wasserkraftmaschinen und die Ausnützung der Wasserkräfte. Von Geh. Regierungsrat Albrecht v. Ihering. Mit 73 Figuren. (Bd. 228.)
Führt von dem primitiven Mühlrad bis zu den großartigen Anlagen, mit denen die moderne Technik die Kraft des Wassers zu den gewaltigsten Leistungen auszunutzen versteht.

Landwirtsch. Maschinenkunde. Von Prof. Dr. Gust. Fischer. (Bd. 316.)
Ein Überblick über die verschiedenen Arten der landwirtschaftlichen Maschinen und ihre modernsten Vervollkommnungen.

Die Eisenbahnen, ihre Entstehung und gegenwärtige Verbreitung. Von Prof. Dr. Friedrich Hahn. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 71.)
Nach einem Rückblick auf die frühesten Zeiten des Eisenbahnbaues führt der Verfasser die moderne Eisenbahn im allgemeinen nach ihren Hauptmerkmalen vor. Der Bau des Bahnkörpers, der Tunnel, die großen Brückenbauten sowie der Betrieb selbst werden besprochen, schließlich ein Überblick über die geographische Verbreitung der Eisenbahnen gegeben.

Heizung und Lüftung. Von Ingenieur Johann Eugen Mayer. Mit 40 Abbildungen. (Bd. 241.)
Will über die verschiedenen Lüftungs- und Heizungsarten menschlicher Wohn- und Aufenthaltsräume orientieren und zugleich ein Bild von der modernen Lüftungs- und Heizungstechnik geben, um dadurch Interesse und Verständnis für die dabei in Betracht kommenden, in gesundheitlicher Beziehung so überaus wichtigen Gesichtspunkte zu erwecken.

Die technische Entwicklung der Eisenbahnen der Gegenwart. Von Eisenbahnbau- u. Betriebsinsp. Ernst Biedermann. Mit 50 Abb. (Bd. 144.)
Behandelt die wichtigsten Gebiete der modernen Eisenbahntechnik, Oberbau, Entwicklung und Umfang der Spurbahnnetze in den verschiedenen Ländern, die Geschichte des Lokomotivenwesens bis zur Ausbildung der Heißdampflokomotiven einerseits und des elektrischen Betriebes andererseits sowie der Sicherung des Betriebes durch Stellwerks- und Blockanlagen.

Das Automobil. Eine Einführung in Bau und Betrieb des modernen Kraftwagens. Von Ing. Karl Blau. Mit 83 Abbild. (Bd. 166.)
Gibt einen anschaulichen Überblick über das Gesamtgebiet des modernen Automobilismus, wobei besonders das Benzinautomobil, das Elektromobil und das Dampfautomobil nach ihren Kraftquellen und sonstigen technischen Einrichtungen wie Zündung, Kühlung, Bremsen, Steuerung, Bereifung usw. besprochen werden.

Grundlagen der Elektrotechnik. Von Dr. Rudolf Blochmann. Mit 128 Abbildungen. (Bd. 168.)
Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der elektrischen Erscheinungen, ihrer Grundgesetze und ihrer Beziehungen zum Magnetismus sowie eine Einführung in das Verständnis der zahlreichen praktischen Anwendungen der Elektrizität.

Die Telegraphen- und Fernsprechtechnik in ihrer Entwicklung. Von Telegrapheninspektor Helmut Brick. Mit 58 Abbildungen. (Bd. 235.)
Eine erschöpfende Darstellung der geschichtlichen Entwicklung, der rechtlichen und technischen Grundlagen sowie der Organisation und der verschiedenen Betriebsformen des Telegraphie- und Fernsprechwesens der Erde.

Drähte und Kabel, ihre Anfertigung und Anwendung in der Elektrotechnik. Von Telegrapheninspektor Helmuth Brick. Mit 47 Abb. (Bd. 285.)
Gibt, ohne auf technische Einzelheiten einzugehen, durch Illustrationen unterstützt, nach einer elementaren Darstellung der Theorie der Leitung, einen allgemein verständlichen Überblick über die Herstellung, Beschaffenheit und Wirkungsweise aller zur Übermittlung von elektrischem Strom dienenden Leitungen.

Die Funkentelegraphie. Von Oberpostpraktikant H. Thurn. Mit 53 Illustrationen. (Bd. 167.)
Nach eingehender Darstellung des Systems Telefunken werden die für die verschiedenen Anwendungsgebiete erforderlichen Konstruktionstypen vorgeführt, wobei nach dem neuesten Stand von Wissenschaft und Technik in jüngster Zeit ausgeführte Anlagen beschrieben werden. Danach wird der Einfluß der Funkentelegraphie auf Wirtschaftsverkehr und Wirtschaftsleben sowie die Regelung der Funkentelegraphie im deutschen und internationalen Verkehr erörtert.

Nautik. Von Oberlehrer Dr. Johannes Möller. Mit 58 Fig. (Bd. 255.)
Gibt eine allgemeinverständliche Übersicht über das gesamte Gebiet der Steuermannskunst, die Mittel und Methoden, mit deren Hilfe der Seemann sein Schiff sicher über See bringt.

Die Luftschiffahrt, ihre wissenschaftlichen Grundlagen und ihre technische Entwicklung. Von Dr. Raimund Nimführ. 2. Aufl. Mit 42 Abb. (Bd. 300.)
Bietet eine umfassende Darstellung der wissenschaftlichen Grundlagen und technischen Entwicklung der Luftschiffahrt, indem es vor allem das Problem des Vogelfluges und das aerostatische und aerodynamische Prinzip des künstlichen Fluges behandelt und eine ausführliche, durch zahlreiche Abbildungen unterstützte Beschreibung der verschiedenen Konstruktionen von Luftschiffen, von der Montgolfiere bis zum Motorballon und zum modernen Aeroplan gibt.

Die Beleuchtungsarten der Gegenwart. Von Dr. phil. Wilhelm Brüsch. Mit 155 Abbildungen. (Bd. 108.)

Behandelt die technischen und wissenschaftlichen Bedingungen für die Herstellung einer wirtschaftlichen Lichtquelle und die Methoden für die Beurteilung ihres wirklichen Wertes für den Verbraucher, die einzelnen Beleuchtungsarten sowohl hinsichtlich ihrer physikalischen und chemischen Grundlagen als auch ihrer Technik und Herstellung.

Bilder aus der chemischen Technik. Von Dr. Artur Müller. Mit 24 Abbildungen. (Bd. 191.)

Eine durch lehrreiche Abbildungen unterstützte Darstellung der Ziele und Hilfsmittel der chemischen Technik im allgemeinen, wie der wichtigsten Gebiete (z. B.: Schwefelsäure, Soda, Chlor, Salpetersäure, Teerdestillation, Farbstoffe) im besonderen.

Agrikulturchemie. Von Dr. P. Krische. Mit 21 Abbild. (Bd. 314.)

Eine allgemeinverständliche Übersicht über Geschichte, Aufgaben, Methoden, Resultate und Erfolge dieses volkswirtschaftlich so wichtigen Zweiges der angewandten Chemie.

Chemie und Technologie der Sprengstoffe. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Rud. Biedermann. Mit 15 Fig. (Bd. 286.)

Gibt eine allgemeinverständliche, umfassende Schilderung des Gebietes der Sprengstoffe, ihrer Geschichte und ihrer Herstellung bis zur modernen Sprengstoffgroßindustrie, ihrer Fabrikation, Zusammensetzung und Wirkungsweise sowie ihrer Anwendung auf den verschiedenen Gebieten.

Photochemie. Von Prof. Dr. Gottfried Kümmell. Mit 23 Abb. (Bd. 227.)

Erklärt in einer für jeden verständlichen Darstellung die chemischen Vorgänge und Gesetze der Einwirkung des Lichtes auf die verschiedenen Substanzen und ihre praktische Anwendung, besonders in der Photographie, bis zu dem jüngsten Verfahren der Farbenphotographie.

Elektrochemie. Von Prof. Dr. Kurt Arndt. Mit 38 Abb. (Bd. 234.)

Eröffnet einen klaren Einblick in die wissenschaftlichen Grundlagen dieses modernsten Zweiges der Chemie, um dann seine glänzenden technischen Erfolge vor Augen zu führen.

Die Naturwissenschaften im Haushalt. Von Dr. Johannes Bongardt. In 2 Bänden. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 125. 126.)

I. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für die Gesundheit der Familie? Mit 31 Abb. (Bd. 125.)
II. Teil: Wie sorgt die Hausfrau für gute Nahrung? Mit 17 Abb. (Bd. 126.)

Selbst gebildete Hausfrauen können sich Fragen nicht beantworten wie die, weshalb sie z. B. kondensierte Milch auch in der heißen Zeit in offenen Gefäßen aufbewahren können, weshalb sie hartem Wasser Soda zusetzen, weshalb Obst im kupfernen Kessel nicht erkalten soll. Da soll hier an der Hand einfacher Beispiele, unterstützt durch Experimente und Abbildungen, das naturwissenschaftliche Denken der Leserinnen so geschult werden, daß sie befähigt werden, auch solche Fragen selbst zu beantworten, die das Buch unberücksichtigt läßt.

Chemie in Küche und Haus. Von weil. Prof. Dr. Gustav Abel. 2. Aufl. von Dr. Joseph Klein. Mit einer mehrfarbigen Doppeltafel. (Bd. 76.)

Gibt eine vollständige Übersicht und Belehrung über die Natur der in Küche und Haus sich vollziehenden mannigfachen chemischen Prozesse.

Hierzu siehe ferner:

Unger, Wie ein Buch entsteht. S. 7. **Bruns**, Die Telegraphie. S. 15. **Graetz**, Das Licht und die Farben. S. 20. **Alt**, Die Physik der Kälte. S. 21. **Bavink**, Natürliche und künstliche Pflanzen- und Tierstoffe. S. 21. **Kaiser**, Der Luftstickstoff. S. 21.

Bisher sind erschienen:

Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart.

(I. 1.) [XV u. 671 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 16.—, in Leinwand geb. ℳ 18.—.

Inhalt: Das Wesen der Kultur: W. Lexis. — Das moderne Bildungswesen: Fr. Paulsen. — Die wichtigsten Bildungsmittel. A. Schulen und Hochschulen. Das Volksschulwesen: G. Schöppa. Das höhere Knabenschulwesen: A. Matthias. Das höhere Mädchenschulwesen: H. Gaudig. Das Fach- und Fortbildungsschulwesen: G. Kerschensteiner. Die geisteswissenschaftliche Hochschulausbildung: Fr. Paulsen. Die naturwissenschaftliche Hochschulausbildung: W. v. Dyck. B. Museen. Kunst- und Kunstgewerbe-Museen: L. Pallat. Naturwissenschaftlich-technische Museen: K. Kraepelin. C. Ausstellungen. Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellungen: J. Lessing. Naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen: O. N. Witt. D. Die Musik: G. Göhler. E. Das Theater: P. Schlenther. F. Das Zeitungswesen: K. Bücher. G. Das Buch: R. Pietschmann. H. Die Bibliotheken: F. Milkau. — Die Organisation der Wissenschaft: H. Diels.

Die orientalischen Religionen mit Einleitung „Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker".

(I. III. 1.) [VII u. 267 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 7.—, in Leinwand geb. ℳ 9.—.

Inhalt: Die Anfänge der Religion und die Religion der primitiven Völker: Edv. Lehmann. — I. Die ägyptische Religion: Adolf Erman. — II. Die asiatischen Religionen. Die babylonisch-assyrische Religion: C. Bezold. Die indische Religion: H. Oldenberg. Die iranische Religion: H. Oldenberg. Die Religion des Islams: J. Goldziher. Der Lamaismus: A. Grünwedel. Die Religionen der Chinesen: J. J. M. de Groot. Die Religionen der Japaner: a) Der Shintoismus: K. Florenz. b) Der Buddhismus: H. Haas.

Die christliche Religion mit Einschluß der israelitisch-jüdischen Religion.

(I. 4.) [X u. 752 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 16.—, in Leinwand geb. ℳ 18.—. Auch in zwei Hälften:

I. Geschichte der christlichen Religion. Geh. ℳ 9.60, geb. ℳ 11.—.

Inhalt: Die israelitisch-jüdische Religion: J. Wellhausen. Die Religion Jesu und die Anfänge des Christentums bis zum Nicaenum (325): A. Jülicher. Kirche und Staat bis zur Gründung der Staatskirche: A. Harnack. Griechisch-orthodoxes Christentum und Kirche in Mittelalter und Neuzeit: N. Bonwetsch. Christentum und Kirche Westeuropas im Mittelalter: K. Müller. Katholisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: F. X. Funk. Protestantisches Christentum und Kirche in der Neuzeit: E. Troeltsch.

II. Systematische christliche Theologie. Geh. ℳ 6.60, geb. ℳ 8.—

Inhalt: Wesen der Religion und der Religionswissenschaft: E. Troeltsch. Christlich-katholische Dogmatik: J. Pohle. Christlich-katholische Ethik: J. Mausbach. Christlich-katholische praktische Theologie: C. Krieg. Christlich-protestantische Dogmatik: W. Herrmann. Christlich-protestantische Ethik: R. Seeberg. Christlich-protestantische praktische Theologie: W. Faber. Die Zukunftsaufgaben der Religion und der Religionswissenschaft: H. J. Holtzmann.

Allgemeine Geschichte der Philosophie.

(I. 5.) [VIII u. 572 S.] Lex.-8. 1909. Geh. ℳ 12.—, in Leinwand geb. ℳ 14.—.

Inhalt: Einleitung. Die Anfänge der Philosophie und die Philosophie der primitiven Völker: Wilhelm Wundt. I. Die indische Philosophie: Hermann Oldenberg. II. Die islamische und die jüdische Philosophie: Ignaz Goldziher. III. Die chinesische Philosophie: Wilhelm Grube. IV. Die japanische Philosophie: Tetsujiro Inouye. V. Die europäische Philosophie des Altertums: Hans von Arnim. VI. Die europäische Philosophie des Mittelalters: Clemens Bäumker. VII. Die neuere Philosophie: Wilh. Windelband.

Systematische Philosophie.

(I. 6.) 2., durchgesehene Aufl. [X u. 435 S.] Lex.-8. 1908. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Allgemeines. Das Wesen der Philosophie: Wilhelm Dilthey. Die einzelnen Teilgebiete. I. Logik und Erkenntnistheorie: Alois Riehl. II. Metaphysik: Wilhelm Wundt. III. Naturphilosophie: Wilhelm Ostwald. IV. Psychologie: Hermann Ebbinghaus. V. Philosophie der Geschichte: Rudolf Eucken. VI. Ethik: Friedrich Paulsen. VII. Pädagogik: Wilhelm Münch. VIII. Ästhetik: Theodor Lipps. — Die Zukunftsaufgaben der Philosophie: Friedrich Paulsen.

Die orientalischen Literaturen mit Einleitung „Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker". (I. 7.) [IX u. 419 S.] Lex.-8. 1906. Geh. ℳ 10.–, in Leinwand geb. ℳ 12.–.

Inhalt: Die Anfänge der Literatur und die Lit. der primitiven Völker: E. Schmidt. — Die ägyptische Lit.: A. Erman. Die babylonisch-assyrische Lit.: C. Bezold. Die israelitische Lit.: H. Gunkel. Die aramäische Lit.: Th. Nöldeke. Die äthiopische Lit.: Th. Nöldeke. Die arabische Lit.: M. J. de Goeje. Die indische Lit.: R. Pischel. Die altpersische Lit.: K. Geldner. Die mittelpersische Lit.: P. Horn. Die neupersische Lit.: P. Horn. Die türkische Lit.: P. Horn. Die armenische Lit.: F. N. Finck. Die georgische Lit.: F. N. Finck. Die chinesische Lit.: W. Grube. Die japanische Lit.: K. Florenz.

Die griechische und lateinische Literatur und Sprache. (I. 8.) 2. Auflage. [VIII u. 494 S.] Lex.-8. 1907. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: I. Die griechische Literatur und Sprache. Die griechische Literatur des Altertums: U. v. Wilamowitz-Moellendorff. Die griechische Literatur des Mittelalters: K. Krumbacher. Die griechische Sprache: J. Wackernagel. II. Die lateinische Literatur und Sprache. Die römische Literatur des Altertums: Fr. Leo. Die lateinische Literatur im Übergang vom Altertum zum Mittelalter: E. Norden. Die lateinische Sprache: F. Skutsch.

Die osteuropäischen Literaturen und die slawischen Sprachen. (I. 9.) [VIII u. 396 S.] 1908. Geh. ℳ 10.—, in Leinwand geb. ℳ 12.—.

Inhalt: Die slawischen Sprachen: V. v. Jagić. — Die russische Literatur: A. Wesselovsky. Die polnische Literatur: A. Brückner. Die böhmische Literatur: J. Máchal. Die südslawischen Literaturen: M. Murko. Die neugriechische Literatur: O. Thumb. Die ungarische Literatur: Fr. Riedl. Die finnische Literatur: E. N. Setälä. Die estnische Literatur: G. Suits. Die litauische Literatur: A. Bezzenberger. Die lettische Literatur: E. Wolter.

Die romanischen Literaturen und Sprachen mit Einschluß des Keltischen. (I. XI. 1.) [VII u. 499 S.] Lex.-8. 1909. Geh. ℳ 12.–, in Leinwand geb. ℳ 14.–.

Inhalt: I. Die keltischen Literaturen. 1. Sprache und Literatur der Kelten im allgemeinen: Heinrich Zimmer. 2. Die einzelnen keltischen Literaturen. a) Die irisch-gälische Literatur: Kuno Meyer. b) Die schottisch-gälische und die Manx-Literatur. c) Die kymrische (walisische) Literatur. d) Die kornische und die bretonische Literatur: Ludwig Christian Stern. — II. Die romanischen Literaturen. 1. Frankreich bis zum Ende des 15. Jahrhunderts. 2. Italien bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 3. Die kastilische und portugiesische Literatur bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. 4. Frankreich bis zur Romantik. 5. Die übrige Romania bis zur Romantik. 6. Das 19. Jahrhundert: Heinrich Morf. — III. Die romanischen Sprachen: Wilhelm Meyer-Lübke.

Staat und Gesellschaft der neueren Zeit (bis zur französ. Revolution). (II. V. 1.) Bearb. v. F. v. Bezold, E. Gothein und R. Koser. [VI u. 349 S.] Lex.-8. 1908. Geh. ℳ 9.–, in Lwd. geb. ℳ 11.–.

Inhalt: I. Staat und Gesellschaft des Reformationszeitalters. a) Staatensystem und Machtverschiebungen. b) Der moderne Staat und die Revolution. c) Die gesellschaftlichen Wandlungen und die neue Geisteskultur: Friedrich von Bezold. II. Staat und Gesellschaft des Zeitalters der Gegenreformation: Eberh. Gothein. III. Staat und Gesellschaft zur Höhezeit des Absolutismus. a) Tendenzen, Erfolge und Niederlagen des Absolutismus. b) Zustände der Gesellschaft. c) Abwandlungen des europäischen Staatensystems: Reinh. Koser.

Allgemeine Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Staates und der Gesellschaft. (II. 2.)

Inhalt: I. Anfänge der Verfassung und der Verwaltung; Verfassung und Verwaltung der primitiven Völker: A. Vierkandt. II. Orientalische Verfassung und Verwaltung des Altertums, Mittelalters und der Neuzeit. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter und Neuzeit. a) Nordafrikanische und westafrikanische (islamische) Verfassung und Verwaltung: M. Hartmann. b) Ostasiatische Verfassung und Verwaltung: O. Franke. III. Europäische Verfassung und Verwaltung. 1. Altertum: L. Wenger. 2. Mittelalter: A. Luschin v. Ebengreuth. 3. Neuzeit: O. Hintze.

Staat und Gesellschaft des Orients. (II. 3.)

Inhalt: I. Anfänge des Staates und der Gesellschaft. Staat und Gesellschaft der primitiven Völker: A. Vierkandt. — II. Staat und Gesellschaft des Orients im Altertum, Mittelalter und der Neuzeit. A. Altertum. G. Maspero. B. Mittelalter und Neuzeit. 1. Staat und Gesellschaft Nordafrikas und Westasiens. (Die islamischen Völker): M. Hartmann. 2. Staat und Gesellschaft Ostasiens. a) Staat und Gesellschaft Chinas: O. Franke. b) Staat und Gesellschaft Japans: K. Rathgen.

Systematische Rechtswissenschaft. (II. 8.) [X, LX u. 526 S.] Lex.-8. 1906. Geh. M 14.—, in Leinwand geb. M 16.—.

Inhalt: Allgemeines Wesen des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler. Die einzelnen Teilgebiete: Privatrecht. Bürgerliches Recht: R. Sohm. Handels- und Wechselrecht: G. Gareis. Versicherungsrecht: V. Ehrenberg. Internationales Privatrecht: L. v. Bar. Zivilprozeßrecht: L. v. Seuffert. Strafrecht und Strafprozeßrecht: F. v. Liszt. Kirchenrecht: W. Kahl. Staatsrecht: P. Laband. Verwaltungsrecht. Justiz und Verwaltung: G. Anschütz. Polizei und Kulturpflege: E. Bernatzik. Völkerrecht: F. v. Martitz. Die Zukunftsaufgaben des Rechtes und der Rechtswissenschaft: R. Stammler.

Allgemeine Volkswirtschaftslehre. (II. X. 1.) Von W. Lexis. Geh. M. 7.—, in Leinwand geb. M. 9.—.

Inhalt. Einleitung. — Der Kreislauf der Volkswirtschaft. I. Der Wert. II. Die Nachfrage. III. Die Produktion. IV. Kapitalvermögen und Unternehmung. V. Das Angebot. VI. Die Preisbildung. VII. Handel und Preise. VIII. Das Geld. IX. Kredit- und Bankwesen. X. Der Wert der Geldeinheit. XI. Das Einkommen. XII. Näheres über Arbeitseinkommen und Kapitalgewinn. XIII. Die Grundrente. XIV. Produktion und Einkommen. XV. Krisen. XVI. Die Konsumtion. XVII. Produktion und Verteilung. XVIII. Zukunftsaussichten.

In Vorbereitung befinden sich:

Aufgaben und Methoden der Geisteswissenschaften. (I. 2.) — Europäische Religion des Altertums. (I. III. 2.) — Deutsche Literatur und Sprache. (I. 10.) — Englische Literatur und Sprache, skandinavische Literatur und allgemeine Literaturwissenschaft. (I. XI. 2.) — Die Musik. (I. 12.) — Orientalische Kunst. Europäische Kunst des Altertums. (I. 13.) — Europäische Kunst des Mittelalters und der Neuzeit. Allgemeine Kunstwissenschaft. (I. 14.) — Völker-, Länder- und Staatenkunde. (II. 1.) — Staat und Gesellschaft Europas im Altertum und Mittelalter. (II. 4.) — Staat und Gesellschaft der neuesten Zeit. (II. V. 2.) — System der Staats- und Gesellschafts-Wissenschaft. (II. 6.) — Allgemeine Rechtsgeschichte mit Geschichte der Rechtswissenschaft. (II. 7.) — Allgemeine Wirtschaftsgeschichte mit Geschichte der Volkswirtschaftslehre. (II. 9.)